

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

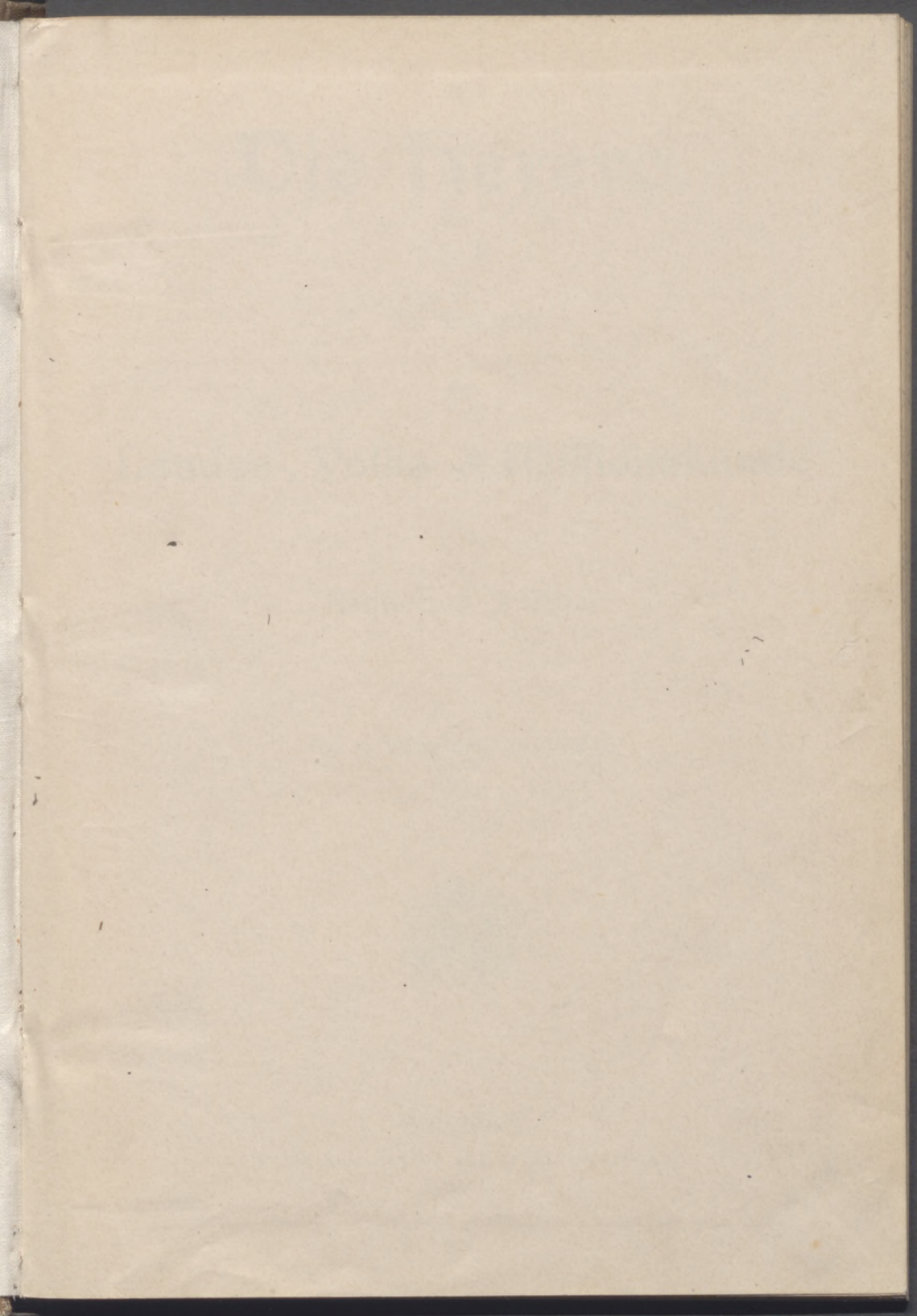
120298

II

Kc
79

2

Kc 79



202

1916. 3485.

Die Herero.

✱ ✱

Ein Beitrag

zur

Landes-, Volks- & Missionskunde

von

Missionar J. Irle.

—

Mit 56 Illustrationen und 1 Karte.



Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1906.

Die Herero.

Ein Beitrag

Landes-, Volks- & Missionarische

190298

Missionarische



[Pr. geb. 5 111]

Meinen lieben Kindern
und
meinen lieben Schwieger söhnen

Pastor Chr. Schüßler in Blasbach
Kaufmann Ed. Hälbich in Karibib

sonie meinen Schwägern

Herrn Professor Dr. H. v. Rohden in Hagenau
Herrn Pastor Dr. v. Rohden in Düsseldorf
Herrn Dr. P. v. Rohden in Davos

zur Erinnerung an das Land, in dem ihre Eltern
und Schwester im Dienst der Mission so viele
Jahre gearbeitet, gekämpft und gelitten haben

in herzlicher Liebe gewidmet

vom Verfasser.

Keiner haben Kindern

und

meinen haben Schwagerbrüder

Pastor Chr. Schüller in Alsbach
Kaufmann Ed. Tschick in Karlsruhe

sonst weitere Bekannte

Herrn Professor Dr. H. v. Rohden in Hagenau
Herrn Pastor Dr. v. Rohden in Döllsdorf
Herrn Dr. P. v. Rohden in Daxos

zur Erinnerung an das Land in dem ihre Eltern
und Schwäger für Gott der Götter so viele
Jahre gearbeitet, gekämpft und gestorben haben

in bester Liebe gedruckt

vom Verfasser

Preis 12. 4. 2.

Vorwort.

Neben all den Erscheinungen des Büchermarktes, welche das Volk der Herero in Deutsch-Südwestafrika vor oder nach seinem Aufstande zu ihrem Gegenstande haben, bittet auch dieses Buch eines Missionars um einen bescheidenen Platz. Den Vorzug darf es in Anspruch nehmen, daß es auf den Beobachtungen eines 34jährigen Weilers und einer 34jährigen Arbeit unter diesem Volke ruht. Mit unermüdlichem Fleiß hat der Verfasser während dieser Zeit alles gesammelt, was er über das Land und das Volk, über seine Eigenart, seine Geschichte, seine religiösen Anschauungen und Gebräuche, sein soziales und wirtschaftliches Leben in Erfahrung bringen konnte. So bietet er jetzt in seinem Buche eine abschließende, vieles Irrige richtigstellende und manches bisher Unbekannte ergänzende Darstellung, die nach allen Seiten hin eine genaue Kenntnis des Landes und Volkes und ein Verständnis für die Eigenart beider ermöglicht. Sollte aber das ein Nachteil sein, daß man immer wieder die Liebe des Missionars zu dem Volke herausfühlt, unter dem er seine Lebensarbeit gehabt hat?

Der Verfasser mußte aber auch auf die Einwirkungen zu sprechen kommen, welche die Unterstellung des Volkes unter die deutsche Schutzherrschaft auf seinen Charakter, auf seine wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse sowie auf die Arbeit der Mission unter ihm ausgeübt hat. Wenn er dabei mehr andeutend als breit ausführend verfährt, so wird man seine Zurückhaltung würdigen, ihm aber auch die Anerkennung nicht versagen, daß er sich aufrichtig bemüht, Licht

und Schatten billig zu verteilen. Kommt es aber hier vollends zum Ausdruck, was das Herz des alten Missionars bei der Katastrophe empfinden mußte, die mit dem Aufstand über das Volk und die Arbeit der Mission unter ihm hereingebrochen ist, so wollen und werden seine Darlegungen doch bei manchem ein mitfühlendes Verständnis wecken und finden und ihn willig machen, bei seinem Urteil über den Aufstand dem Volk Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Das Volk der Herero ist für den unseligen Aufstand, in den es sich hat hineinziehen lassen, furchtbar gestraft worden; möchte es sich ihm nun auch vergelten, daß es sich gerade unter den Schutz unseres christlichen deutschen Volkes gestellt hat!

Gütersloh, im Januar 1906.

Wegner, Pastor.

Inhalt.

Erster Teil. Das Land und Volk der Herero.

	Seite
Vorbemertung	3
1. Abschnitt. Das Land der Herero.	
1. Kapitel. Vorgeschichte des Landes	5
2. Kapitel. Grenzen und Bodenbeschaffenheit des Landes	9
Gebirge 11	Flüsse 14
Omahefe 12	Quellen, Bäume und Teiche 16
Das Flußgebiet 13	Fata Morgana 17
Wasserscheiden 13	
3. Kapitel. Klima und Temperatur	19
Regenzeiten und Zeiten der Dürre 19	Künstliche Bewässerung 23
Dürre 22	Klima und Temperatur 23
4. Kapitel. Baum- und Pflanzenwuchs	25
5. Kapitel. Die Tierwelt	32
2. Abschnitt. Das Volk der Herero.	
1. Kapitel. Die ursprünglichen Sitze der Herero	49
2. Kapitel. Ursprung und äußere Erscheinung	53
3. Kapitel. Der Charakter des Volkes	58
4. Kapitel. Die Sprache der Herero	66
5. Kapitel. Die Religion der Herero	72
1. Gottesbegriff und Namen 72	3. Der Ahnenkultus der Herero 77
2. Die Schöpfungsgagen der Herero 75	4. Der Opferdienst der Herero 78
6. Kapitel. Einteilung und Gliederung des Volkes	87
Omaanda und Otuzo	87
7. Kapitel. Die Familienverhältnisse	93
1. Geburt 93	6. Beschneidung 102
2. Verschiedene Gebräuche bei und nach der Geburt 94	7. Pubertätszerklärung der Mädchen 104
3. Namengebung des Neugeborenen 95	8. Feilen der Zähne 104
4. Zwillingsgeburt 96	9. Tätowieren des Körpers 105
5. Pflege und Erziehung der Kinder 99	10. Verlobung und Heirat 105

	Seite
8. Kapitel. Das häusliche Leben	111
1. Wohnung	111
2. Nahrung	113
3. Arbeit und Zeit	115
4. Handwerke	122
5. Spiel, Tanz, Musik	124
6. Alter, Krankheit, Tod	126
7. Sterbepflicht, Tod und Grab	128
8. Begräbnis	129
9. Grabdenkmal	129
10. Auferstehungsglaube	129
11. Geisterglaube und Dämonenfurcht	131
12. Aberglaube	131
9. Kapitel. Soziale Verhältnisse und Rechte	134
1. Eigentumsrecht an das Land	134
2. Bewegliches Eigentum	136
3. Mundrecht	136
4. Eigentumsrecht an Menschen und Sklaverei	137
5. Verfassung	137
6. Macht des Häuptlings	139
7. Gerichtsweisen und Gerichtssammlungen	140
8. Ehebruch	141
9. Mord	142
10. Erbrecht und Erbteilung	144
10. Kapitel. Die Bergdamra	149
11. Kapitel. Die Buschmänner	157
12. Kapitel. Handel	160
13. Kapitel. Kriege und Kriegführung	171
14. Kapitel. Zehnjähriger Friede und englisches Protektorat	200
15. Kapitel. Deutsche Schutzherrschaft	203
16. Kapitel. Epochenalender	221

Zweiter Teil. Die Arbeit der Mission unter den Herero.

1. Kapitel. Die Anfänge	227
1. Djimbingue	236
2. Reise zu den Ovambo	238
3. Fortsetzung der Arbeit im Hereroland	239
4. Die Missionstolonie auf Djimbingue	241
5. Weitere Entwicklung von Djimbingue	244
6. Zweite Ovamboreise	245
7. Das Augustineum	245
8. Letzte Entwicklung von Djimbingue	249
9. Djitango (Neubarmen)	252
2. Kapitel. Die weitere Entwicklung der Arbeit	256
1. Vorbemerkung	256
2. Oshandja	257
3. Omaruru	266
4. Ombabahe	271
5. Windhut	275
6. Ojofazu	280
7. Ojizeva	304
8. Ojodzondjupa	306
9. Omburo	314
10. Ojijaenena	319
11. Ojazeva	323
12. Gaub	324
13. Karibib	327
Gesamtergebnis	329
3. Kapitel. Eingeborene Gehülsen	331
4. Kapitel. Erfolg der Arbeit, Beteiligung der Gemeinden am Aufstand	335
Namen- und Sachregister	348

Verhandlung

Erster Teil.

Das Land und Volk der Herero.



Efter Cell.

Das Land und Volk der Herero.



Vorbemerkung.

Das Volk und das Land der Herero in dem Norden Deutsch-Südwestafrikas, dieses Schmerzenskinds unter unsern Kolonien, sind schon oft in Broschüren, Büchern, Zeitschriften und Reisebeschreibungen schriftstellerisch behandelt worden. Man kann jedoch kaum sagen, daß durch die Fülle der Beschreibungen das Bild klarer und richtiger geworden wäre, welches man sich in der Heimat von dem genannten Volk und Lande macht. Eher haben viele der bezeichneten Mitteilungen nur dazu beigetragen, nicht nur undeutliche, sondern geradezu verkehrte Anschauungen über Land und Leute zu verbreiten. Kein Wunder! Man vergegenwärtige sich nur, wie viele jener Beschreibungen entstanden sind! Ihre Verfasser bereisten das Land oft wie im Fluge, „auf flüchtigem Roß“, oft waren sie nur einige Monate dort, oft etwa ein bis drei Jahre, während deren sie flüchtige Reisen ins Innere machten; bald hier, bald dort verweilten sie einige Tage, höchstens an den Hauptplätzen mehrere Wochen. Die Quellen ihrer Nachrichten waren Eingeborene, deren Sprache sie nicht verstanden und deren Erzählungen ihnen nur durch die sogenannten Dolke, d. h. Dolmetscher, zugänglich wurden, die ein verstümmeltes Bastard-Holländisch und einige Brocken Deutsch sprechen; dazu kamen einige kurze Unterhaltungen mit Missionaren, die auf wenige Stunden besucht wurden, allerlei Reiseerzählungen, die sie in anderen Büchern fanden, und ihre eigenen meist nur flüchtigen Beobachtungen und Eindrücke. Alles das trug dazu bei, daß sie sich ein Urteil über das Land, seine Eigenschaften und Bewohner bildeten und hernach niederschrieben, welches von der Wirklichkeit in vielen Fällen bedeutend abweicht und sowohl Ethnographen wie Geologen und Linguisten nicht selten auf falsche Fährte geführt hat. Das Schlimmste dabei ist aber, daß die dadurch entstandene Unsicherheit und Unklarheit des Urteils über die tatsächlich bestehenden Verhältnisse dem Deutschen Reich in seiner 16 jährigen Kolonisationsarbeit im Lande — vom Jahre 1889 ab — schwere Opfer an Zeit, Geld und Menschenleben gekostet hat.

Einige Beispiele mögen genügen, um diese Behauptungen zu beweisen. Als ich im Dezember des Jahres 1889 nach 20 jährigem Aufenthalt im Hereroland wieder in der Heimat weilte, wurde mir Gelegenheit gegeben, mit einem Herrn zu verhandeln, der als einer der ersten Interessenten viel Geld in das Schutzgebiet des Hererolandes gesteckt hatte und ernstlich auf Mittel und Wege zu seiner Hebung bedacht war. Er legte mir seinen neuesten

Plan vor, eine Dampfbarke mit Motor- und Frachtkähnen nach Swakopmund zu senden, um den Güterfrachtverkehr auf dem Hauptflusse des Landes, dem Swakop, bis Otjimbingue hinauf herzustellen. Als ich ihm nun aber mitteilen mußte, daß der Swakop — wie alle Flüsse des Landes — nur ein periodischer, ein nur zeitweilig fließender Fluß ist, der kaum alle drei bis vier Jahre seine Wasser einmal bis ins Meer bringt, die ganze übrige Zeit aber nur ein trockenes Sandbett bietet, meinte der gute Herr höchst erstaunt: „Ja, was schreiben denn die Herrn N. N., der Swakop sei ein so großer Fluß!“ Trotzdem findet man sogar noch in einem der neuesten Bücher die Bemerkung, der Fluß habe durch mehrmonatliches Fließen an seiner Mündung eine Sandbank gebildet! Ein anderer Herr läßt den Kuisib an Otjimbingue vorbeifließen! Nicht viel besser steht es mit den Theorien eines Herrn, der nur kurze Zeit im Lande war und vorgeschlagen hat, man solle das Tal des Swakop von Otjimbingue bis zur Mündung mit Weinanlagen bepflanzen. Ein anderer wandelt auf dem Papier das Land durch Staudämme, Wasserbohrungen und Talsperren zu einer ergiebigen Weizenkammer um und läßt Baumwoll-, Reis-, Kaffee- und Weinplantagen darin entstehen. Wieder andere „Kenner“ rühmen die Reichtümer an Gold, Diamanten und Kupfer, die hier zu finden seien, alles Vorstellungen, die der Wirklichkeit bis jetzt gar nicht oder doch nur in sehr beschränktem Maße entsprechen.

Kaum minder unrichtig sind die Urteile und Berichte mancher Reisenden über die Arbeit der Rheinischen Missionsgesellschaft, die sie weder kennen noch lieben gelernt haben. Daß Missionar Kleinschmidt als einziger unter den Missionaren ein gebildetes Bastardmädchen geheiratet hat, noch dazu die Tochter des einst in englischen Missionsdiensten stehenden Missionars Schmelen, der allerdings ein treffliches Namamädchen zu seiner Frau gemacht hatte, gibt den Anlaß zu der völlig unrichtigen Verallgemeinerung, die Rheinischen Missionare hätten im Anfang ihrer Wirksamkeit, um Eingang unter dem Volk zu finden, eingeborene Mädchen geheiratet. Auch über das Volk der Herero, seinen Charakter und seine Gewohnheiten, liest man so manches einseitige oder verkehrte Urteil, daß es in der That geboten erscheint, endlich diesen vielfachen Verkehrtheiten, Unrichtigkeiten und Irrtümern den Garaus zu machen. Und das um so mehr, als eine große Zahl jener genugsam gekennzeichneten Beschreibungen von Deutsch-Südwestafrika nur mehr unter dem Gesichtspunkte der Ausbeutung des Landes und der Entrechtung seiner schwarzen Bewohner verfaßt zu sein scheint.

Also nicht die Lust am Bücherschreiben, sondern alle diese Beobachtungen veranlassen mich, meine seit 34 Jahren im Lande gemachten Erfahrungen an der Hand der in dieser Zeit gesammelten Aufzeichnungen nochmals nachzuprüfen und der Öffentlichkeit zu übergeben.

Erster Abschnitt.

Das Land der Herero.

Erstes Kapitel.

Vorgeschichte des Landes.

Das Land der Ovaherero, gewöhnlich Hereroland genannt, liegt zwischen dem 19. und 23.^o südlicher Breite und dem 14. und 20.^o östlicher Länge von Greenwich. An seinen Grenzen im Osten und Westen von breiten Sandgürteln umgeben, die es lange verschlossen hielten, hat es keine Vorgeschichte wie Ostafrika, das dem Verkehr seit alten Zeiten zugänglich war. Das erste, was wir darüber hören, stammt aus dem Zeitalter der großen Entdeckungen. Vasco da Gama, der kühne Portugiese, landete im Jahre 1485 auf der Suche nach dem Seewege nach Indien in Begleitung des Bartolomé Diaz und des Don Joao Infanta mit Diego Cao in Kap Groß an der Westküste Afrikas. Noch heute zeugt davon die Inschrift auf dem steinernen Kreuz, das Diego Cao auf Befehl Johannis II. von Portugal auf Kap Groß errichtete. Sie lautet: „Seit Erschaffung der Welt sind 6684 und seit Christi Geburt 1484 Jahre verflossen gewesen, als der erhabenste Don Joao von Portugal befohlen hat, daß durch Jacobus Canus (Diego Cao), seinen Ritter, die Säule hier gesetzt werde.“ Daß die Expedition auch an einer Reihe anderer Häfen landete, bezeugen die alten Namen derselben, wie Cabo de Boa Esperancia (Kap der guten Hoffnung) und andere. Vasco da Gama ist es auch, der den für die Ethnographie so wertvollen Bericht von den Hottentotten und Negern hinterlassen hat, die er 1497 bei seinem Besuch am Cabo de Boa Esperancia als reiche Herdenbesitzer vorgefunden habe. Diesen Hottentoten, Nama und einer Bastardrasse aus Phöniziern und Negern hier im Süden Afrikas, werden wir hernach wieder begegnen.

Freilich gehen einige Jahrhunderte darüber hin, ehe die europäischen Forscher bis ins Innere des Landes dringen. Als im Jahre 1652 Südafrika, besonders die jetzige Kapkolonie, an die Holländer kam, begann die erste Kolonisation des Landes durch Holländer und Hugenotten, die infolge des

Edikts von Nantes aus Frankreich geflohen waren. Zugleich fingen notwendigerweise mit der Ausbreitung der Kolonisation die Reibungen mit den Eingeborenen an. Diese zogen sich vor der Übermacht der weißen Kolonisten nach dem Norden zurück; aber vergeblich, der weiße Mann folgte ihnen. Der erste wohl, welcher den Dranjefluß überschritt und damit Südwestafrikas Gebiet betrat, war ein Hugenotte, mit Namen Jakobus Coetsee, der mit einer Anzahl Hottentotten auf die Elefantenjagd auszog. Bei seiner Rückkehr erzählte er von einem schwarzen Volke, den Damra (Herero), die noch zehn Tagereisen weiter nach Norden wohnen sollten, als er gekommen war, lange Haare hätten und gewebte Kleider trügen. Eingeborene Buschmänner, deren Sprache er nicht verstand, hatten ihm diese Fabel erzählt; noch heute kann man sie in dem Buche eines Mannes (C. v. François, Deutsch-Südwestafrika) lesen, der das Hereroland drei Jahre lang bereist haben will. Dabei hat niemals ein Herero langes Haar in unserm Sinne und noch weniger gewebte Kleider getragen. Coetsees Berichte brachten bald andere kühne Unternehmer auf die Forschungsreise. Kapitän Hope, ein Botaniker Jan Andries Ange, ein Arzt Karl Christoffel Rijtkooet, der zugleich auch Mineraloge war, ein Geometer Karl Brink, der eine Karte aufnehmen sollte, machten sich mit 13 andern Buren, etwa 70 bis 80 Bastard-Hottentotten und 15 Ochsenwagen auf den Weg nach Norden. Man fand Klein-Namaqualand durch die Korana-Buschmänner verwüstet und die eigentlichen Bewohner des Landes, die Orlam-Hottentotten, infolgedessen nach Groß-Namaland ausgewandert. Im September überschritten sie den Dranje-(Garib)fluß, jedenfalls bei der auch jetzt noch allein überschreitbaren Furt, die etwa 1000 Schritt breit ist. Bald erreichten sie eine heiße Quelle, das jezige Warmbad, und zogen an der Westseite der Karasberge entlang, wo sie Elefanten und Giraffen in Menge fanden und erlegten. Nördlich vom 26. Breitengrade mußten sie jedoch wegen Dürre und Wassermangel umkehren; ebenso eine Expedition, die ungefähr dreißig Jahre später ins Land kam. 1791 und 1792 waren nämlich die in Südwestafrika in bestimmten Zwischenräumen wiederkehrenden Jahre der Generaldürre. Unter den schwierigsten Verhältnissen kehrten Hope und seine Leute zum Dranjefluß zurück, ohne den Zweck ihrer Reise, bei den reichen Herero Kinder einzuhandeln, erreicht zu haben. Doch ist es jedenfalls interessant, daß sie in den hohen Uferbergen des Dranjeflusses zuerst Kupfer entdeckten.

Bald fanden sie in dem englischen Offizier Patterson, in Sebastian Valentin van Keenen und anderen Abenteurern Nachfolger, die immer aufs neue ins Innere eindrangten und behaupteten, sogar Golderze — wahrscheinlich aus dem oberen Dranje- und Baalfluß — gefunden zu haben. Diese Nachrichten von Goldfunden und von den reichen Viehherden der Damra wirkten sonderlich bei seinem Bruder Willem van Keenen und seinen Gefährten mit. Sie suchten, da die

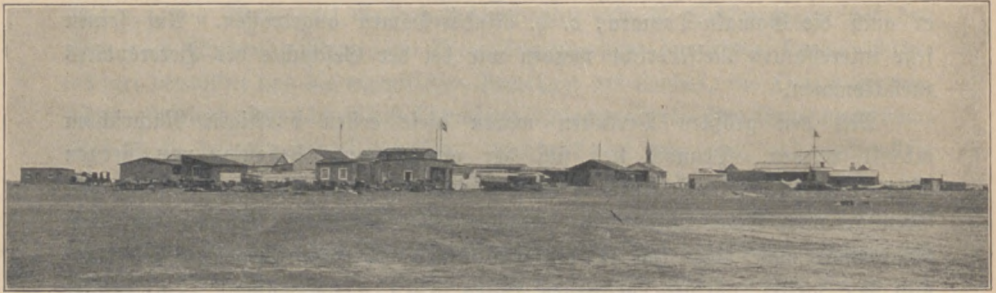
Kapkolonie 1780 englisch geworden war und die Buren sich in folgedessen beengt fühlten, neue Wohnsitze und Plätze für ihre Viehherden. Darum brachen sie 1791 gen Norden auf und kamen unter vielen Mühsalen bis zu dem heutigen Rehoboth, wo sie im Januar 1792 eintrafen. Hier riet ihnen ein Bastard, Jan Siebert, nicht nach Damraland zu reisen; es habe dort seit vier Jahren nicht mehr geregnet, und es sei unmöglich, ohne Regen und Wasser über die hohen Auasberge zu fahren. Was blieb ihnen anders übrig als umzukehren? Aber welche Opfer kostet dieser Rückweg! Durch Löwen und Buschmänner verlieren sie 140 Wagenochsen und die Hälfte ihres Viehbestandes; Wassermangel und Dürre rafften die andere Hälfte dahin; nur das Wild, 65 Rhinocerosse und 6 Giraffen, das sie schießen, rettet sie selbst vor dem Hungertode. Dennoch wagt es ein gewisser Pieter Brand, mit sieben Hottentotten noch weiter nach Norden vorzudringen, und kommt bis Windhuk, von wo er nach fünfzehntägiger Reise wieder in Rehoboth anlangt, nachdem auch ihm alle Reitochsen an Wassermangel eingegangen sind. Er ist es gewesen, der zuerst sichere Kunde über die Bergdamra gebracht hat, welche die Sprache der Nama redeten und von Feldfrüchten, wilden Zwiebeln, Grassamen, Gummi, Baumharz, Mäusen, Raupen, Ameisen und Heuschrecken lebten. Auf Windhuk hatte er auch die Gomaka-Damara, d. h. Kinder-Damra angetroffen. Auf seinen sehr interessanten Reisebericht werden wir bei der Geschichte des Hererovolkes zurückkommen.

Mit den größten Verlusten waren diese ersten dürftigen Nachrichten erkauft worden. Dennoch ließ sich der obengenannte Sebastian van Keenen nicht abschrecken, einen neuen Versuch zu wagen, und zwar diesmal auf dem Seewege nach Südwestafrika zu gelangen. Er beantragte bei der englischen Regierung, man möge sich in den Besitz aller zu Groß-Namaland gehörigen und der weiter nördlich gelegenen Häfen setzen. Im Januar 1793 schiffte er sich auf der „Meermin“ nach Walfischbai ein. Unterwegs nahm er im Namen der englischen Regierung Besitz von den Guano-Inseln, Possession Giland, Halifax und andern Inseln in der Nähe von Angra Pequena. Am 23. Januar erreichte die Expedition die Walfischbai. Hier war der Kapitän der „Meermin“ schon zwei Jahre früher einmal gelandet und hatte mit den Herero Handel getrieben. Gegen Ende des Monats trat ein Teil der Reise ins Innere an. Ein Begleiter van Keenens, mit Namen Pinaar, versuchte in Begleitung einiger mitgebrachter Hottentotten die Damra oder Herero an der Mündung und im Tal des Swakop zu erreichen. Auf Nonidas trafen sie auch einige Werste; aber ihre Wünsche blieben unerfüllt; denn was wußten die Herero damals von Gold und Kupfer, deren Namen sie noch nie gehört hatten? Wohl fanden die Reisenden im Swakoptal, also nur 200 km von der See, Elefanten, Rhinocerosse, Büffel, Seekühe und Antilopen in ungeheuren Mengen; aber das war auch alles. Die Dürre und die Sanddünen

geboden auch dieser Expedition ein unweigerliches Halt, so daß an ein weiteres Vordringen nicht zu denken war. Entmutigt verließ man daher Walfischbai und kehrte Anfangs April zum Kap zurück. (Siehe: „Zuid Afrikaansche Tydschrift“. Februar 1889.)

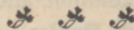
Erst 1835 erneute der englische Kapitän Alexander den Versuch, über Walfischbai einen Rindviehhandel nach St. Helena mit den Herero einzuleiten. Allein auch dieses Unternehmen scheiterte an der einsetzenden furchtbaren Dürre; zudem zeigten sich die Herero auch wenig geneigt, ihr Rindvieh, das durch die Räubereien der Nama schon bedeutend vermindert war, gegen Kultur-Erzeugnisse einzutauschen, nach denen sie noch kein Bedürfnis hatten. Was sie aber verkauften, das ging unter den Strapazen, der Dürre und an den kahlen, futterlosen Sandflächen der Bai zugrunde.

Erst durch das Vorgehen des Londoner Missionars Schmelen im Jahre 1830, der durch Namaland bis Okahandja, dem Hauptplatz des Hererolandes, vordrang, und infolge der Niederlassung der Rheinischen Missionsgesellschaft im Lande wurde Südwestafrika von der Land- und der Seeseite den Kulturvölkern bekannt und einer der besten Häfen, Walfischbai, dem Verkehr geöffnet.



Walfischbai von der Landseite.

Hier landete auch ich nach einer beinahe dreimonatlichen Seereise am 14. Februar 1869 mit einem deutschen Bauarchitekten, einem rheinischen und zehn finnischen Missionaren nebst zwei Missionarsbräuten. In den 34 Jahren, die ich seither dort gearbeitet habe, ist mir Hereroland zur zweiten Heimat geworden, die ich von Herzen liebgewonnen habe.



Zweites Kapitel.

Grenzen und Bodenbeschaffenheit des Landes.

Das Hereroland, welches man bei der Ankunft in Swakopmund oder Waldfischbai betritt, stößt im Norden an das Ovambo-, im Süden an Großnamaland und wird nordöstlich durch den Okavangofluß, im Westen durch den Atlantischen Ozean begrenzt. Das eigentliche, jetzt noch den Ovaherero



Im Hafen von Swakopmund.

belassene Gebiet beträgt etwa 154 000 qkm. Das übrige Land, etwa so groß wie Deutschland, ist in weiße Hände übergegangen. Ich muß hier gleich im Gegensatz zu Dr. Schinz anführen, daß die Ovaherero ihr Land nie „Duherero“ sondern Shi-rovaherero nennen. Duherero heißt: Hererotum, Hereroart und =weise, ähnlich wie wir von Deutschland sprechen.

Kommt man von der Meeresseite her, so hat man zunächst keinen erfreulichen Anblick. Ein etwa 70 km breiter Sandgürtel schließt das Innere des Landes nach dem Meere zu durch riesige Sanddünen und Sandberge ab. Nur die Naras — eine Melonenart — beranken zur Blütezeit diese Hügel; sonst wächst hier weder Gras noch Kraut. Ähnlich trostlos ist ja der ganze Küstenstrich von Südwestafrika, der sich vom Oranjeßuß bis zum Kuneneßuß in einer Länge von etwa 1400 km von Süden nach Norden erstreckt. Diese Gegend ist darum auch fast alles tierischen Lebens bar; die Eingeborenen sagen: „Hier muß selbst eine Schildkröte verhungern.“ Sogar der Vetter von

Reineke Fuchs, der Schakal, läßt sich hier dazu herbei, von Zeit zu Zeit zum feichten Meeresstrande hinabzusteigen, um den grimmigen Hunger durch einige Fische zu stillen. Diesen wüsten Sandring durchbrechen die Flußbetten des Swakop, des Kuisib und des Omaruruflusses. In der Fläche bei Swakopmund gibt es noch etwa 30 bis 40 m über dem Meerespiegel Wasserkalkstein- und Seemuschellager, wie ich sie 1900 selbst gefunden habe. Diese und sonstige deutliche Zeichen von Ausspülungen des Gesteins deuten mit ziemlicher Sicherheit darauf hin, daß in früheren Zeiten dieser Dünengürtel von dem Meerwasser bedeckt gewesen sein muß. — Dem Sandgürtel folgt ein etwa 150 km breiter Wüstengürtel. Wild zerklüftete, öde und kahle Gebirge wechseln in diesem mit ebenso öden, weiten Sandflächen in graufiger Eintönigkeit ab. Bäume gedeihen auch hier nicht; nur kurze Aloëstauden, Euphorbienbüsche und die Welwizia-Aloë gewinnen dem Boden ihre Nahrung ab. Wir stehen vor dem Randgebirge, das, wie so vielfach an dem Saume Afrikas, so auch hier den Eingang in das Innere aufs neue erschwert. Hinter der Walvischbai erhebt sich das Land zu der sog. Baifläche mit dem Tubasberge, nördlich vom Flußbett des Swakop und hinter dem seines Nebenflusses, des Khan, zu einer Hochfläche, die bis zur sog. Pforte reicht. Der Höhenunterschied beträgt auf 200 km vom Meer aus an 1000 m.

Den lebendigsten Eindruck von dem Charakter dieses Randgebirges gewinnen wir, wenn wir von der sandigen Küstenfläche bei Haigamchab in das Tal des Swakop hinabsteigen und dieses bis Husab hinauf verfolgen.

Gewaltige Granitberge, den Alpengebirgen nicht unähnlich, umstarren uns. Hier ist — wie es scheint — fast alles noch Urgestein. Die Fluten der Vorzeit haben sich tiefe Furchen durch die gigantischen Felsen gebahnt. Breite Adern schwarzen Eisensteins sieht man, scheinbar flüssig, auf beiden Seiten der Felsabhänge hinauf- und hinabziehen. Hohe Malven und verschiedene Aloëarten bewachen das verwitterte Gestein. Unten im Flußtal sieht man neben Dornestrüpp und Salzbüschen den hohen Ana-Mimosenbaum, den Tabeebusch und eine Art Weidenbaum.

An das Randgebirge schließt sich im Norden des Swakop ein hügeliges Bergland, an dessen Nordwestrand sich die Spitzkoppen und der Brandberg majestätisch erheben. Diese schauen nach dem Kaokofeld hinüber, jener in welligen Falten sich ausbreitenden, von vielen versiegenden Wasserläufen durchzogenen, menschen- und tierarmen Hochfläche, welche den ganzen Nordwesten des Hererolandes einnimmt. Nach dem Inneren zu steigt das eigentliche sogenannte Herero-Bergland bis zu einer Höhe von etwa 1680 m auf. Es sind lange Gebirgszüge mit tiefen Schluchten und Berge in verschiedenster Größe, die sich dem Auge des Beschauers darbieten. Gigantisch aufeinander getürmte Gneis- und Granitmassen, umgrenzen sie wie künstliche Mauern das Gelände von Westen nach Osten. Zwischen ihnen wechseln langgestreckte Täler

mit oft schöner Waldung und spärlich bewachsene Hochebenen miteinander ab. Malerisch schön ist auch hier wieder der Anblick der oft 350 m hohen Uferwände des Swakop. Von Husab bis Gaviab ist ein wahres Felsenmeer von Schluchten und Wasserrinnen, ein lebensgefährliches Labyrinth für den Reisenden, der sich nicht darin auskennt.

Gebirge.

Von den Gebirgszügen und Einzelbergen, welche in nordöstlichem Zuge das Innere des Hererolandes von dem Kaokofeld abgrenzen, sind folgende die erwähnenswertesten. Am weitesten nach Westen und noch am linken Ufer des vorhin schon genannten Khan erhebt sich zwischen Okombabe und Omaruru im Norden und Ameib im Süden das Massiv des Grongo-Gebirges bis zu einer Höhe von 1510 m. Mehr vereinzelt steigt im Osten von Omburo das Omatjao-Gebirge auf, 2100 m hoch, das in seiner Bildung fast dem berühmten Tafelberge bei Kapstadt gleicht. Nordöstlich von ihm schauen die 2680 m hohen pyramidenartigen Berge des großen und kleinen Omatako weit ins Land hinein. Nach einem Zwischenraum, der dem Kaokofeld und der gleich zu nennenden Omahela erlaubt ineinander überzugehen, folgt bei Waterberg das Omuveroumie-Gebirge, bis zu 2100 m hoch. Es ist eine Gebirgsbildung ganz anderer Art wie die übrigen. Denn während diese aus Granitmassen bestehen, ist das Omuveroumie ein Sandsteingebirge. An ihrem Rot sogleich erkennbar, fallen seine Wände nach Osten und Süden steil ab, während es nach Westen und Norden allmählich in eine Hochebene verläuft.

Kehren wir zu unserm Ausgangspunkte im Westen zurück und verfolgen nun die nach dem Namalande hin abschließenden Gebirgszüge, so ragt aus ihnen nördlich von Otjimbingue der Siewenberg, 1900 m hoch, heraus. Der vielgenannte Kaiser-Wilhelmsberg bei Okahandja ist mehr nur ein 300 m hoher unbedeutender Felsen, von den Herero Guë genannt. Jenen Namen gaben ihm die Missionare Diehl und Zrle im Jahre 1871, als sie die Nachricht von der Gründung des neuen deutschen Kaiserreiches erhielten. Welche Bedeutung diesem Berge in der Geschichte der Herero selbst zukommt, wie sie nach ihm die Jahrepoche benennen, in der sie ihre Befreiungskriege gegen die Nama begannen, davon später. Im Süden dieser Berge breitet sich die Komaz-Hochebene mit ihren zerrissenen Schluchten aus, um nach Südosten hin ihre Grenze an dem 2100 m hohen Auasgebirge zwischen Windhuk und Rehoboth zu finden. Von ihm gehen Ausläufer nach Osten und nach Norden hinaus. Die Fortsetzung der letzteren gleichsam sind nördlich des weißen Nosob die in dem Aufstand des vorigen Jahres so bekannt gewordenen Onjatiberge. Nach Norden sind diesen vorgelagert die Okonguendjeberge, 1780 m hoch. Weiter wären noch zu nennen nach Osten hin die Omuewe-

berge, der Omukuatjiuwao und am weitesten im Nordosten der Okogava. (Über die Lage aller dieser Berge herrscht auch auf den besten Karten noch viel Unklarheit.)

Omaheke.

Nacht schon der Charakter dieser meist kahlen und zerrissenen Berge und ihrer Umgebung auf das an Wälder und Felder gewöhnte Auge des Europäers keinen freundlichen und erfrischenden Eindruck, so wirkt erst recht die zwischen ihnen liegende Hochebene, die den Osten des Hererolandes einnimmt, das Sandfeld oder die Omaheke, wie der Herero sie nennt, geradezu eintönig und niederdrückend auf Auge und Gemüt. Sie beginnt im Süden hinter den Orten Otjikuara, Otjohangue, Otjoungeama und erstreckt sich bis an den Okavangofluß und Ngamisee im Osten, wo sie in hohen Sanddünen endigt. Etwa 1 m hoch liegt der rote oder gelbe Sand auf dem Untergrund, den gewaltige Kalksteinlager bilden. Wellenförmig hebt und senkt sich das Gelände, dessen weitgestreckte Niederungen von Westen nach Osten laufen. So weit das Auge reicht, ist alles ein großes Grasfeld mit einem Wachstum bis zu 1 m Höhe. Aber nicht das dauernde saftige leuchtende Grün unsrer Wiesen glänzt uns daraus entgegen, sondern es liegt, namentlich wenn die Sonne das Gras schon ausgebrannt hat, ein gelbgrauer, melancholisch stimmender Ton über der weiten Fläche. Wir haben auch keine glatte Rasendecke vor uns; nur vereinzelt stehen die hohen Grasstöcke, um sie her ist die Erde vom Regen fortgespült; hie und da findet man sogar gänzlich kahle Stellen ohne Graswuchs. Dann wieder erheben sich zwischen den Grasstellen bald die oft 3—4 m hohen Hügel der weißen Termiten, bald die kleineren kegelförmigen Bauten der roten und schwarzen Ameise, jeder von ihnen von Millionen dieser Tiere bevölkert; die letztgenannten haben sich ihre sauber gearbeiteten Wege zwischen den kleinen Grashügeln, von denen sie den Grassamen in ihre Wohnungen schleppen, mühsam gebahnt. Auch die unterirdischen Wühler, Mäuse, Schneumonns und Erdschweine, fehlen nicht; sie haben mit ihren Gängen den Boden oft so untergraben, daß es unmöglich ist, mit Wagen oder Pferden hindurchzukommen. Hier und dort findet man in den Tälern kleine Mimosenwäldchen, die das Auge erfreuen; auf den Höhenrücken wächst vereinzelt Dornestrüpp, wacht een beetje genannt. Nur auf den Flächen bei Otjohangue, Okehoro, Epufiro und Stamba gibt es niedrige, vereinzelte, oft aber auch parkartig zusammenstehende Dornbäume, die in die breiten Flächen einige Abwechslung bringen. Die Omaheke erhält meist schon im Hochsommer, also schon im Oktober, reichlichen Frühregen, dessen Feuchtigkeit das mehr flache Land besser festhält als der gebirgige Westen. Darum brennen die Herero meist schon im August oder September das alte Gras ab. Diese verheerenden Grasbrände verwandeln die riesigen Flächen zu schwarzem Staub;

aber oft schon nach vier Wochen sprießt durch die Bodenfeuchtigkeit 5—6 cm langes neues grünes Gras auf, in dem große Herden von Kindern, Schafen und Ziegen in der Sommerzeit reichlich Nahrung finden und fett werden. So ist die Omahaka eines der besten Weidfelder der Herero. Sobald die Regenzeit kommt, sammelt sich das Wasser in großen Rinnen und Teichen von 500 bis 1000 Schritt Umfang und $\frac{1}{2}$ m Tiefe. Es ist oftmals ganz klar, häufig aber auch von den trinkenden Herden verunreinigt und zu schlammigem Morast zerstampft. In früherer Zeit, bis 1870, die Heimat der Elefanten, Antilopen, Löwen, Tiger und Strauße, bildet die Omahaka jetzt den Aufenthaltsort der Uhus und Feldtaufel. Die Herero nennen sie darum auch ongaango, Wüste, oder ongurunguse, d. h. Kahlheit, wo man das Grufeln kriegt.

Das Flußgebiet.

kehren wir aus dem Sandfelde nach Südwesten und Süden zurück, so betreten wir einen andern Teil des Landes, das Gebiet der Flüsse. Natürlich bleibt der bergige Charakter auch hier vorherrschend, da — wie gesagt — Hereroland im wesentlichen Hochland ist. Zwischen seinen Bergen liegen hier große Talkessel eingeschlossen, von zahlreichen Flußrinnen durchschnitten und mit reichlichem Graswuchs bedeckt. In der Regenzeit werden diese Rinnen und Täler nicht selten zu reißenden Gewässern und gewaltigen Wasserbecken, deren Durchquerung selbst für Wagen nicht ungefährlich ist. Denn diese sinken bis an die Achse in den tiefen Schlamm ein, und man braucht oft Tage, ja Wochen dazu, um wieder heraus zu kommen. Missionar Eich z. B. saß im Jahre 1891 vierzehn Tage lang mit seinem Wagen in solchem Morast fest. So ist's im Omuramba Omatako im Nordosten, so im Omuramba Epukiro und in dem des schwarzen Nosob. Omuramba ist nicht, wie oft fälschlich gesagt, Flußbett, sondern Tal, in dem ein trockenes Flußbett liegt.

Während die Flußrinnen das ganze übrige Jahr trocken sind, können sie zur Regenzeit bei hellem Sonnenschein zu reißenden Strömen werden, die in haushohen Wellen herabkommen und alles mit sich fortreißen, was in ihren Lauf kommt. Mit furchtbarer Gewalt bilden sie oft ganz neue Wasserläufe mit starken Strömungen, die ein Durchfahren oder Überschreiten völlig unmöglich machen; denn außer den für die Eisenbahn geschlagenen Brücken gibt es keine anderen. Ebenso schnell freilich, wie solche Flüsse entstehen und wachsen, ebenso rasch fallen und verlaufen sie wieder; schon wenige Tage hernach kann man trockenen Fußes durch ihr Bett gehen.

Wasserscheiden.

Der Lauf dieser Flußrinnen richtet sich im allgemeinen nach den vorhandenen Wasserscheiden. Die eine von diesen bildet in der Richtung von Süden nach Norden das Auasgebirge mit seinen nach Norden streichenden

Ausläufern, die Dnjatiberge und die diesen vorgelagerten Dtjozonjatiberge. Die Wasser links von dieser Scheide gehören zu dem Flußgebiet des Swakop, die rechts zu dem des Nojob. Im Norden scheiden das Flußgebiet des Swakop von dem des Omuramba Omatako die mehr von Westen nach Osten ziehenden Dtjamangombeberge, die noch eine Fortsetzung in den Okongava-bergen haben.

Flüsse.

Es sei gleich im voraus bemerkt, daß es nicht „vier Haupt-Omuramba“, sondern fünf Hauptflüsse des Hererolandes gibt: den Kuisib, Swakop, Dmaruru, den Omuramba Omatako und den Nojob. Die ersten drei senden ihre Wasser dem Atlantischen, die andern zwei dem Indischen Ozean zu. Der Swakop ist der größte und bedeutendste periodische Regenfluß des Landes. In den Bergen von Dtjozonjati und Okoara, zwei Tagereisen östlich von Dtjosazu, nimmt er seinen Anfang. In einem engen Tal zwingt er sich zwischen hohen Bergen bei Dtjimise durch, fließt aber schon bei Dtjitarazu bis hinunter nach Okarupa in einer breiteren Sohle durch Kameeldornwald, und zwar bis Dtjikune nach Norden; hier wendet er sich im Bogen westlich durch das Berggelände von Dndrohungu, Okahandja, Osona, Dtjikango, Dtjimbingue hinunter zum Meer. In seinem etwa 700 km langen Laufe hat er sehr starkes Gefälle, besonders von Dtjikango abwärts; während der Unterlauf bis Khiet meist flache Ufer aufweist, windet er sich von da ab bis Haigamchab durch hohe Felsen. In den breiteren Strecken seines Weges, wie bei Oviombo, Osona, Dtjikango, Dtjimbingue, Anawud, Horebis, Dieptal, Salem, hat er infolge der ihn durchquerenden Felsenbänke Quellen, reichliches Gartenland an seinen Ufern und Weizenland in seinem Bette. In der trockenen Jahreszeit kann man sein Sandbett überall durchschreiten, und manche Reisende tun dies, ohne es zu wissen. Der Swakop ist eben, wie alle seine Brüder in Südwestafrika, ein nur zeitweilig fließender Fluß, der nur in guten Regenjahren wie 1874, 1881, 1891, 1904 seine lehmigen Gewässer zum größten Staunen der Bewohner von Swakopmund bis zur See hinunterbringt. Dann freilich kann derselbe Fluß, der in den meisten Jahren schon in der Hälfte seines Laufes im Sande versiegt und oft genug drei Jahre nacheinander nicht einmal Dtjimbingue erreicht, mit rasender Geschwindigkeit herabstürzen und, wie im Flutjahre 1874, die gewaltige Strecke von Dtjosazu bis an den ebengenannten Ort in kaum 12 Stunden durchheilen.

Erwähnung verdient auch sein Nebenfluß von der rechten Seite, der Khan, der von der Wasserscheide zwischen Dmaruru und Okahandja bei Okambuindja herabkommend, in südwestlichem Lauf bei Haigamchab in den Swakop mündet. Trotz seiner Länge bietet er gar wenig Garten- und kein Weizenland an seinen Ufern und weist auch nur unbedeutende Quellen auf.

Der Omaruru oder Eisibfluß hingegen zeichnet sich streckenweise (so von Omburo bis Okombabe) durch sehr schöne Ufer mit breiten Garten- und Weizenflächen aus. Hinter Omburo entspringt er in den Djamukurubergen. Bei Omburo, Omaruru und Okombabe sind seine hauptsächlichsten Quellen, während er in seinem unteren Laufe nur wenig Wasser hat und bei seiner Mündung ins Meer in ödester Sandwüste endigt.

Der Kuifibfluß ist zu sehr Grenzfluß nach dem Namalande hin, als daß hier viel von ihm zu sagen wäre.

In gerade entgegengesetzter Richtung, nämlich von den Omatakobergen nach Nordosten, nimmt der Omuramba Omatako seinen Lauf in den Okavangofluß. In einem breiten Tal (Omuramba) mit oft dichtem Gürtel von Akazienbäumen und Dornbüschen auf beiden Seiten läuft sein Gewässer zumeist in einer schmalen tiefen Lehmbodenrinne und überschwemmt in Regenzeiten nicht selten das ganze Tal, nach dem er seinen Namen hat: Tal der Omatakoberge. Auch in seinem Gebiet gibt es fast gar keine Quellen, nur vereinzelt, z. B. bei Dtifukurume, Dfire, Omumborongbonga an den Ufern künstlich gemachte Brunnen, die bis zu 5 m tief sind.

Ein anderer Omuramba nimmt das Bett des Epukiroflusses auf, der in östlicher Richtung dem Lutjahau zustrebt. Dieses Tal hat in seinem oberen Teil festen schwarzen Lehmboden und — wodurch es sich besonders auszeichnet — bei Epukiro (= Verirrung) hohe Waldungen nebst Gartenland. Je weiter aber der Lauf dieses Flusses nach Osten geht, um so mehr verbirgt er sich in einem flachen Sandtal, aus dem er nur hie und da einmal wieder hervortritt. Eine Menge Feldbrunnen, ozombu, bezeichnen seinen Weg.

Südlich von ihm finden wir noch ein Flußpaar, den schwarzen und den weißen Nosob. Beide entspringen auf dem Ostabhang der Dnjati = Wasserscheide und nehmen ihren Lauf in südöstlicher Richtung zunächst getrennt, bis sie sich nach drei Tagereisen bei Naosannabis vereinigen und dann, die Kalahari auf der Westseite schneidend, nach Süden in den Molopo fließen, der nicht, wie die Kolonialkarte angibt, in den Dranje, sondern nach Angabe der Eingebornen in den Limpopo münden soll. Der schwarze Nosob ist der nördlichere der beiden Brüder und trägt seinen Namen von dem schwarzen Lehmboden, durch den sich seine tiefe, meist 4 m breite Rinne von Gtuisa bis Okhoro den Weg sucht. Selbst ohne Quellen, weist er doch eine Menge 4—5 m tiefer Brunnen auf, die von den Herero in den Kalksteingrund an seinen Ufern gebrochen sind. Sein weißer Bruder verdankt seine Benennung dem weißen Quarzsand in seinem Mittellauf. Während jener von Dtifisauna und Djomukaru nach Dtifohangue und Epako oder Gobabis zu fließt, berührt dieser auf seinem Wege von Ongombo nach Dtifituezu Dtifhaena, Okazeva und Omataura oder Witoley. Damit wären die wichtigsten Flüsse des Hererolandes genannt.

Quellen, Brunnen und Teiche.

Ich erwähnte vorher die Quellen, die sich in den Flußbetten finden. Sie entstehen dadurch, daß Felsbänke sich quer unter dem Sande durch das Flußbett schieben, dadurch das verborgen talabwärts bringende Wasser stauen und an die Oberfläche treten lassen. Natürlich sind auch sie periodischer Natur wie die Flüsse selber und in ihrem Wasserreichtum oder ihrem Versiegen von diesen abhängig. Die wichtigsten von ihnen sind bei den Flüssen bereits genannt; der Vollständigkeit halber mögen sie hier zusammengestellt werden.



Graben eines Brunnens.

Man hat solche Quellen, orui otui genannt, in Omaruru, Okombahe, Salem, Diepthal, Gorebis, Tsaoobis, Djimbingue, Djikango, Okahandja, Djofazu und Djizeva, sie sind zumeist Süßwasserquellen.

Eine andere Art von Wasserbehältern bilden die sogenannten Dzombu, Feldbrunnen, die von den Eingeborenen mit spitzen, aus hartem Holz geschnitzten Stöcken im Sandfelde gegraben worden sind; man findet sie nur da, wo der Kalkstein-Untergrund das Wasser festhält und ein Durchbohren mit solchen ursprünglich einfachen Werkzeugen gestattet. Da diese Brunnen oft 1—3, ja wohl gar 6—8 m tief sind, so kann man sich denken, welche Mühe und Ausdauer dazu gehört, sie herzustellen. Freilich haben sie zwei große Nachteile. Einmal gibt der weiße Lehm, der zwischen dem Kalkstein sitzt, dem Wasser eine schmutzig weiße Farbe, sodann sammelt sich nach dem Schöpfen das Wasser nur sehr langsam wieder an und sickert oft nur tropfenweise aus dem Gestein heraus.

Neben den genannten beiden Arten, den periodischen Flußquellen und den künstlich hergestellten Feldbrunnen, gibt es noch einige immer fließende natürliche Quellen, otuharu genannt, deren Wassermenge vom Regen unabhängig und vereinzelt auch schwefelhaltig ist. Eine Anzahl davon sind Thermen, andere enthalten kühles Süßwasser. Die hauptsächlichsten finden sich auf Groß- und Klein-Windhuf, zum Teil sehr stark und 77° C heiß; auf Djikango mittelstark und 64° heiß; auf Klein-Djikango 60° heiß und schwefelig; auf Okanduu, hinter dem Liewenberg, 30° heiß und schwach; auf Omapjuu 61° heiß, schwach und schwefelig; auf Omburo heiß und schwefelig; auf Djozondjupa (Waterberg) sehr stark und kalt; auf Otavi stark und kalt; auf Djivanda tjongue (Grootfontein) sehr stark und kalt; auf Gobabis stark, teils kalt und teils warm.

Von großer Bedeutung für die Viehzucht sind endlich noch eine ganze Menge vom Regen abhängige Wasserstellen im Lande. Es sind die schon erwähnten Teiche, Erindi, Omarindi und Otuindjo, Plur. Ich kenne deren an 40, von denen die viele in guten Regenjahren ihr Wasser bis in den Oktober hinein halten. Es sind beckenartige Bodensenkungen, deren Untergrund Kalksteingebilde ist, in denen sich das Wasser sammelt. Jede dieser omarindi hat ihren Namen. Die Otuindjo (Sing.: Oruindjo) finden sich nur in den zahlreichen Tälern mit Lehmboden. Es sind vom Regenwasser ausgewählte, oft 30 m lange und 2—3 m tiefe Wasserbehälter. Eine andere Art Wasserlachen sind die Dzondata und Omifema, die sich in trockenen Flußbetten finden und wie diese selbst bald austrocknen.

Fata Morgana.

Hereroland ist auch ein Land der Fata Morgana. Gleich beim Betreten des Festlandes, auf der kahlen, baumlosen Sandfläche der Walfischbai
Fr Le, Die Herero.



kann man diese fast täglich beobachten. Dann erscheinen in der Luft wunderbare Bilder von Seen, Palmen, Bäumen, Häusern, Menschen, Schiffen und Städten, lauter Luftspiegelungen, Trugbilder ohne Wirklichkeit. Ein Bild dieser Welt, wie es oft genug schon auf sie angewendet worden. Aber auch ein Bild des Herexolandes ist. Ist's doch ein Land, dessen Wohl und Wehe fast ganz von der sich öffnenden oder sich verschließenden Regenwolke abhängt; ein Land, von dessen kahlen, zerrissenen Bergen sich heute Ströme ergießen, die in Kürze alles neu beleben, bald aber auch große Verheerungen anrichten, um morgen vielleicht schon wieder im Sande zu verrennen; ein Land also, in dem nichts ein sicheres Dasein, nichts eine dauernde Wirklichkeit hat. Kein öderes Bild als solch ein ausgetrocknetes Flußbett, über dem die afrikanische Sonne brühet; aber dann wieder und oft bei heiterem Himmel füllt es sich mit wilder, alles fortreißender Flut.

Ja, nach des Himmels Regen lechzt hier das ganze Land; aber monatelang blaut der Himmel darüber, und die Sonne sendet ihre glühenden Strahlen verdorrend auf Baum und Strauch, Mensch und Vieh herab. Alles Lebende schnappt nach Luft und schaut nach Regen aus. Welch ein unsagbares Glück, wenn endlich nach sechs Monaten im fernen Osten kleine Wölkchen aufsteigen! Täglich blickt man sehnsüchtig dorthin. Aber noch heißt's: Warten. Die glühende Sonne versengt und verbrennt alles weiter; die Erde wird rissig wie zerklüftetes Gestein; der Himmel ruht wie eine eiserne Decke bewegungslos über der Erde. Wieder die stechende Gluthize Tag um Tag! Doch endlich bewölkt sich der Himmel stärker; allabendlich blitzt es am fernen Horizonte auf, und ferne Donner rollen und grollen dumpf und schwer. Doch immer noch läßt der Regen auf sich warten. „Unser Saft ist vertrocknet, wie es im Sommer dürrer wird.“ Wir Männer, obgleich ausgedörrt wie Zitronen, aber doch ohne Nerven, können's schon noch ertragen, aber die armen weißen Frauen mit ihren Kindern! Wie schwer wird's ihnen bei täglich 30 bis 32° R. im Schatten und bei der fast erdrückenden Schwüle des Nachts! Der Hauch des Windes ist wie heiße Gluth; alles, was man berührt, fühlt sich heiß an; die Steine springen vor Hitze. Was soll es werden, wenn kein Regen kommt? Manches Gebet um Regen steigt daheim und im Gottesdienst mit den Schwarzen empor. Doch sieh da, endlich wirkliche Regenwolken! Einige Tropfen fallen auch, der Donner kracht; aber der Westwind jagt sie im Fluge wieder gen Osten zurück! O Fata Morgana! Doch am andern Morgen bringt uns der Wind aus dem Osten wieder feuchten Regenduft; selbst die Ochsen spüren ihn und atmen ihn dankbar ein. Gegen Mittag nimmt die Schwüle zu; Dunkelheit senkt sich über das ganze Land; hie und da zuckende Blitze, rasselnde Donner, dicke Tropfen: nun ist er endlich da, der langersehnte Regen. So unerwartet plötzlich und so gewaltig fängt es an zu gießen, als wollte es nimmer aufhören. In den Stuben läuft das Wasser an den Wänden

hinunter, durch Dächer, Türen und Fenster dringt's mächtig hinein. Im Nu ist alles naß, drinnen wie draußen. Alle Hände sind geschäftig, den lieben und doch unliebamen Gast von den Häusern fern zu halten. Am nächsten Tage wiederholt sich der Regen und noch öfter. Nun grünt und erblüht neues Leben auf dem sonst so öden Feld. In wenigen Tagen ist alles wie verzaubert im schönen Lande der Fata Morgana.



Drittes Kapitel.

Klima und Temperatur.

Regenzeiten und Zeiten der Dürre.

Aus dem eben Gesagten erhellt schon, daß wir im Hereroland im allgemeinen ein regenarmes und darum dürres Land vor uns haben. Alle obengenannten Flußbetten sowie auch die Flußquellen und Feldbrunnen gewinnen nur in dem Grade eine Bedeutung für die Bewässerung und Ertragsfähigkeit des Landes, je nachdem die Regenzeit Wassermengen mit sich bringt. Die Frühregen stellen sich selten schon Ende Oktober bis Anfang November ein und schaden dann oft mehr, wie sie nützen. Denn gewöhnlich sind es nur kurze Gewitterregen, und sie sind nicht stark und anhaltend genug, um einen Graswuchs zu erzeugen, der Bestand hat. Wie oft habe ich's erlebt, daß nach einigen solchen starken Gewitterschauern das Feld zu grünen und zu blühen anfing; aber ebenso schnell verwelkte es in wenigen Tagen unter der alles versengenden Sonnenglut wieder. Diese Regen, nicht selten mit starkem Hagelschlag vermischt, zerschlagen wohl das alte, verdorrte Gras zu Staub; aber nicht minder auch füllt sich das Flußbett reißend schnell und zerstört nun die junge Getreidesaat an seinen Ufern in wenigen Stunden. Wohl sechsmal hintereinander nahm uns nach solchem Regen der herunterkommende Fluß die eben reife Weizenernte mit fort oder begrub sie unter seinem Sand.

Die eigentliche Regenzeit beginnt erst anfangs Januar und dauert bis Ende April. Mächtige Wirbelwinde, Drukumbambura d. i. Regenbitter genannt, steigen auf und reißen alles mit sich fort, was in ihren Bereich kommt; gewaltige Staubsandsäulen erheben sich unheildrohend bis hoch in die Wolken und hüllen alles in Staub und Sand ein, so daß man kein Auge aufthun kann; Ost- und Westwind kämpfen miteinander einen furchtbaren Kampf; nicht selten wird der Sturm zum Orkan, der gewaltige Bäume umbricht und ganze Strecken Buschwerk entwurzelt. Unter furchtbarem Krachen schlagen die Blitze in die Kameeldornbäume und zerspalten die stärksten Riesen. Sind ihre Schläge auch meist kalt, so fallen ihnen doch oft genug Hirten und Herden zum Opfer. So schwankt die Entscheidung in dem ungeheuren

Luftkampf oft wochenlang hin und her, bis endlich der Nordostwind den Sieg davon trägt. Dann ballen sich im Osten die Wolken schwarz und schwer zusammen und entladen sich in heftigen Gewitterregen von 1 bis 2 Stunden Dauer; drohend stürzen die wuchtigen Wassermassen auf das ausgedörrte Land herab; in kurzer Zeit ist alles überflutet. So spielt sich die Regenzeit meistens ab. Nur selten geschieht es, daß der Regen von der Seeseite, also von Westen, kommt; dann ist's aber immer nur ein leiser Landregen, der wenig Bedeutung hat. Von August bis Dezember herrscht vorwiegend der Westwind, um sich gegen 3 bis 4 Uhr nachmittags immer wieder zu legen.

Von nicht geringem Interesse auch für die Kolonisation des Landes ist die Frage, wie groß denn die Regenmenge ist, die jährlich in der Regenzeit herunterkommt. Selbstverständlich ist die Menge des Wassers davon abhängig, ob das Jahr ein gutes oder ein geringes Regenjahr ist. Seit 1886 habe ich Messungen veranstaltet und dabei gefunden, daß, wenn täglich einige Stunden anhaltend tüchtige Regen fallen, die Wassermenge höchstens 200—300 mm beträgt. Ich lege das Ergebnis meiner seit 1869 gemachten und jährlich genau aufgezeichneten Beobachtungen sowie dasjenige der Messungen von 1886 ab hier vor. Danach läßt sich folgendes sagen: Die Jahre 1869/70 bis 79 waren gute, starke Regenjahre, in denen die Flüsse meist schon im November liefen; 1880 war Dürre; 1881 gab es starke Flüsse; 1882 keine Flüsse, aber viel Hagelwetter und Kälte; 1883 kalte Regen, viel Kälte und keine Flüsse; 1884 Beginn der Regenzeit Anfang Februar, zunächst schwache und erst im April starke Regen, darauf Anfang Oktober Einsetzen des Flusses, der schließlich alles Korn mit fortnahm; 1885 Beginn des Regens Ende Januar, im April Hagelstürme, keine Flüsse, viel Kälte, im Dezember Regen. Und nun die

Regen-Tabelle von 1886 ab.

Jahr	Regen-Menge mm	Bemerkungen	Jahr	Regen-Menge mm	Bemerkungen
1886	50	nur Februar u. März Regen.	1897	206	Flüsse.
1887		gute Regen, aber keine Flüsse.	1898	317	starke Flüsse.
1888		Regenzeit begann nach Ostern; Messungen nicht vorge- nommen.	1899	124	schwache Flüsse; Regen No- vember bis Dezember.
1889/90		Reise nach Deutschland, daher keine Messungen.	1900	272	starke Flüsse.
				124	Regen im Dezember.
1891	200	schwache Flüsse.	1901	141	Anfang Januar bis April Wasserstand 6 m tief.
1892	300	starke Flüsse.	1902	186	sehr wenig Regen; keine Flüsse.
1893	250	schwache Flüsse.	1903	170	Regen November bis De- zember; starke Flüsse.
1896	88	Regendauer bis April.			
	192	Regen wieder im November und Dezember; keine Flüsse.			

Meine genauen Aufzeichnungen über die Regenmenge im ganzen Hereroland in den Jahren 1886 bis 1903 haben mich zu folgenden Beobachtungen geführt. Erstens ist die Regenmenge im Westen des Landes, von Djimbingue bis zur See, nur halb so groß, ja oft nur ein Drittel wie die des Ostens und Nordens; ebenso fällt im Norden doppelt soviel Regen als im Süden, im Namaland. Doch steigt auch im Norden bei Otavi, Ghaub und Waterberg, also in den anerkanntermaßen besten Gegenden das Maß des Regens niemals über 400 mm. Sodann hängt die Güte eines Jahres nicht nur von der Menge des Regens ab, sondern auch von der Zeit, in welcher er fällt. Ob er früh oder spät, in kurzen Zwischenräumen oder in langen Pausen kommt, fällt dabei sehr ins Gewicht. So ist z. B. eine Regenzeit von Januar bis Mai, in der etwa jede Woche 10 mm Regen fallen, nicht viel nütze. Diese geringe Menge trocknet nämlich schon nach einem Tage wieder auf und gewinnt auf den Graswuchs keinen Einfluß. Ja selbst wenn es jede Woche 20 mm Regen gäbe, also in vier Monaten 320 mm, eine recht hohe Zahl, so würde doch der Erfolg nur gering sein, weil die Regen in zu weiten Zwischenräumen fallen und sich dabei keine Flüsse bilden können. Erst bei starken, täglichen Gewitter-Regen beginnen die Flüsse zu fließen, bilden sich zahlreiche Quellen und wasserreiche Tümpel und wächst das Gras bis zu 1½ m Höhe. Man redet dann von guten Regenjahren, deren etwa vier bis sechs aufeinander folgen.

Nach meinen Erkundigungen, die ich durch meine Erfahrungen bestätigt gefunden habe, wechseln in Südwestafrika Flutjahre mit dürrer Jahren in unregelmäßigen Zwischenräumen ab. Alte, hundertjährige Herero, wie Kukurü, Randji und Bingava, haben mir erzählt, daß sie sich in solchen Flutjahren oft vor dem Wasser auf die Höhen hätten flüchten müssen; das ganze Tal des Omaruruflusses von Omburo an bis weit unterhalb Okombahe sei ein großer Wasser Spiegel gewesen, in dem sich Seekühe aufgehalten hätten. Im großen und ganzen sind solche Flutjahre selten. Ich selbst habe in 34 Jahren nur drei erlebt: 1874, 1881 und 1892; die Jahre 1869/70, 1878/79, 1888/89, 1896 und 1902/03 dagegen waren dürrer Jahre. Seit 1840 sind überhaupt weit mehr dürrer Jahre als gute Regenjahre gewesen. Daraus erklärt es sich, daß der Swakop in 30 Jahren nur zehnmal und der Kuisib erst 1881 zum erstenmal nach 20 Jahren wieder voll bis zur See hinuntergekommen sind. In früheren Zeiten müssen überhaupt viel größere Wassermengen heruntergekommen und die Fluten viel höher gestiegen sein wie jetzt. Eine Reihe ziemlich sicherer Anzeichen sprechen dafür. Einmal zeigen sich die jetzigen Flußbetten als versandete neue Flußläufe, die durch solche Hochfluten entstanden sind. So fand man in dem jetzigen Sandbett des Omaruruflusses 5 m tief unter der Oberfläche hölzerne Wassereimer und Gerätschaften der Herero. Weiter findet man auf ziemlich hohen Hügeln jetzt noch vom Wasser

ausgespülte Felsenhöhlungen und rundgeschliffene Quarzsteine. Die Lehmsflächen ferner auf Otjofazu, Okahandja und zwischen Omaruru und Omburo sind, wie man an den oft 5 m hohen Flußufern bei Otjimbingue noch deutlich sehen kann, nichts als angeschwemmtes Land, in dem grober und feiner Flußsand schichtweise übereinander liegt. Da endlich, wo jetzt in Otjimbingue die Pferdeöfalle und Werkstätten der Kaserne stehen, war noch in den fünfziger Jahren ein Wasserteich mit mehreren Quellen, so daß die Missionare Rath und Hörnemann 1½ m tiefe Abzugsgräben machen mußten, um das fruchtbare Land zu entwässern und nutzbar zu machen. Aber schon 1869, als ich dort hinkam, mußten wir das Wasser in 2 bis 3½ m tiefen Löchern suchen. Damals fand ich auch noch auf einem hohen Hügel am Swakop bei Otumuama glatt geschliffene Flußsteine. Diese Spuren früheren Wasserreichtums auch an der Westseite des Landes finden ihre Bestätigung durch die Erzählungen des oben erwähnten Sebastian van Keenen, der im Jahre 1773 an der Bai bei Nonidas noch Elefanten und Giraffen in Menge sah. Wo sind diese jetzt? 1870 sah ich ihre letzten Spuren bei Erindirondjiva, seit 1880 haben sie sich ganz nach dem Osten zurückgezogen.

Auch der Osten des Hererolandes muß früher viel wasserreicher gewesen sein; behaupten doch die Geologen, das innere Becken der Kalahari sei einst ein See gewesen. Wirklich fand man dort 1879 beim Graben eines Brunnens noch Seemuscheln vor. Nicht minder weisen die kesselartigen Teiche der Omaheke darauf hin, daß sie früher in weitem Umfange voll Wasser gestanden haben muß.

Dürre.

Eine andere auffallende Erscheinung in dem früher ziemlich wasserreichen, jetzt aber wasserarmen Lande ist die der General-Dürre. Mit ziemlicher Regelmäßigkeit haben nämlich seit 1761 — soweit können wir es verfolgen — etwa alle 30 Jahre eine sogenannte General-Dürre und etwa von zehn zu zehn Jahren einige gewöhnliche dürre Jahre stattgefunden. Die Geschichte der oben mitgetheilten Expeditionen und der Herero Jahres-Epochen Kalender lassen die ziemlich sichere Annahme zu, daß die Jahre 1771, 1792, 1833, 1844, 1867 und 1902/03 eine General-Dürre gebracht haben. Im Jahre 1844 mußte der Missionar Hugo Hahn die eben angelegte Station Okahandja des Wassermangels halber aufgeben. In den Jahren 1866—1868 war der Swakop in drei Jahren nicht bis Otjimbingue gelaufen. Bei meiner Ankunft auf Okahandja fand ich 1869 die sonst laufende Quelle ausgetrocknet und mußte dort und auf Osona das Wasser in fast 3 m tiefen Löchern suchen. Im Jahre 1902/03 war das Wasser auf Otjofazu im Flußbett bis auf 4 m Tiefe eingetrocknet, während es in den guten Jahren von 1870 an immer eine etwa 1000 Schritt weit auslaufende Quelle bildete. Es war dies das erstemal in den 31 Jahren, daß wir Wassermangel hatten und täglich nur

drei Eimer Wasser schöpfen konnten. Von diesen mußten wir täglich $\frac{1}{2}$ Eimer sparen, um nur nach 14 Tagen Kleider waschen zu können. Auch hieß es: schmutziges Wasser gieße man nicht eher weg, als bis man reines hat. Die gewöhnlichen, im Laufe von 10 Jahren wiederkehrenden dürren Jahre waren in dieser Zeit 1879, 1889 und 1896. Von 1883 ab bis 1901 konnten die Leute auf Otjosazu nur selten Weizen säen oder gute Gärten anlegen. Nur die Zeit von 1870 bis 1881 waren für Kornbau und Gärten Segensjahre.

Es erhebt sich die Frage: Was mag wohl die Ursache dafür sein, daß das Land jetzt weniger Regen bekommt als früher? Ob die ungeheuren jährlichen Grasbrände in der Omahela dazu beigetragen haben? Ob man es der Zerstörung der Waldungen auf den Bergen, die von den Nama und Bergdamra niedergebrannt wurden, zuschreiben darf? Ob vielleicht das Abhauen der Dornen für die Umzäunung der Weizenfelder in den Flußbetten, wie es namentlich auf Otjimbingue geschehen ist, mitgewirkt hat? Fast möchte man es glauben. Denn die Beobachtung lehrt, daß die ersten Regen im Osten, im Quellgebiet des Swakop, immer da entstehen, wo reichlicher Wald ist. Okahandja, Otjosazu und Katjapja hatten, ehe die Nama im Jahre 1846 die Gegend verwüsteten, noch reichlichen Waldbestand; jetzt findet man nur noch die abgebrannten dicken Baumstrünke im Boden. Leider machen es unsre deutschen „Kulturpfleger“ nicht viel besser; denn der schöne, wohl 100 Jahre alte Mimosenwald (Otusu Mimose) bei Groß-Windhuk ist unter dem Beil der Forstwissenschaft gefallen; ebenso hat der von Maharero und den Missionaren angepflanzte Mimosenwald bei Okahandja einer Baumschule Platz machen müssen.

Künstliche Bewässerung.

Doch wie dem auch sei, Tatsache ist, daß Hereroland jetzt nur noch in guten Regenjahren wasserreich ist. Aber damit ist es noch kein ackerbaufähiges Land. Unsrer Kolonisation hat darum versucht, es dazu zu machen. Man will die Wasserarmut durch Staudämme und Wasserbohrungen heben. Doch sind bis jetzt keine nennenswerten Erfolge damit erzielt worden. Meiner Ansicht nach sind die mit vielen Kosten hergestellten Anlagen bis jetzt verfehlt. Es fehlt eben hier zu Lande jede Vorbedingung zu solchen, vor allem die feste Rasen- oder Steindecke, durch welche die Böschungen geschützt und widerstandsfähig gemacht werden. Zum andern führen unsre Flüsse und Talwasserläufe solche Mengen Schlamm und Sand mit sich, daß nach einigermaßen starkem Regen auch das schönste und tiefste Staubecken damit angefüllt ist, während das Wasser als hübscher Wasserfall über den Damm hinabfließt. Auch die Brunnenbohrungen haben nicht den erhofften Erfolg gehabt. Von den 28 Bohrlöchern bis zu 13, ja 65 m Tiefe haben nur vier starkes, vier wenig und 20 gar kein Wasser. Zu den ersten gehört auch der Brunnen auf Otjosazu. Er ist fast 14 m tief und nur 15 Schritt vom Flußbett

entfernt, hatte aber im Oktober 1902 ebensowenig Wasser wie mein Brunnen, nämlich täglich drei Gimer. Im November kam der Fluß nach einem zwei- stündigen Regen von 74 mm zum Fließen; da war das Loch, nicht vom Fluß, sondern vom Regenwasser, nur 2 m hoch voll. Aber wer wollte sich der Mühe unterziehen, so tiefes und noch dazu so schmutziges Wasser heraufzuwinden; hatten wir es doch näher im Flußbett selbst und in unserm Gartenbrunnen, der stets reines, klares und wohlgeschmeckendes Wasser gab. Selbst den Herero fiel das nicht ein. Gerade in der Regenzeit, wo in den Flußbetten alles Wasser zusammenläuft und daher schmutzig, lehmig und unbrauchbar ist, haben wir in unserm in den Felsen gesprengten und ausgemauerten Brunnen immer reines und schmackhaftes Wasser gehabt. Es wird also nach den bisherigen Erfahrungen schwerlich gelingen, das Hereroland durch die Mittel der modernen Technik zu einem wasserergiebigen Lande zu machen; es sei denn, daß man den Kunene in Dvamboland mittelst eines Kanals nach Hereroland ableitet!

Klima und Temperatur.

Dagegen ist das Klima des Landes weit gesunder, als man es der geographischen Lage nach vermuten sollte. Die Hauptursache dafür ist seine Höhenlage. Auch der fast von Ende Mai bis November wolkenlose, blaue Himmel, die reine, noch nicht von den Bazillen der Kultur verpestete Luft und die trockene Hitze mögen viel dazu beitragen. Außerordentlich schwankend ist jedoch die Temperatur. Während dieselbe im Hochsommer bis zu 30° R im Schatten und 40—45° R gegen 2 Uhr nachmittags in der Sonne steigt, sinkt sie in den Nächten bedeutend herab; ja im Winter, also in den Monaten Juli und August, fällt das Thermometer von 15° R des Abends in der Nacht bis zum Morgen auf 5°, ja 0° R, nicht selten sogar auf 4° R Kälte. Dann gibt es wohl in den Gimern Eis, jedoch nicht in den Brunnen. Nur einmal, im Jahre 1883, habe ich es erlebt, daß auf den Mauern und Hecken Glatteis lag. Ein starker Nebel, wie solche nur in dürren Jahren im Oktober bis zur Wasserscheide heraufkommen und Kälte mitbringen, war zu Eis gefroren. Schnee kennt man nicht, wohl aber Hagelschlossen bis zu walnußgroßen Stücken, die alles zerschlagen und selbst Kleinvieh und nackte Menschen töten können. — Schwankungen des Barometers, wie wir sie in Deutschland gewöhnt sind, kommen nicht vor. Er bewegt sich gewöhnlich nur zwischen 730 und 740. Es gibt selten windstille Tage. Durch die vorhin erwähnten starken Seenebel erklärt es sich auch, daß selbst noch im Oktober, wenn am Tage 25—30° R Hitze ist, die Blüten des Weins, der Feigen und Datteln und besonders blühender Weizen und Kartoffeln in der Nacht oft gänzlich vernichtet werden. Ja es kommt vor, daß sogar im Dezember ein solcher Frost Kürbisse, Melonen und alle zarten Gewächse, selbst die Blüten des Dornbaums zerstört. Die

schönsten Hoffnungen werden dann in einer Nacht vernichtet, das saftigste Grün ist am Mittag schwarz und verwelkt. Feigen, Granatbäume, Oleander, Bananen und Apfelsinen, die nur noch die Blätter behalten, aber keine neuen Knospen bilden, ersticken im eigenen Saft und gehen so zugrunde.



Viertes Kapitel.

Baum- und Pflanzenwuchs.

Schon wiederholt hat unsere Beschreibung das Gebiet der Pflanzenwelt berühren müssen. Wir haben dabei die Beobachtung machen können, wie sehr der Baum- und Pflanzenwuchs des Landes von dem Regen abhängig sein muß. In der That ist auch die Vegetation keineswegs so reich und üppig, wie sich die Phantasie eines Europäers die Tropenlandschaft wohl vorstellt. Wenigstens sind die Bilder der Ansichtskarten, auf deren einer man z. B. im Hintergrunde ein Dattelpalmenwäldchen und davor einen von deutschen Soldaten gestürmten Bergdamra-Pontok sehen kann, die reinste Fata Morgana. Wohl gibt es auch Palmen im Hereroland, aber nur da, wo die Missionare sie in früheren Zeiten angepflanzt haben, wie in Otjimbingue, Otjikango, Otjosazu, Omaruru und Windhuk. Die eigentliche Palmzone geht schon hinter den Waterbergen und Grootfontein vorüber; östlich von Otjikango blühen sie wohl noch, bringen aber keine Früchte mehr. Auch hinsichtlich der Vegetation ist und bleibt das Land im großen und ganzen namentlich in der Zeit der Trockenheit mehr eine Wüste als ein lieblicher Gottesgarten. Wohl wachsen zwischen den steilen, glatten, von der Sonne durchglühten Felsblöcken allerlei Schlingpflanzen, Kakteen und hie und da Dornestrüpp und Dornbäume, wohl sieht man vereinzelt (bei Waterberg) den wilden Feigenbaum, und auf den Bergen leuchtet die rotblühende, stattliche *Euphorbia candelabris*, die sich wie ein prachtvoller Kronleuchter aus der Eintönigkeit der vorherrschend gelben Farbe der anderen Blüten abhebt, wohl reckt daneben die Aloe ihren schlanken, oft 3 m hohen Schaft in die Luft, und für das aufmerksam suchende Auge gibt's noch mancherlei höchst Interessantes in unserer Pflanzenwelt, aber ein Auge, das an deutsche Berge und grüne Wälder gewöhnt ist, wird sich im Hererolande immer zunächst enttäuscht finden.

Eigentliche Wälder wie in Deutschland gibt es, wie schon oben bemerkt, im Hererolande nicht mehr. Doch fallen dem Reisenden zunächst viele Baumarten und Sträucher auf, die ihm immer wieder begegnen, je weiter er ins Land hineinkommt: vor allem der Kameldornbaum in seinen zwei Arten, *acacia giraffae* und *acacia erioloba*; ferner die *Una* (*acacia albida*) und

endlich der Götterbaum der Herero (*Cambretum primigenum*). Der erstgenannte Baum, dessen Zone in das Gebiet der Nosobflüsse, des Sandfeldes und darüber hinaus bis in die Kalahari reicht, hat seinen Namen: acacia



Berglandschaft.

giraffae davon, daß seine immergrünen Blätter den Giraffen zur Nahrung dienen. Auf hohem, starkem Stamm von eisenfestem Holz erhebt sich seine schwache Krone mit ockergelben Blüten und oft 10 cm langen, weißen Dornen.

Eine ganz andere Form hat der andere Dornbaum, der von den Herero *Dmuhivirikua* genannt wird, während jener den Namen *Dmumbonde* trägt. Seine schirmartig sich ausbreitende Krone erreicht nicht selten einen Umfang von 10 bis 16 und eine Höhe bis zu 11 m, während der Stamm oft 1 m im Durchmesser hat. Die knorrigen Äste bilden ein gewaltiges Laubdach, in dessen Schatten vier Ochsenwagen bequem ausspannen können. Im laublosen



Kameldornbaum.

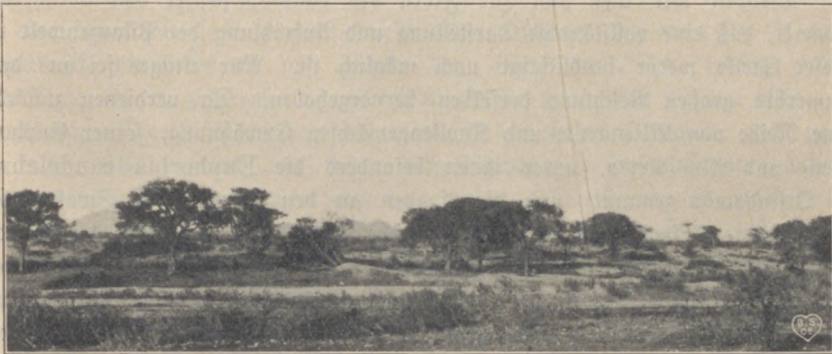
Zustande, von Mai bis September, gleicht er von fern wohl einer hundertjährigen Eiche, mit der er jedoch sonst keinerlei Ähnlichkeit oder Verwandtschaft hat, höchstens daß er auch wohl 200 Jahre alt werden kann. Das feine, zarte Laub, die 5 cm langen, halbmondsförmigen Fruchtschoten und die ebenso langen, gepaart stehenden Dornen machen eine Verwechslung mit unsrer Eiche unmöglich. Die goldgelben Blütenknospen strömen weithin einen herrlichen Duft aus. In Blüte, Blättern, Schoten und Dornen ist die *acacia erioloba* der *acacia giraffae* so ähnlich, daß man beide, wenn sie belaubt sind, miteinander

verwechseln kann. Doch hat sie einen höheren Wuchs. Wie *Omuhiwirikua*, d. h. Gepriesener, nennen die Herero ihn auch *Omuferamaendo*, d. h. Gräberfreund, weil sie in seinem Schatten gewöhnlich ihre Toten begraben. Die unglaubliche Sprödigkeit und Härte des Holzes dieser Dornbäume erschwert zwar ihre Bearbeitung außerordentlich, doch gibt es, wenn es im Saft gefällt wird, das beste Bauholz zu Dachbalken, nicht nur wegen seiner bedeutenden Tragfähigkeit, sondern auch wegen des erfolgreichen Widerstandes, den es dem Angriff der Termiten entgegensetzt. Daneben geben das schwammige Mark und die Körner in den Schoten beider ein vortreffliches Viehfutter ab.

An Größe und Üppigkeit des Wuchses, an Schönheit der Krone, Blüten und Schoten werden beide Kameldornbaumarten noch übertroffen von der *acacia albida*, der *Ana*, *Omuë* in der Hererosprache genannt. Zumeist im Flußbett des *Swakop* zu finden, wo er seine Wurzeln in Süßwasser senken kann, reicht dieser Baum mit seiner Zone bis *Otjikango*. Auffallend ist die Schnelligkeit seines Wuchses. So stehen in *Otjimbingue* Bäume im Flußbett, die schon nach 10 Jahren eine Höhe von über 7 m erreicht hatten. Auf *Horebis* sah ich 1869 Bäume, die wohl 200 Jahre alt sein mochten und bei einer Höhe von 20 m einen Stammdurchmesser von fast 3 m aufwiesen. Die volle, runde Krone dieser *Ana* bietet auch für fünf bis sechs Ochsenwagen einen schattigen Ausspannplatz. Die Blüten, nicht wie beim Kameldornbaum runde Knospen, sondern ährenartige Gebilde, entwickeln sichelförmig-spiralartig gekrümmte Schoten, die wohl bis zu 15 cm lang werden. Wenn sie, nach der Blüte, die in den Monaten Mai und Juni stattfindet, abfallen, bedecken sie oft 30 cm hoch den ganzen Erdboden ringsum; dann sind sie wertvolles Ochsenfutter, das die Tiere fett werden und das Gras entbehren läßt. Das weiche, weiße Holz der *Ana* läßt sich leicht bearbeiten, ist jedoch nur zu Brettern tauglich, wenn der Baum im Januar oder Februar, wo er keinen Saft hat, gefällt und dann 14 Tage lang im Wasser vom vorhandenen Saft befreit wird. Andernfalls fällt es den Würmern zum Opfer. Es ist also die Nachricht der flüchtig durchreisenden Forscher falsch, daß das Holz des *Omuë*baumes sich wegen seiner Widerstandsfähigkeit gegen Ameisen besonders für Bauzwecke eigne. Gerade der *Omuë* besitzt am wenigsten Tragfähigkeit und biegt sich wie ein krummer Bogen durch. Die Kolonisten und Wagenbauer in *Otjimbingue*, die es seit 1864 ausprobieren haben, verwenden kein *Omuë*holz für Balken, Türen, Stühle, Fensterrahmen, Wagenräder etc., da es eben den Würmern und Ameisen nicht stand hält.

An vierter Stelle ist oben der Götterbaum der Herero erwähnt worden, der *Omumborombonga* von ihm wird im Abschnitt „Kultus“ noch besonders die Rede sein. Er ist neben dem wilden Feigenbaum der einzige ansehnliche Laubholzbaum im Hererolande. Die jungen *Omumborombonga*

wachsen schlank und gerade auf und sehen unserer Silberpappel nicht unähnlich. Erst im späteren Alter streckt der Baum seine Äste horizontal aus. Dann ist die Rinde grauweiß und rissig, die zolllangen Blätter sind grau, lederartig und in der Form länglich, die Blüten ähneln denen der Weißbuche, die Samenkapsel gleicht aber mehr derjenigen der Hainbuche, doch ist sie rötlich weiß wie auch bei dem Dmutiatupa. Das feinfaserige Holz, besonders das Kernholz, gibt an Härte dem des Dornbaumes nichts nach. Die Zone des Baumes beginnt bei 21½ Grad östlicher Breite bei Dtjamangombe, wo er kleinere Wälder bildet, und reicht über Dmatako Dmaruru westwärts bis zum Kaoko hin. Im mittleren Hereroland und besonders im oberen Swakopatal, wie Dr. Schinz meint, ist er nicht heimisch. Dabei beschränkt sich sein Standort nicht nur auf die Ränder der periodischen Flüsse, sondern auch der Sandboden genügt ihm, wie in Dtjamangombe und Dtjongeama. Im Westen bei Usakos und im Nordosten bei Okomaja kommen nur noch kleine, verkrüppelte Exemplare vor.



Baumlandschaft bei Otjofazu.

Doch fehlen andere Laubholzarten nicht ganz, so die bereits genannten Sykomoren, die wilden Feigenbäume, deren älteste und größte Vertreter, wohl 200 jährig, auf Otjozondjupa stehen, ferner der Amuama mit sehr festem, weißem Holz; der Omukuuha ähnlich der Sykomore; der Omupendaruna mit zolldicker weißer Rinde und Laub wie das der Espe; der Dmutindi, Butterbaum; der Omupanda mit apfelbaumähnlichen Blättern; der Omumunu, Kastorölbaum; der Dmutati im Kaoko; der Omufema, Ebenholzbaum und endlich der Dmutendereti, die beiden letzteren mit Blättern wie die der Trauerweide. — Unter den Dorn- und Akazienbäumen gibt es noch etwa 20 Arten kleinerer Bäume und Sträucher, unter ihnen der Dmunguati, der Seifenbusch, dessen Asche durch starken Sodagehalt auffällt. Im übrigen tragen fast alle diese Baumgewächse mehr oder weniger Schoten oder Beeren, die sich zur Nahrung für Vieh oder Menschen dienlich erweisen.

So wenig einladend auch alle diese Bäume sein mögen, so freut man sich doch, wenn man im heißen Sommer im Flußthal unter ihrem Schatten ausspannen kann. Ist doch das ganze Land sonst bis zur Omahete hin mit fast blätterlosen Dornbüschen bedeckt, die 2 bis 2½ m hoch werden, mit ihren krummen Hakendornen einen festhalten und ein Hindurchgehen fast unmöglich machen. Besonders lästig sind die amisauna, von den Holländern „Wacht een Beetje“ genannt. Diese zahllosen Dornen, die unausrottbar sind, drücken vor allem dem Hererolande seinen Charakter auf.

Neben den zahllosen Dornbäumen und unausrottbaren Dornbüschen gibt es noch eine große Zahl anderer Sträucher; unter ihnen spielt besonders der wilde Rosinenstrauch, Omuvapu, eine große Rolle. Er ist den Herero heilig, und von ihm wird bei ihren Opfern noch näher die Rede sein müssen. Seine beliebten Beeren dienen zugleich als Nahrung.

Die Flora.

Wenden wir uns nun zur Flora des Landes, so sei von vornherein bemerkt, daß eine vollständige Darstellung und Aufzählung der Pflanzenwelt an dieser Stelle weder beabsichtigt noch möglich ist. Nur einiges sei aus dem immerhin großen Reichthum derselben hervorgehoben. Da verdienen zunächst eine Reihe von Lilienarten und Knollengewächsen Erwähnung, ferner Euphorbien- und Moß-Arten, unter ihnen besonders die Euphorbia candelabris (= Otjindombo genannt) und die Agaven an den Bergen des Swakoptales eine Menge Kakteen, darunter der Onguehe, Schlangenkaktus, und der Duzuo, Giftkaktus, der das stärkste Pfeilgift liefert. Von den Knollengewächsen wären etwa zu nennen die Dfona, eine armdicke und ebenso lange Knolle; die Otjinakui, unsrer kleinen Kartoffel gleichend; die Otjitore, Otjimata, Drumakui, Ondape, Onduri, Ombaruru usw., alle sind eßbar; einige gleichen unsrem Schwarzwurz. Die Omundjosewurzel, die etwa 30 cm lang und 10 cm dick wird, gibt den Gerbstoff für das Leder her. Ferner gehört hierher die ebenfalls eßbare Wurzel der Ombanjui, 20 cm dick und 30 cm lang. Aus ihren gelben Blüten entwickeln sich Fruchtkapseln mit zwei kastanienähnlichen, ölhaltigen Nüssen, einem Hauptnahrungsmittel der Armen. Doch wächst die Ombanjui nur im Sandfeld des Mosobgebietes und in der Omahete bei Osire. Die Ozohe, ein kleiner Strauch mit bohnenartiger Frucht, gibt, wenn ihre Bohnen geröstet und gekocht werden, ein wohlgeschmeckendes, kaffeeähnliches Getränk. Auch die Pilze fehlen nicht; besonders wird der Gjoova, ein großer, schöner Pilz mit armdickem Strunk, mit Vorliebe gegessen. — Unter den Rankengewächsen und Schlingpflanzen sind von Interesse die Nara, die Graura und Ghabe, ferner die Ekungu, wilde Gurke, die Druzenga und besonders die Otjihangatene, deren spinnenförmige Samenkapsel mit ihren klauenartigen Dornen sich in der Hand des Finders festkrallt, und wehe dem,

in dessen Haaren sie sich festheftet! — Farrenkräuter gedeihen eigentlich nur an den Quellen, wie auf Otjondjupa, während sie auf den Bergen ein nur kümmerliches Dasein fristen.

Wohl die weitaus interessanteste aller Pflanzen ist die nach dem Namen ihres Entdeckers genannte *Welwitschia mirabilis*. Sie wächst fast nur auf der Walfischbaifläche. Auch kommt sie ganz verkümmert in der Nähe des Swaoptales vor; ihre eigentliche Heimat soll Mosamedes sein. Mannigfache Versuche, sie nach Kapstadt in den Botanischen Garten zu versetzen, wie es Welwitsch selbst 1850 und hernach Haaker 1860 unternommen haben, sind nur mangelhaft gelungen. Ich sah dort nur zwei Prachtexemplare. Der Blütenbildung nach nähert sich die *Welwitschia* am meisten den Koniferen. Ihre 3 bis 4 m langen Wurzeln senkt sie in den kieselsauren Sand der Wasser-rinnen auf der Baifläche. Der nach unten kegelförmig zugespitzte Stamm bildet gleich über der Erde zwei flache, halbbrunde Teller, die etwa 15 cm aus dem Sande herausragen. Jede dieser Hälften treibt nun am Rande ein bis zwei Blätter, die so lange bleiben, wie die Pflanze lebt. Dabei haben sie eine Länge von 4—5 m und eine Breite am Stamm von etwa 40—50 cm, fühlen sich wie Leder an und ähneln dem Blatt der Tulpe, solange nicht der Wind sie in zahlreiche Längsstreifen zerfetzt hat. Die Pflanze selber ist zweikläufig. Die Blüten stehen auf etwa 15 cm hohen Stengeln, sind teils männlich, teils weiblich und sehen den Käzchen der Haselnußblüte ähnlich. Die männlichen Blütenkäzchen auf dem ersten Teller sterben ab, sobald sie ausgeblüht sind; die weiblichen Blütenkäzchen auf dem zweiten Teller entwickeln sich zu kleinen, 5—6 cm langen Zapfen, den jungen Fichtenzapfen ähnlich; sie sind zuerst grün und werden in reifem Zustande rötlich. Wie bei den Koniferen sitzt der Same am Samenstengel des Zapfens unter Schuppen. Ihn im oberen Hererolande zum Keimen zu bringen oder die jungen Pflanzen daselbst anzusiedeln, ist mir trotz wiederholter Versuche nicht gelungen. Es fehlen eben hier dem Boden der Salzgehalt und die Kieselsäure, die zum Wachstum der Pflanze unbedingt nötig zu sein scheinen.

Noch eine Pflanzengruppe mag endlich Erwähnung finden, die Medizin-kräuter und Büsche. Es wären hier zu nennen die Guisa, bei Dysenterie, Otjindombo, bei Verstopfung, Dnjati, bei Wunden, Ontjesu, beim Zaubern, Omutuimise, beim Räuchern, und Okaputekovauforumme, bei der Beschneidung von den Eingeborenen angewandt. — Zum Schluß erübrigt noch die Bemerkung, daß das Gesez der Mimikri auch auf die Blumen und Blüten des Hererolandes seine Anwendung findet; sie sind nämlich fast alle dem gelb-grauen Kolorit der meist sonnenbeschienenen Landschaft entsprechend gelblich gefärbt.

Unter den vielen Blumenarten, die nach der langen Dürre bei einigem guten Regen zauberartig mit ihrem helldunklen Gelb bis zum feurigen Rot

und dem zartesten Weiß hervorkommen, sei das afrikanische Schneewittchen herausgehoben mit seinem weißfilzig sammtnen Blättern, aus deren Mitte wunderschöne, rosenrote Blüten hervorstechen. Ich sah sie nur auf der Höhe von Haigamchab im Sande blühen. Eine Menge anderer, wie das blauweiße Vergißmeinnicht, die Blutstropfen ähnliche Rankenblume und andere mehr erfreuen das Auge nicht minder. Grasarten gibt es wohl an 20, unter ihnen das berühmte Stechgras, das den Tieren, besonders den Pferden, so schädlich ist und sich dem Reisenden in die Kleider festhakt, diese durchsticht und kaum wieder zu entfernen ist. Auch sei noch das Spiergras genannt, an dessen Wurzeln die Dindjes, die Feldzwiebel, wachsen, die besonders den Armen zur Nahrung dienen.



Fünftes Kapitel.

Die Tierwelt.

Bedeutend reicher wie das Pflanzenreich ist im Hereroland die Tierwelt vertreten. Indem wir zu ihrer Schilderung übergehen, mag der für Eingeborene wie für Kolonisten wichtigste Teil der Tierbevölkerung auch hier den ersten Platz einnehmen: das Weidevieh. Fast sind sie ja im Munde der Reisenden sprichwörtlich geworden, die Ochsen der Herero. Denn dieses Volk, das bis zur Stunde ein Nomadenleben führt, war und ist für seinen Bestand in der Hauptsache auf das Rindvieh angewiesen. Aber wo sind die Riesenherden geblieben, die noch vor den Kriegen in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vorhanden waren? Wer sie damals nicht gesehen hat, der macht sich heute keinen Begriff mehr davon. Man konnte annehmen, daß die Häuptlinge Maharero, Zeraua, Kambazembi, Bingava jeder an 200 Herden, also an 200 000 Rinder besaßen. Charakteristisch ist folgendes. In jener Zeit erhielt ich auf die Frage nach dem Viehstand die Antwort: „Wer reich ist, etwa wie Maharero, hat 200 Herden; weniger Reiche, wie Kufuri und Salomo, haben 100 Herden; wer nur einigen Reichtum besitzt, hat 50 Herden; einer, der ein Weniges hat, 20, und einer, der arm genannt wird, hat deren 10; ein ganz Armer, der nichts besitzt, hat immer noch 5 Herden oder 30 bis 50 Stück Rindvieh.“ Ich habe den Herdenreichtum der Herero zuerst in den Jahren 1869—1870 nach dem verheerenden Krieg mit den Nama und dann wieder im Jahre 1880, als die Mbanderu über Otjosazu flüchteten, in etwa gesehen; er mußte sich innerhalb dieser Zeit um das achtfache vermehrt haben. In den Kriegsjahren 1880 bis 1883 raubten die Nama wohl über 60 000 Stück Rindvieh, und doch

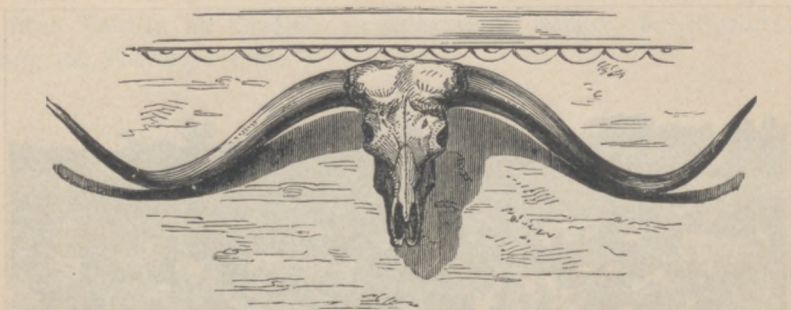
konnte man noch nicht von Armut reden. Als ich Ende 1880 unsern Ältesten Christian fragte: „Was haben die Herero nun von ihren Herden noch übrig?“ gab er die drastische Antwort: „Wenn wir nur noch zwei Kühe und einen Bullen übrig haben, werden wir doch wieder reich.“ Er hat recht behalten; denn von 1885—1896 hob sich der Viehbestand der Herero wieder in erfreulichster Weise, bis die Rinderpest im Jahre 1897 etwa zwei Drittel der Herden dahinraffte. Übrigens hat jene Antwort, die ich manchem Reisenden erzählte, ihren Weg in einige Reisebeschreibungen gefunden.



Weidende Viehherde.

Das Vieh gehört einer großen, starkknochigen Rasse an. Besonders entwickelt ist sonderlich bei den kastrierten Ochsen die Hörnerbildung. Die Spannweite zwischen den Enden der in geraden Spiralgewinden herauswachsenden Hörner beträgt bei älteren Tieren nicht selten an $1\frac{1}{2}$ m. In bezug auf die Farbe herrscht das Rot vor, doch finden sich auch Herden von rotweißen, grauweißen, schwarzweißen und fahlbraunen Tieren. Während die Ochsen oft weit weg in das Weidefeld getrieben werden, verbleiben die Kühe, welche die zum tagtäglichen Unterhalt erforderliche Milch liefern, in der Nähe des Platzes. Ihr Milchertrag ist ein geringer; doch hat die Milch mehr Fettgehalt in Folge des saftreichen Futters; das deutsche Vieh, das man einzuführen versucht hat, geht an Mangel an Grünfutter im Sommer zugrunde. Weiteres siehe unten, wo von Charakter, Arbeit und Opferkultus der Herero die Rede sein wird.

Zum Viehreichthum der Herero gehören auch Schafe und Ziegen; freilich keine Wollschafe, die unter den Dornbüschen nicht fortkommen würden, sondern eine starke, kurzhaarige Rasse, die gut gedeiht. Es gibt unter ihnen, wie unter den Ziegen, Tiere, die an Größe und Gewicht jungen Kälbern gleichkommen. Auch unter den Schafen hat der Herero wie unter den Rindern heilige Tiere. (Siehe darüber später.) Die Zahl des Kleinviehs mochte in den guten Jahren, von denen eben die Rede war, derjenigen des Großviehs kaum nachstehen, da auch der Allerärmste seine Herde hiervon hatte.



Ochsenhörner.

Die Pferde haben die Herero erst von den Nama kennen und schätzen gelernt, nachdem sie bis zum Jahre 1850 solche nie gesehen hatten. Maharero erzählte mir 1870, sie hätten die ersten Pferde im Jahre 1849 in Okahandja gesehen und auf den ersten Augenblick geglaubt, eine Straußerherde in der Ferne zu erblicken — wegen der weißen, im Winde flatternden Batjes (Zacken) der Namareiter. Aber wer beschreibt ihren Schrecken und ihr Erstaunen, als sich der Oberteil der vermeintlichen Strauße abhob und sie den gelben Nama und den Pferden getrennt gegenüberstanden! Bald gab der Herero dem Pferde seinen Namen nach dem Zebra: ongoro oder auch okakambe. Als die Herero den Wert des Pferdes erkannt hatten, kauften sie in den siebziger Jahren jedes Jahr tausende und bezahlten für ein gutes Tier 14 bis 25 Ochsen. Leider tötet die Pferdeseuche, gegen die es bis jetzt noch kein wirksames Mittel gibt, jedes Jahr wohl die Hälfte der Tiere. Die einzige Schutzwehr dagegen ist, daß man die Tiere von Februar bis Juni nach dem Westen hin auf die sogenannten Sterbepplätze bringt, wo sie geschützt sind. Nur selten kommt ein Tier durch die Krankheit hindurch, ist dann aber „gefalzen“, d. h. nicht mehr ansteckbar, und hat dadurch einen vier- bis fünf-fachen Wert, früher etwa 50 Pfd. Sterling das Stück. Übrigens müssen die Buschmänner an der Westküste hinter Ameib und Grongo schon Reiter und Pferde gesehen haben, als die Portugiesen in Kap Groß landeten. Denn in einer Grotte im Grongogebirge sah ich 1876 unter mehreren anderen

in den Felsen gekrazten Figuren auch einen Reiter zu Pferde abgebildet. Woher sollten sie aber anders die Kenntniss dieser Tiere haben?

Zu den Haustieren der Herero gehört auch noch der Hund. Jeder Herero hat ihrer eine Anzahl, sie sind seine Diener, heißen aber nicht alle Futttschick, wie nach einer Fabel ein Reisender in seinem Buche berichtet. Vielmehr ist futttschick = scher dich fort!, dient also dazu, den Hund fortzujagen.

Eine ganz andere Welt tut sich uns auf, wenn wir im folgenden die wilden Tiere des Landes an uns vorübergehen lassen. Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts müssen sie außerordentlich zahlreich gewesen sein. Nach einer Erzählung des alten Kufuri ist es noch 1820, als er noch ein Knabe war, unmöglich gewesen, durch die Flußtäler zu gehen. Die Tiger, Löwen, Nashörner und Hyänen würden jeden zerrissen haben, der den Weg allein gewagt hätte. Noch bis 1870 war es ähnlich, und die Jagd bildete einen ergiebigen Erwerbszweig für die Eingeborenen. In den Jahren 1860 bis 1880 wurde diese dann so betrieben, daß einige wenige Jäger, wie die Engländer Anderson, Grifson, Green, Smuts, Lewis, sich auf Kosten aller bereicherten. Jagdpartien mit hundert und mehr Pferden durchzogen das Land bis zum Ngamifsee und Okavango hin, um Elefanten wegen ihrer Zähne, Strauße wegen ihrer Federn, Giraffen, Löwen, Tiger und Zebras wegen ihrer wertvollen Felle zu erlegen. 1869 sah ich ganze Wagenladungen voll Elefantenzähne bis zu 4, ja 5 m Länge im Lagerhaus an der Walfischbai. Das Pfund Elfenbein wurde damals mit 2,50 M. und das Pfund Straußenfedern mit 100 M. in Waren bezahlt. Am Kap und in England erzielte diese Ware oft den zehnfachen Preis. So kam, um nur ein Beispiel anzuführen, das Pfund Straußenfedern prima am Kap 35 Pfd. Sterling und in London gar 45 Pfd. Sterling, olsa 700 und 900 M. Felle von Löwen, Tigern u. a. hatten hier einen Preis von 5 M. in Waren, kosteten aber am Kap 30—40 M.

Von Elefanten und Straußen sieht man jetzt kaum noch etwas. Die letzten Elefantenspuren fand ich 1870 bei Otjiamongombe, nordöstlich von Okahandja, auch wurden hier und da noch einige Tiere in der Nähe von Omatoko und bei Ottemba erlegt. Seitdem sind sie verschwunden. Auch die Straußenjagd lohnt sich nicht mehr. Während diese wertvollen Vögel sich noch im Jahre 1870 herdenweise hier aufhielten, sieht man sie jetzt nur noch vereinzelt in dünnbevölkerten Ebenen. Das gleiche gilt von Giraffen, Zebras und Büffeln. Von letzteren sah ich noch 1874 große Herden auf Otatjapja. Kuddu, Antilopen, ohorongo, gibt es vereinzelt noch in den Bergen. Von Gnus sah ich im Osten am unteren Nosob noch Herden. Gemsböcke und Springböcke gibt es noch in Herden auf der Baifläche zwischen Jakalswater und Tinkas, ebenso in den weiten Flächen des Sandfeldes im Osten und nord-

östlich von den Omatakobergen. Dieses Wild, durch dessen Herden man mit dem Wagen hindurchfahren konnte, ohne daß sich ein Tier rührte, eilt jetzt in wilden Sprüngen davon, sobald es nur von ferne einen Gewehrlauf blitzen sieht, und ist deshalb schwer zu erlegen. Das Rhinoceros, ongava, muß noch um 1700 bis 1850 in Herden in den Flußtälern gelebt haben, ist aber jetzt ausgerottet. Doch sah ich noch 1873 Hörner, 80 bis 100 Pfund schwer und 1 m lang.



Strauße.

Auch der Löwe, der König der Tiere, hat das Schicksal seiner wilden Untertanen geteilt und ist bis auf einzelne Exemplare ganz ausgerottet, während in den achtziger Jahren noch viele im Sandfeld zu finden waren. Es ist bekannt, daß er zu den stärksten Raubtieren gehört. Man begreift das, wenn man, wie ich im Jahre 1874, Felle gesehen hat, deren Länge 2 m betrug. Damals war man im Sandfelde des Nachts ohne großes Wachtfeuer und ohne die Wagenochsen anzubinden, niemals vor diesem Raubtier sicher. Sobald der Löwe brüllte, befiel die Ochsen ein lähmender Schrecken; kam es doch nicht selten vor, daß ein Löwe über den hohen Dornkraal zwischen die Ochsenherde sprang, im Nu fünf bis sechs Stück

erwürgte, mit einem Ochsen im Rachen über den 1½ m hohen Zaun zurücksprang und im Felde verschwand! Unermüdllich ist er im Verfolgen eines Wildes oder Menschen, und nur der Feuerbrand in der Hand kann den nächtlichen Wanderer vor seinem Überfall schützen. Aber so furchtbar der Löwe ist, so feige kann er auch sein. Es kam Ende 1840 vor, daß die Herero in einem aus Holz und Riet gebauten Gottesdienstraum am Sonntagmorgen eine alte Löwin fanden, welche die Nacht dort zugebracht hatte. Sie machten ein Loch in die Wand und stellten sich außen davor. Die Löwin, von innen angegriffen, suchte die Flucht durch das Loch. Kurz entschlossen aber faßten sie die Leute von innen an Schwanz und Hinterbeinen, von draußen am Kopf und schlugen sie mit ihren Kirris tot. Im Jahre 1889 sah ich im Truppengarten in Otjimbingue zwei zweijährige Löwen, die vom Kanzler Nels gezähmt und mit nach Berlin genommen wurden. Sie waren aber schon so stark, daß sie den größten Ochsen niederwerfen und verzehren konnten.

Panther und Leoparden gab es früher auch zahlreich im Lande, und zwar recht große, stattliche Tiere. Der Panther ist nicht so gefährlich wie der Leopard und fällt, wenn er nicht gereizt wird, den Menschen so leicht nicht an. Im Jahre 1887 begegnete einer unserm Wagen, wich aber aus dem Wege und ließ uns auf etwa 25 Schritt ruhig vorbeifahren. Der Leopard dagegen greift den Menschen gern an. Infolge des Bisses einer solchen angeschossenen Bestie verlor der Händler Lewis sein Leben. Die Herero nehmen es aber mit ihm auf und schlagen ihn tot, obwohl es dabei selten ohne Wunden abgeht, wie ich das zweimal hier erlebt habe.

Neben den großen Katzen fehlt auch der Wolf (ombungu) in Afrika nicht. Er ist in drei Gattungen vertreten, der gewöhnliche Wolf, der hinkende Wolf und die Hyäne (ohakane), die stärker und größer ist wie jene. Hierzu kommt noch der Steppenhund, der aber nicht größer wird wie ein gewöhnlicher Hund. Die Hyäne ist noch jetzt die gefürchtetste Wolfsart, von unglaublicher Stärke, Gefräßigkeit und Wut. Die Eingeborenen behaupten von ihr, sie sei männlich und weiblich zugleich, d. h. sie besitze den männlichen Mut eines Löwen und das scheue Wesen der Mäuse fangenden Katze. So ist es vorgekommen, daß eine solche in ihrem Hunger blind wütend in einen Ochsenkraal hineinsprang und auf der andern Seite wieder hinausstürmte, ohne auch nur etwas zu erwürgen. Andererseits wieder jagte eine Hyäne einem meiner Ochsen nach, sprang ihm auf den Rücken, riß ein Stück Fleisch heraus und rannte damit fort. Auch beschleicht die Hyäne die am Abend heimkehrenden Kühe, reißt ihnen den Bauch auf und läuft mit dem Milchbeutel fort, ohne sich weiter fest zu beißen. Ein andermal frißt sie sich aber auch in solch ein Tier hinein, bis es hinfällt, oder sie tötet drei bis

vier Kühe aus einer Herde an einem Abend. Mein Wagen-Hinterochse trug jahrelang solch eine tiefe Narbe mit sich herum, da ihm eines Abends eine Hyäne auf den Rücken gesprungen war und sich dort festgebissen hatte, bis er in die Werst kam. Noch schlimmer erging es einem starken Herero, Kamuzandu, auf Neu-Barmen, den des Nachts ein solches Raubtier in seinem Pontok in die linke Wange faßte, aus dem Pontok herausriß und erst auf das Geschrei der Leute hin fahren ließ. Ich sah ihn noch 1869 mit seinem ganz zersehten Gesicht und seiner halben Nase. Ich selbst erlebte es eines Abends im Mai 1870, als ich mit einigen Herero vor einem Pontok saß, daß eine Hyäne herbeischlich und ein neben uns liegendes Ochsenfell fort-zuziehen versuchte. Die Leute hielten sie erst für einen Hund; als sie das Tier aber erkannten, schlugen sie mit den Kirris darauf los, doch ohne es töten zu können. Mit gewaltigen Sprüngen verschwand es im Dickicht.

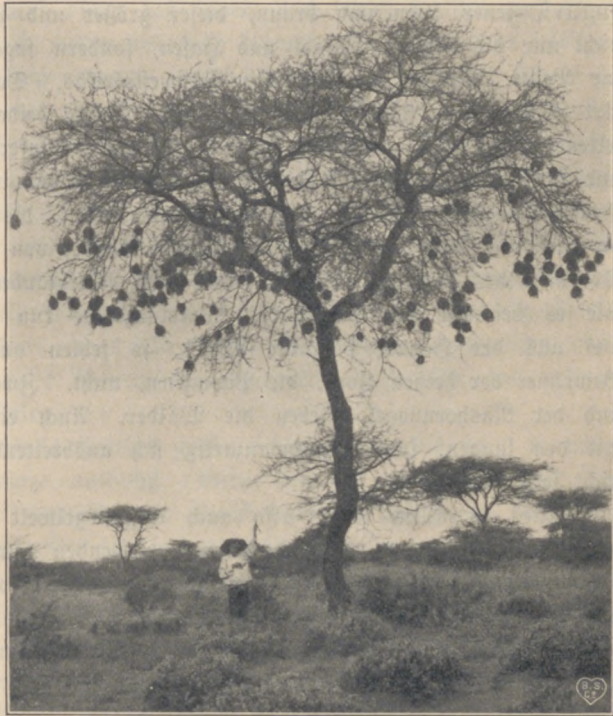
Der gewöhnliche Wolf und Freund Keineke, der Schakal, von dem es zwei Arten gibt, tun nur unter dem Kleinvieh Schaden, vermehren sich stark und sind unausrottbar. Fast Jahr um Jahr werden viele teils durch Gift, teils durch Fallen getötet, doch ist eine Verminderung nicht zu spüren. Auch den Luchs (orukuenjaere) findet man in Afrika. Ebenso zwei Arten wilder Katzen (ohne), die Silberkatze und die graue Katze. Von den übrigen Tieren seien noch genannt die Klippböcke (ohere), Steinböcke (ombuindja) und Hasen (ombi). Ein gefährlicher Feind der Gärten und Kornfelder ist der Springhase (onguija), der in Scharen von 20 Stück die Felder heimsucht und die Ähren abrißt, die Moschuskatze (ondanganda), welche die frisch bepflanzten Gärten unterwühlt, und der Erdhund (ohukuha), welcher die Wurzeln der Kürbisse und Kartoffeln abbeißt. Ferner gehören hierher die Baumm Maus, der Mäusehund, das Sichelhörnchen (orupuka) und der kleine Marder (ondoto). Erwähnt mögen auch noch werden das Erdschwein (ombinda) in seinen zwei Arten, der Ameisenbär (ondjimba) und das Stachelschwein (ombakata) mit seinen zwei Arten; die größere wirft dem Feinde ihre 15 cm langen giftigen Stacheln entgegen; die kleinere dagegen, eine Igelart (okatahoni) krümmt sich nur zusammen, wenn Gefahr droht. Ferner der Honigbär oder das Stinktief (ondeze) mit seiner 6 cm langen Zunge und seinem furchtbaren Geruch. Von Affen gibt es nur eine große, häßliche Art Paviane hier, die am Pavianskopf und bei Waterberg haufen und dort als arge Gartenfeinde gefürchtet sind; sie stellen den Perlhühnern nach, fressen aber auch Dindjes und Mäuse und nehmen selbst den Kampf mit dem Tiger auf.

Vögel (ozondera).

Auch die Welt der Vögel hat im Hereroland nicht wenige Vertreter. Es gibt ihrer an 150 Arten. Ihr Oberhaupt ist der Strauß, von dem bereits oben die Rede war. Nach ihm kommt der wilde Pfau (etongoma),

dessen wohlschmeckendes Fleisch ein allezeit willkommener Leckerbissen ist. Nach seinem tiefen, trommeltonartigen Schrei, der zumeist des Abends ertönt, hat das Harmonium seinen Hereronamen: Ongoma. Im übrigen sind eine Menge Vogelarten unsrer Heimat auch draußen vertreten. Das Perlhuhn, onganga, das in Herden zu Hunderten vorkommt, das Feldhuhn (onguari), der Fasan, zahlreiche Finkenarten, selbst Schwalben und Spazzen fehlen nicht. Unter den Finken wäre besonders der Gesellschaftsvogel zu nennen, von denen immer viele zusammen ihr Nest wie ein Wagenrad groß an den Bäumen aufhängen. Eine an-

dere Finkenart baut ihr künstliches Nest mit seiner engen Öffnung nach unten und hängt es in Gruppen zu 10 bis 30 gemeinsam an einem Baum auf. Wieder andere Finken wechseln ihr Gefieder je nach der Jahreszeit, so daß sie bald graues, bald gelbes, bald rotes Federkleid tragen. Auch die Wachtel (ohukuinini) läßt ihren Ruf ertönen, und selbst der Kuckuck mit seinem bekannten Rufe fehlt nicht. Ebenso wie die Wanderschwalbe, die im September kommt



Dornbaum mit Fintennestern.

und im Mai wieder nordwärts zieht, stellt sich auch alljährlich kurz vor der Regenzeit der Storch (endongo, Plur. omandongo) in großen Zügen ein. Der weiße Storch erreicht oft die Höhe von einem Meter; er führt den Namen ondera jatjihongo. Auch seine Vettern, den Wiedehopf (ongurukuena), d. i. „der, welcher seinen Namen ruft“, und eine Kiebitzart, einen graubunten Vogel mit roten Beinen, orukunguni, d. i. „es ruft in der Ferne“, trifft man in den Flußtälern an. Nicht minder lassen der Rabe und die Krähe ihr heiseres Gekrächz ertönen, wilde Enten (ozambaka) schnaltern, Zaunkönig,

Rotschwänzchen und Bachstelze vervollständigen in der Fremde das Bild der heimatischen Vogelwelt. Selbstverständlich ist auch das Geschlecht der Tauben und der Hühner vertreten; ersteres in drei Arten: der großen blauen Steintaube, der kleinen Feldtaube und der Turteltaube. Die Hühner werden von den Herero gern gehalten, obwohl ihre Eier von ihnen selten gegessen werden. Besonders die Hähne sind von ihnen wegen ihres die Stunden der Nacht anzeigenden Krähens sehr geschätzt. Beide jedoch, Tauben wie Hühner, haben hier so gut wie in der Heimat ihre gefährlichen Feinde in den vorkommenden Raubvögeln. Da sind zunächst zwei Arten von Habichten: orukoze und onguvi, jener klein und braun, dieser größer und grauweiß. Ihm fallen nicht nur die kleineren Vögel und Hasen, sondern sogar kleine Schaflämmer zur Beute. Er ist der Masgeier Südwestafrikas. Doch gibt es auch eine Art Lämmergeier, die den Herden folgt. Außer beiden zeigt sich noch eine seltener Art, der okariaho, Augenfresser, etwa unserm Jagdfalken ähnlich, und der ombirionjama, d. h. „ich esse Fleisch“, der in großen Scharen den Heuschreckenjügen naheißt. Zwei Nachteulenarten, die kleine, otjimbi, und die große, otjisini (Uhu), sind besondere Liebhaber von Hühnern und Tauben. Der Ruf des letzteren verkündet nach dem Aberglauben der Herero Unglück, wie es bei uns der Schrei des Walbkäuzchens tun soll. Sind das alles uns aus der Heimat bekannte Vögel, so fehlen auch die buntgefiederten Bewohner der heißen Zone, die Papageien, nicht. Zwei blaugefiederte Arten und der Nashornvogel beleben die Wälder. Auch eine Art Paradiesvögel mit den langen, schwalbenschwanzartig sich ausbreitenden Schwanzfedern ist nicht selten.

Alles in allem bietet also auch die Vogelwelt im Hereroland einen bedeutenden Reichtum. Sind doch im vorstehenden nur die mir, dem Laien, bekannt gewordenen Arten genannt, während der Forscher und Fachmann noch sehr viele andere finden würde, die sein Interesse herausfordern. Das- selbe gilt auch von dem Geschlechte der Reptile und Amphibien, der Schlangen und Eidechsen, wovon im folgenden die Rede sein soll.

Reptile und Amphibien.

Besonders die Schlangen (ozonjoka) sind in zahlreichen Arten vertreten. Die größte und giftigste unter ihnen ist die Riesenschlange (ondara), die bis zu 8 m lang wird und schon im jugendlichen Alter immerhin einen Umfang von 60 bis 70 cm aufweist. Schon ihr Hauch und ihre Spur sind giftig. Ich sah die Beine eines Herero, der in ihre Spur getreten hatte, sofort dick anschwellen. Interessant ist es, wie die ondara ihre Beute, Wild oder Schafe, zu erlangen weiß. Sie richtet sich mitten im Felde wie ein Baumstamm auf und ahmt dabei die Stimme der Schafe oder auch anderer Tiere, die sie anlocken will, meisterhaft nach, um sich auf sie zu stürzen, sobald sie

in ihre Nähe kommen. Schauerlich klingt ihr durchdringendes Geschrei und Rufen oft durch die Stille der Nacht und die Finsternis. Gern bedienen sich früher die Zauberer der ondara, um mit ihrer Hülfe Schwerkranke zu heilen. Sie wußten, daß diese Schlange das Schaffett über alles liebt, und lockten sie deshalb mit einem langen Stabe, an dessen Ende sie einen Klumpen solchen Fettes banden, aus ihrer Höhle heraus. Inzwischen hatten sie in die Wände des Pontok, wo der Kranke lag, zwei Löcher gebohrt. Sie führten nun die ondara durch das eine Loch in das Innere. Nachdem sie den Kranken mit ihrem Speichel belect hat, hielt der Zauberer an der entgegengesetzten Seite des Pontok durch das andere Loch seinen Lockstab und führte das Tier auf diese Weise wieder ins Feld hinaus. So habe ich es selbst im Jahre 1873 erlebt. Denn obwohl weder ich noch sonst jemand sich in die Nähe der ondara und des Kranken wagen durfte, so hörten wir doch deutlich ihr heiseres, dem Ruf eines Schafes ähnliches Geschrei. Noch lange Jahre hat das Tier in den Dndrohngu-Bergen gehaust; später verzog es sich in die Berge von Otjonzjati und tauchte hernach bei den Otjhavara- und Okajepo-Bergen wieder auf. Haut und Kopf der jungen ondara werden von den Eingeborenen zu einem Pulver zerrieben, welches sie gegen schwarze Blattern und Furunkel-Geschwüre anwenden und deshalb vielfach vorrätig halten. Die ausgewachsenen Tiere magt kein Herero oder Weißer anzugreifen; doch sollen sie dem Stich eines kleinen, regenwurmartigen Insekts, des otjisiru kuaseni, zum Opfer fallen.

Eine andere, ebenfalls stattlich große Schlange, die bis zu 3 m Länge erreicht, ist die schwarze ombomi. Gern stellt sie dem Wild und den Kälbern nach, die sie erdrückt, mit Speichel bedeckt und dann verschlingt. Hernach liegt sie dickgefressen fast unbeweglich im Busch und ist dann leicht zu erlegen. Von ihr erzählen die Herero folgende Fabel, die an „Rotkäppchen“ erinnert: „Vier Reisende übernachteten im Felde, am andern Morgen fehlte einer. Sie suchten nach ihm und stießen dabei auf die Spur der ombomi. Dieser gingen sie nach und fanden das Tier schlafend, während aus seinem Maul noch der Zipfel einer Lederhose heraushing. Kurz entschlossen, schnitten sie der Schlange den Bauch auf und holten ihren Gefährten noch lebend heraus.“ Im Jahre 1869 sah ich im Garten des Missionshauses auf Otjifango die Spur einer ombomi, die etwa 60 bis 70 cm breit war und in die Berge führte; kurz darauf holte das Untier ein Kalb der Herde und verbarg es in seinem Schlupswinkel. Spekulative Köpfe wollen herausgebracht haben, die ombomi sei die Paradiesesschlange. Sie bedienen sich dabei folgender etymologischer Ableitung: ombomi = holländisch: Boom = deutsch: Baum, also Baumschlange. Allerdings führt die ombomi in der Betschuanen-, Suli- und andern afrikanischen Sprachen den Namen „Baumschlange“. Sie scheint aber wenig listig zu sein.

An dritter Stelle sei die onguangumbi genannt, eine ca. 2 m lange Schlange, deren Biß unmittelbar tödlich wirkt. Erkennbar ist sie an dem dick aufgeschwollenen Kamm auf ihrem Halse und ihrem pestartigen Geruch.

Eine andere Schlange, die ongoroka, Speischlange, wirft ihr gefährliches Gift Menschen und Tieren in die Augen, in denen es wie Feuer brennt und Erblindung nach sich zieht, wenn es nicht sofort entfernt wird. Ebenfalls sehr giftig ist eine Art Blindschleiche, die oruviu, auch okarumat ovahona genannt; sie beißt die Ochsen beim Fressen in die Zunge, was regelmäßig den Tod der Tiere zur Folge hat. Nicht minder gefährlich ist die esu (Puffotter). Sie hat etwa $\frac{1}{2}$ m Länge, tut aber dem Menschen nichts, wenn sie nicht angegriffen wird. Aber auch dann greift sie nicht von vorne an, sondern bleibt ruhig liegen, schlägt dann aber nach hinten über und beißt ihr Opfer. Sie liebt die Wärme und sucht daher gern die Wohnungen der Menschen auf. So ist es vorgekommen, daß unser Mädchen Franzine ahnungslos des Nachts auf einer Puffotter geschlafen hatte, die sich unter ihr Kopfkissen gelegt hatte, ohne sie zu beißen. Es wären etwa noch zu erwähnen die eraravize, $1\frac{1}{2}$ m lang und sehr giftig, deren Name zu Fluch und Verwünschung gebraucht wird; die oupembanjoka, etwa ebensogroß wie die vorige, mit hellschwarzer Haut; eine weniger gefährliche Wasserschlange, die hauptsächlich von Fröschen lebt; die kleine, graue, mit schwarzen Streifen am Halse versehene ekeru, sehr giftig; die nur 60 cm lange, schwarze und ebenfalls sehr giftige omuzorongando und endlich die zwar giftige, aber weniger gefährliche eigentliche Baumschlange, esurumutati.

Damit wäre die Reihe der mir bekannten Schlangenarten erschöpft. Manche von ihnen, wie Puffotter, Spei- und Wasserschlange u. a. habe ich selber erlegt. Die meisten dieser Tiere leben von Mäusen, Fröschen und Vögeln. Auch stehlen sie sich gern ins Hühnerhaus, erwürgen hier alles und trinken die Eier aus, wie wir es oft erlebt haben. Höchst interessant ist es, zu beobachten, — wozu ich öfter Gelegenheit hatte — wie die Schlange es versteht, einen über ihr fliegenden Vogel durch ihren Blick so zu faszinieren, bis er ihr zur Beute wird. Zitternd und zischend flattert das Tierchen, selbst wenn es 3 m hoch über der Schlange in der Luft schwebt, wie vom Blick des Reptils gebannt, immer tiefer und tiefer, bis es in den geöffneten Rachen als willkommene Beute fällt. Staunenswert ist es, wie selbst kleine, höchstens 20 cm lange und 1 cm dicke Schlangen einen vielmal dickeren Frosch hinunterzumürgen verstehen.

Die Herero haben vor den Schlangen eine furchtbare Angst. Man braucht nur einen Riemen oder einen Strick mit dem Ruf: onjoka! auf die Erde zu werfen, so läuft alles schreiend davon. Infolgedessen haben die Schlangen keine Nachstellungen zu fürchten. Im allgemeinen aber machen sie sich von selbst aus dem Staube, sobald sie eines Menschen ansichtig werden.

Doch ist die Darstellung mancher Reisenden nicht zutreffend, die behaupten, man merke den Herero nur wenig Schlangenfurcht an; denn nur selten werde einer von solchen gebissen. Vielmehr das Gegenteil ist richtig. Nicht wenige Schwarze leiden an den Folgen von Schlangenbissen. Denn wenn auch die Wunde mit Feuer ausgebrannt und geheilt ist, so bricht sie nicht selten nach Jahren wieder auf und fließt neu aus. Nur von der Puffotter, der Hornschlange, wird selten ein Mensch gebissen. Eine solche war es, die ich im Jahre 1869 als erste Schlange erlegte. Ich fand sie unter einem Stein, den ich aufhob, um ihn zum Bauen zu benutzen. Ich ließ den Stein wieder fallen, um mein Gewehr zu holen. Dann hob ihn ein Herero noch zweimal auf und ließ ihn dem Tiere auf den Kopf fallen. Erst beim dritten Male hob das Tier den Kopf und wurde durch einen Schuß erlegt; es war etwa 1,30 m lang.

Auch an den Wettern der Schlange, an Eidechsen, ist das Land nicht arm. Es gibt etwa 12 bis 15 Arten. Die größte ist der Leguan (ohua), eine Schuppeneidechse von etwa 1½ m Länge. Er lebt von Eiern der Perlhühner, Fasane und anderer Vögel; auch stellt er gern den Hühnereiern nach. Ich fand einen solchen vor dem Nest einer brütenden Glucke an Eiern würgen, während das Huhn ihn wütend umflatterte. Sein wohlschmeckendes Fleisch ist ein Leckerbissen der Bergdamara. Obwohl der Leguan sonst ungefährlich ist, so kann doch das Weibchen, wenn es Junge hat und verfolgt wird, selbst dem Menschen durch seine scharfen Zähne und Krallen gefährlich werden. Außer dem Leguan machen sich eine Art Kamm-Eidechse, die braune Eidechse (otjinjengerere), und eine rot und schwarz gefärbte, rotschwänzige Stein-Eidechse (okatonakuarukeue) besonders bemerkbar.

Auch das Chamäleon (esembi) hat in Südwestafrika eine Heimat gefunden und verleugnet auch hier seine bekannte Eigenart nicht, daß es seine Farbe seiner nächsten Umgebung anpaßt. Mit seiner langen, klebrigen Zunge, die es blitzschnell hervorschießen läßt, versteht es sich meisterhaft auf den Insektenfang. Sein langsamer Gang hat ihm den Volksnamen: „Jann, trap soetjes“, „Jann, geh langsam,“ eingetragen, und sein häufiger Farbwechsel brachte es in den Ruf eines Heuchlers. In der Tat ist es denn auch ein treffliches Abbild des trägen Lebens und der mannigfachen Enttäuschungen des schwarzen Volkes und Landes. Kaum 20 cm lang, ist das Chamäleon ganz harmlos, so daß man es auf die Hand nehmen kann. Den Herero ein heiliges Tier, wird es von ihnen niemals getötet. (Vgl. später die eanda ovakuesembi und die oruzo der Mbanderu.) Hier wären etwa auch noch zu nennen das Gürteltier (dasybus ongaka), das ca. 1 m lang wird und recht eßbares Fleisch hat, und die Wasser- und Landschildkröte (onduzu und ohima), die bis zu 35 cm lang werden und ebenfalls recht wohlschmeckendes, auch von den Eingeborenen gern gegessenes Fleisch bieten.

Nur anhangsweise sei hier noch verzeichnet, daß sich auch zwei Froscharten (ovisume) vorfinden, deren größte, der Ochsenfrosch, etwa 20 cm lang, sich zur Regenzeit in den Teichen und Tümpeln aufhält.

Insekten.

Ein ganz außerordentlich zahlreiches und im Vergleich zu den übrigen am meisten bevölkertes Reich ist das der Insekten, deren vollständige Aufzählung dem Laien natürlich eine Unmöglichkeit ist. Nur die wichtigsten sollen in ungefährender zoologischer Anordnung im folgenden aufgezählt werden. Wir beginnen mit dem bekannten Vorbilde des Fleißes und der Ordnung, mit den Bienen. Es gibt deren zwei Arten, deren eine ihre Wohnung in Erdlöcher und hohle Bäume hineinbaut; sie ist die kleinere; die andere bringt ihre Wohnung in Felsenspalten an. Ihr gefährlichster Feind ist der Bientiger (onguejonjouitji), ein kleines, der Biene sehr ähnlich sehendes Insekt; es verfolgt die Biene im Felde bis an ihren Bau, setzt sich vor die Öffnung desselben, fängt mit blitzartiger Schnelligkeit jedes heraus- oder hineinschlüpfende Tier, trägt es auf einen Baum, saugt es aus und läßt es dann zur Erde fallen. Ich habe oft beobachtet, wie solch ein Bientiger in fünf Minuten auf diese Weise wohl 25 Bienen tötete. Er ist sogar imstande, einen ganzen Schwarm zu vernichten.

Während die Biene ein ziemlich harmloses Tier ist, bringt dagegen die Wespe, die in mehreren Arten auftritt, dem Menschen nicht selten gefährliche Stiche bei. Auch ihre Arten unterscheiden sich schon äußerlich durch den verschiedenen Bau der Nester. Die gefährlichste unter ihnen, die engongua, hängt ihre wabenartigen, mit langen Röhren versehenen weißen Nester an Bäumen und Balken auf. Wehe dem, der unversehens daran vorbeistreicht und sich nicht durch schleunigste Flucht der gefährlichen Verfolgerin entzieht. Er wird unfehlbar einen Stich erhalten, der das ganze Gesicht heftig aufschwellen läßt, so daß es erst nach Tagen wieder sein gewöhnliches Aussehen erhält. Auch der Stich der schwarzen Wespe (ondanduze) ist giftig; außerdem schleudert sie ihr Gift im Fliegen auf den Menschen. Ihre Nester sind kreisrund aus Lehm gebaut, mit vielen Röhren versehen und an die Wände der Mauern befestigt. In die Röhren legt sie ihre Eier, tut in jedes Röhren einige Raupen und verklebt es dann mit Lehm. Nach 15 bis 20 Tagen brechen die jungen Wespen die Tür auf und fliegen heraus. Ähnliches beobachtet man bei einer kleinen, schwarzbunten Wespe. Ihre an die Wand gehetzten Nester haben die Form von Zylindern und sind gleichfalls mit Röhren versehen, in welche die Eier hineingelegt werden; danach kommen in jedes einige Spinnen und Mücken, der Verschluß wird aus grünen Blättern hergestellt.

Wir kommen zu dem nächst den Heuschrecken den Weißen lästigsten Feinde unter den Insekten, zu den Ameisen. Giftig ist von ihnen nur eine Art, die braunrote ondende, der Kofstameise ähnlich. Die anderen, wie die schwarze ombuka, die braune okanandjira = „mit dem Wege“, d. h. die mit den Wegen geht, auf denen sie ihr Futter, den Grassamen, in ihre Wohnung trägt; die schwarze, einen Moschusgeruch verbreitende Stinkameise, omungerinjeu, und die orvingu, Zuckerameise, sind ungefährlich. Eine besondere Erwähnung verdienen die Termiten, ohua und ohimburi. Erstere ist groß und weiß, letztere kleiner; jene frisst mehr Holz und Felle, diese lieber Stroh und Gras. Die ohua-Termite baut ihre großen, pyramidenartigen Hügel im Felde oft bis zu 5 m Höhe, die Lehmkegel der kleineren sind nur 30 bis 40 cm hoch. Solch ein Bau ist überaus künstlich hergestellt. Er geht noch 1 bis 1½ m tief in die Erde und hat einen Umfang von fast derselben Größe. Tief in der Erde wohnt die Königin, ein 6 cm langes, weißes, zartes Tier, und legt hier in die Zellen ihrer Waben wohl 30 bis 40 000 Eier. Die austreichenden Jungen finden einen Bau mit Kammern, Zellen und Gängen von 3 cm Weite bis zur Dicke eines Armes vor. Beide Termitenarten sind eine Plage des Landes. Sie zerfressen nicht allein die tannenen Balken und Fußböden, die Felle, Teppiche und Bücher, die sie unglaublich schnell mit ihrer Feuchtigkeit und mit Lehm überziehen, sondern sie zerstören auch die Fenster- und Türrahmen, Dachpappe und Riet. Die Termite ist nur schwer zu vertilgen; doch scheut sie den Holzkohlenteer und läßt alles Holz, was damit bestrichen ist, in Ruhe. Will man sie ausrotten, so ist es am besten, ihre Löcher aufzugraben, die Königin zu töten und das ganze Nest mit Paraffin oder Teer auszubrennen. Wir hatten auf unserer Station fünf bis sechs solche Nester.



Termitenhügel.

In Stein und harten Untergrund bauen sie besonders gern. Das Feld, wo sie ihre Behausungen haben, ist wie unterminiert. In der Regenzeit kommen die Tiere millionenfach, wie Wasser aus dem Springbrunnen, geflügelt aus ihren Löchern, werfen in der Luft ihre Flügel ab und gehen flügellos in ihre Behausung zurück.

Von Käfern sind mir etwa zwölf Arten bekannt geworden, darunter die auch bei uns heimischen: der Hirschkäfer, der Maikäfer, der grüne Rosenkäfer, der Totengräber, der Borkenkäfer, eine Art Walker, schwarz mit rot getupften Flügeldecken, der Mistkäfer, der seine kleinen Kugeln gleichenden, ziemlich großen Eier mit den Hinterbeinen rückwärts in sein Nest schiebt und in der Erde vergräbt. Zu Anfang der Regenzeit erscheint der purpurrote Regenkäfer; auch der Leuchtkäfer oder das Johannswürmchen fehlt nicht. Gefährlich ist ein kleines schwarzes Käferchen, das den Namen führt: okahinamama, d. i. „welches keine Mutter hat“. Sein Biß ist tödlich, wenn nicht schnelle Hilfe geschafft wird. Ich fand es auf Djikango, wo 1871 eine meiner Schülerinnen, ein fünfzehnjähriges Mädchen, von ihm gebissen wurde. Nach zwei Stunden stellten sich Krämpfe ein, heftige Konvulsionen und weißer Schaum vor dem Munde. Von Abend bis Mitternacht habe ich alles mit Brech- und Schweißmitteln versucht, bis endlich Opiumtropfen halfen. Doch hörten erst nach einem Tage die Krämpfe auf, aber noch lange kränkelte das Mädchen an den Folgen des Giftes. Hier mögen gleichzeitig Erwähnung finden der Bandwurm (ondeku), die beiden Arten furchtbar stinkender Gartenwanzen und die stinkende Dualsterwanze. Auch mit der deutschen Hauswanze ist das Land nicht minder reich gesegnet.

Auch die Fliege in mannigfachen Arten fehlt im Hererolande nicht und wird besonders in der Regenzeit außerordentlich lästig. Die Hausfliege, die Pferde- und die grüne Fleischfliege ist eine Plage so gut wie in der Heimat. Die berüchtigte Tsetsefliege kommt nur an der Grenze des Landes, am Okavangofluß und zwischen Djimbinde und dem Ngamisee vor. Während von ihr gestochene Ochsen sicher eingehen, schadet ihr Stich dem Menschen nicht unmittelbar. Doch vermuten neuere Gelehrte in diesem Insekt den Träger des Bazillus, der die Schlafkrankheit verursachen soll. Die Tsetse lebt in der ursprünglichen Heimat der Rhinocerosse auf Büschen. Außerst giftig ist jedoch die okasiakondara, ein ganz kleines Insekt, das sich in eine kleine Grastulpe einspinnt und wie ein Stückchen Holz aussieht. Sein Stich ist tödlich, und daher hat es auch wohl seinen Namen, der bedeutet: „Bitterchen der ondara! der Riesenschlange“ (siehe S. 40). Auch eine Grillenart (otjisembaru) ist giftig. — Daß auch die Schmetterlinge in den schönsten und mannigfaltigsten Farben und Arten, Falter und Motten reichlich vertreten sind, bedarf kaum der Erwähnung. Von Ungeziefer wird nur die Wanze, und zwar hauptsächlich zur Regenzeit, recht lästig, während Laus und

Floh seltener sind. Nur die Buschlaus (ongupa), die sich ins Fleisch einbeißt, wenn man ihr unversehens nahe kommt, verursacht böse Wunden, falls es nicht gelingt, sie mit ihrem Kopf zu entfernen.

Eine der schlimmsten Landplagen Südwestafrikas bilden die Heuschrecken. Bis 1896 gab es nur eine, die gelbe Art hier, die nur Gras frisst, ihre Eier legt und dann weiter zieht, Wanderheuschrecke (ombahu). Sie kommt gewöhnlich bei starkem Ostwind kurz vor der Regenzeit von Osten her in solchen Mengen, daß sie am hellen Mittag die Sonne verdunkelt. Graue Wolken von Heuschrecken ziehen durch die Luft; wo sie sich niederlassen, ist's wie ein gewaltiger Schneesturm. Diese Heuschrecke wird von armen Eingeborenen gegessen. Schlimmer aber wie die fliegenden Heuschrecken sind die Fußgänger, d. h. die junge Brut, die das Weidefeld zerstört. Wo sie herzieht, wird das Land kahl wie der Fußboden. Die Heuschrecken legen ihre Eier in den Sand am Flußbett. Nach zwei bis drei Wochen schlüpfen die Jungen aus und gleichen zuerst schwarzen Flöhen. Aber schon nach einigen Tagen bewegt sich die ganze Brutfläche und begibt sich an die Vertilgungsarbeit. Solange bis ihnen die Flügel gewachsen sind, also etwa vier Wochen, ziehen sie fressend weiter. Dann kehrt der alte Schwarm zurück und nimmt den jungen auf. Ich habe es erlebt, daß solch ein junges Volk das schönste, mit meterhohem Gras bewachsene Feld in acht Tagen vernichtet hatte. 1885 bis 1887 waren die Heuschrecken besonders zahlreich im Lande. Ein acht Tage anhaltender Oststurm trieb sie bis weit ins Meer hinein, daß der Segler Louis Alfred kaum durch die Klastertief im Wasser liegenden toten Tiere hindurchkommen konnte. Bis 1896 hatten wir dann Ruhe vor ihnen. Da kam zum ersten Male die viel schädlichere palästinensische rote Heuschrecke. Vor ihrer Gefräßigkeit ist nichts sicher: die Blätter von den Dornbäumen, Riet, Dattelpalme, Maulbeerbäume, Wein, Kartoffeln, Korn, Bohnen, kurz alles fällt ihnen zur Beute. Sie ziehen erst ab, wenn sie tabula rasa gemacht haben. Da sie zu jeder Jahreszeit, selbst im Winter, kommen können und alles Grün vernichten, so sind sie gefährliche Feinde, welche die Existenz der Einwohner schwer bedrohen. Ob es gelingen wird, sie durch Bazillengift zu vertilgen, bleibt abzuwarten; die bisherigen Versuche sind nicht erfolgreich gewesen. Endlich findet sich noch die Grashuschrecke mit ihren langen Flügeln und gelbem Bauche, die in Hunderten in den Bitterweidenbüschen lebt.

Ein arger Menschenfeind ist auch die Zecke, die glücklicherweise nur im Swakoptal bei Riet, Salem und Horebis vorkommt. Sie beißt sich fest ins Fleisch ein und verursacht durch ihr Gift äußerst schmerzhaftes Wunden, die noch nach Jahren als Narben empfindlich jucken. Gefährlicher als die Zecke ist jedoch der Skorpion (ondje), sowohl der gelbweiße als der schwarze. Gegen den häufigen Biß dieses Tieres, der sehr giftig ist, hilft nur ein Öl, das aus dem Gifte des Tieres hergestellt wird. Man tut etwa 6 bis 10 Stück in eine

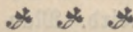
Flasche mit Süßöl und läßt sie darin sterben. Diese Flüssigkeit streicht man hernach auf die Wunde und nimmt davon ein; wohl noch nie ist, wenigstens so viel ich gehört habe, dann ein Mensch oder Vieh am Stich des Skorpion gestorben. Glücklicherweise hat aber der Skorpion einen Feind, der ihm energisch nachstellt, und zwar eine Eidechse, die auf diese Weise manchen Arzt und Arznei spart. Neben dem Skorpion sei auch der ihm nahe verwandte Tausendfuß genannt, der sich ebenfalls in zwei Arten zeigt, der schwarze, ringförmige ongororero und der rote omukorombata, beide etwa 10 cm lang. Doch ist nur der letztere giftig. Eine Menge anderer Insekten, zu denen auch die lästigen Moskitos gehören, die Gottesanbeter, die Spinnen, Taranteln, sowie verschiedene Schneckenarten seien hier nur als auch vorhanden angedeutet.

Damit wäre unser Gang durch die Tierwelt des Hererolandes beendet.

Mineralien.

Es erübrigt nur noch, mit wenigen Worten des Mineralreiches zu gedenken. An Mineralien soll Südwestafrika reich sein. Schon 1792 hatte man am Kap Kunde von dem Goldreichtum des Namalandes. Nach meiner Kenntniss des Landes kann man hier auch nicht nur steinreich werden im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern es besteht kein Zweifel, daß im Hereroland auch Kupfer, Eisen, Blei, Graphit und Gold noch ungehoben in der Erde ruhen. Versuche, sie zu heben, sind ja, namentlich mit englischem Gelde, seit 1854 und 1890 öfter gemacht worden, z. B. auf Rehoboth, Otjamuloka, Otavi, Tsjumb und Otjonjati, doch bis jetzt ohne viel Erfolg. Nach dem Urtheil des Dr. Fleck, eines der tüchtigsten Bergleute, die dort waren, finden sich Kupfer und Gold nur in sogenannten Pockets, d. i. Taschen oder Mulden hie und da verstreut, aber nicht genug, um den Bergbau zu lohnen. Die Zukunft muß es lehren, ob sich die Hoffnungen, die man auf die anzulegenden Minen setzt, erfüllen werden. Jedenfalls kosten die Versuche sehr viel Geld, und es ist nicht unmöglich, daß es auch auf diesem Gebiete geht, wie so vielfach sonst in Südwestafrika, daß der glänzende Schein trügt und die gebauten Luftschlösser schmählich zusammenbrechen. Wir wünschen es gewiß nicht; aber der Erfolg wird es einst lehren, ob wir recht oder unrecht gehabt haben.

Hereroland ist und bleibt nach den Zeugnissen der wirklichen Kenner des Landes nur ein Land für Viehzucht mit beschränktem Gartenbau. In den Viehherden, die in den ungeheuren Steppen ihre Weide finden, liegt der einzig sichere Erwerbszweig für die schwarze und die weiße Bevölkerung. Die Ausbeutung von Mineralien kann das nicht werden. (Vgl. das Kapitel: Handel und Industrie.)



Zweiter Abschnitt.

Das Volk der Herero.

In diesem Lande wohnen also die Überreste eines einst starken und mächtigen Hirtenvolkes, die Ovaherero. Unter ihnen arbeitet die Rheinische Mission seit sechzig Jahren unter vielen Schwierigkeiten, und über sie ist von Forschungs- und Weltreisenden manches geschrieben worden, das der Richtigstellung bedarf. Im folgenden soll versucht werden, ein Bild dieses Volkes auf Grund einer vierunddreißigjährigen Arbeit und Erfahrung zu zeichnen. Dabei wird sich Gelegenheit bieten, manche in anderweitigen Beschreibungen und Darstellungen verzeichneten Züge wieder zurecht zu rücken.

Die Ovaherero sind ebenso wie die unter ihnen lebenden Mbanderu eines der vielen Bantu-Völker Afrikas. Nicht immer haben sie in ihren jetzigen Wohnsitzen gehaust; es läßt sich aber nicht mehr genau sagen, wie weit sie früher nach dem Süden vorgedrungen waren; jedenfalls sind sie bis Gobabis und an die Anasberge hinter Windhut gekommen. Das Land von da ab südlicher bis etwa Rehoboth haben sie erst in den siebziger Jahren mit ihren Herden besetzt. Ihre jetzigen Nachbarn im Süden sind die Nama, etwa 15 000 an der Zahl, und die 1870 auf Rehoboth, Grootfontein usw. eingewanderten Bastards, etwa 4000 Seelen. Im Osten findet man Reste der Betschuanen und Buschmänner, zusammen wohl nur 2000. In ihrer Mitte wohnen überall zerstreut die ungefähr 20 000 Bergdamra.

Welche Antwort gibt es nun zunächst auf die Frage nach den ursprünglichen Sitzen der Herero, was läßt sich von ihrer Vorgeschichte sagen?



Erstes Kapitel.

Die ursprünglichen Sitze der Herero.

Die Ureinwohner des Landes sind jedenfalls nicht die Ovaherero gewesen, sondern die eben genannten Bergdamra (vgl. über diese später), die Topnaar-Gottentotten, die im Westen bis an die See, und ein Buschmannstamm, der im Osten bis ins Erongo-Gebirge hinein wohnte. Hingegen müssen die

eigentlichen Wohnsitz der alten Ovaherero am oberen Zambezi, also im jetzigen Bailunda-Hochland, dem „Land der Quellen“, otui, westlich vom Tanganjikasee, nach alten Sagen der Herero gewesen sein. Diese Annahme wird wesentlich unterstützt durch die Verwandtschaft des Otjijerero, der Sprache der Herero, mit derjenigen der Bailunda und Barotse und besonders der Völkerstämme im südlichen Kongobecken und Angola. Vor etwa 200 Jahren — so lauten die alten Sagen — sind die Herero von dort nach dem Süden ausgewandert. Ob Kriege und Sklavenhandel diese Völkerverschiebung vom oberen Angola bis zum Nyassa-See hin verursacht haben, läßt sich nicht mehr feststellen. Missionar H. Hahn meinte, die Herero seien etwa ums Jahr 1762 vom oberen Zambezi eingewandert. Die alten Leute am Ngami-See hätten diese Überlieferung noch. Die Herero wüßten nichts mehr von ihrer ursprünglichen Heimat. Die Sage der Alten am Ngami aber bezieht sich auf die Mbanderu, nicht auf die Hererostämme. 1792 finden wir die Herero schon längst auf Okahandja und in der Umgegend wohnen. Ich selber meine mit ziemlicher Sicherheit diese Einwanderung vor etwa 300 Jahren ansetzen zu dürfen. Doch bei der bekannten Geschichts- und Kulturlosigkeit all dieser Völker lassen sich über ihre Vergangenheit nur Vermutungen aufstellen.

Einige alte Sagen und Sitten lassen den Schluß zu, daß die Ovaherero, von Nordosten her kommend, die etwa 150 000 Seelen zählenden Stämme der Ovambo umgangen haben. Ein Zeichen in ihren Sitten scheint auf diese Richtung ihres Zuges und ihrer ursprünglichen Heimat hinzudeuten. Sie pflegen nämlich ihre Toten, mit Ausnahme der Kinder, die im Schaf- und Ziegenkraal begraben werden, nach der Nordseite ihrer Werst zu beerdigen. Nach Nordosten steht auch das Haus des Häuptlings, ihm gegenüber im Westen der Opferaltar, okuruo, aber auch er wieder im Nordosten des heiligen Viehkraals. Nach Nordosten muß jeder Opferochse mit dem Kopfe beim Schlachten liegen, während der Rücken nach Südosten gewandt wird. Vielleicht finden sich auch in den Flußnamen Kunene und Okavango Andeutungen über die Richtung ihres Zuges. Kunene heißt nämlich nicht, wie man früher auslegte: „Großfluß“, sonst hätte ja der Orangesfluß den gleichen Namen, und der Name müßte ondonda onene lauten, sondern er bedeutet vielmehr: rechte Seite, der rechts liegende, während Okavango: „die kleine Hüfte“, der links liegende heißt. Demnach dürften die Herero zwischen diesen beiden Flüssen ins Land gekommen sein. Auch ihr heidnisches Nationalzeichen und vieles andere, wie der Gottesname, den sie haben, deuten auf die Verwandtschaft mit jenen Bantu-Völkern im Norden hin. Die ersten Weißen (siehe S. 6) haben sie schon um 1700 in der Gegend von Windhut-Gobabis bis zur Walfischbai hin angetroffen. Aus den Erzählungen alter, etwa hundertjähriger Herero,

wie Bingava und Kufuri, weiß ich, daß ihre Eltern und Großeltern schon in der Kaoko gewohnt haben und gestorben sind. So war es auch mit Maharero, dem Vater des jetzt berüchtigt gewordenen Samuel, dessen Genealogie ich bis ins sechste Geschlecht hinein verfolgen konnte; er selbst war 1820 auf Otjikune hinter Otjosazu geboren und ist 1890 im Alter von 70 Jahren gestorben.

Tatsache ist es auch, daß sich noch heute jenseits des unteren Kunene vereinzelt Hererostämme finden, denen die Ovambo den Namen Ovatzimba geben. So sind ohne Zweifel die Mbarundu ein dort hängengebliebener Hererostamm. Es ist nicht unmöglich, daß dieser Name der ursprüngliche der Herero überhaupt gewesen ist und daß ihr jetziger Name Ovaherero ein viel jüngerer ist. Wie irreführend oft Worte wie ouherero, das dann Hereroland bedeuten soll, oder ovaherero, das nach Dr. Schinz von hera, Keule, herkommen soll, — daher ovaherero die Keulenschwingenden —, gedeutet werden, dazu vgl. „Die deutschen Kolonien“ von Dr. Förster 1904, Heft 4, S. 82. 83. Ouherero heißt Hererotum; Hereroland ist ehi rova-herero. Ein Omuherero, der Sing. von Ovaherero, ist einer, „welcher nicht von gestern her ist“ sc. gekommen ist. Die Bestandteile des zugrunde liegenden Wortes sind era, erero, gestern, und die Verneinungsilbe ha. Nach der eigenen Erklärung der Leute bedeutet z. B. auch der Name Maharero „der nicht von erero = gestern Hergekommene“. Ich meinerseits möchte annehmen, daß die Ovatzimba ein den Herero und den Baschimba im oberen Angola nahe verwandter Stamm sind; denn noch heute leben unter diesen arme Leute von besonderem Typus, die von ihnen Ovatzimba genannt werden. Von den Ovambo, mit denen die Herero zuerst in Berührung kamen, werden sie selbst noch jetzt Ovaschimba und ihr Land Ouschimba genannt. Im Kaokofelde müssen sich die Herero nicht lange festgesetzt haben; ziehen sie doch als echtes Nomadenvolk ihren Herden nach dahin weiter, wo sie für diese die beste Weide finden. Doch lebte noch in den siebziger Jahren der Muretische-Stamm im Kaokofeld.

Bei ihrem Einzug in ihr jetziges Gebiet wandte sich ein Teil der Herero dem Meere zu und zog an der Küste entlang bis Walfischbai, wo wir sie um 1700 antreffen; aber schon 1760 wohnen auch diese an ihren jetzigen Wohnsitzen. Die Hauptmasse drängte nach Omaruru und in die Omaheke, wo sie die Topnaars und Bergdamra im Grongogebirge und den Dmatjobergen bald vertrieben. Diese Bergdamra sind der Farbe nach nicht sehr von den Herero verschieden, wohl aber nach Sprache und Körperbau. Sie werden von ihnen nur ova-zoro-tua = „schwarze Fremdlinge“ genannt und tief verachtet. Doch zeigen sich die Bergdamra da, wo sie frei sind und verständig behandelt werden, z. B. auf den Missionsstationen Okombahe, Otjimbingue

und Windhuk, ebenso intelligent wie die Herero. Von ihnen wird später noch die Rede sein.

Ebenso wenig wie die Bergdamra gehörten die im Osten wohnhaften Mbanderu oder Mbandieru, auch Ovambandjeru genannt, ursprünglich zu den Herero. Vielmehr sind sie mit den Betschuanen verwandt und kleiner von Gestalt wie die Herero. Nach alten Sagen sollen sie von Osten gekommen und mit den Herero im Sandfelde zusammengekommen sein und dort auch ihre Sprache und Sitten teilweise angenommen haben, ja das Wort „Mbanderu“ bedeutet in anderen Bantusprachen geradezu „der Osten“. Doch haben die Ovambandjeru manches Eigentümliche in ihrer Sprache beibehalten, auch manche Worte, die gerade den entgegengesetzten Sinn der gleichen Hereroworte haben. Ihre Sprache ist in manchem mit der Betschuanensprache verwandt. Um 1830 kamen die Ovambandjeru mit den Nama in Berührung, die — mit Feuerwaffen versehen — sie unterjochten und zum Teil mit nach Süden bis Rietfontein und Bethanien führten. Der Rest kam 1846 unter die Herrschaft der Amral-Orlam-Hottentotten auf Gobabis, deren Hirten und Knechte sie wurden. In der Folge nahmen sie die Namaspache an und verlernten das Herero. So gibt es — ein charakteristisches Unterscheidungsmerkmal — viele unter ihnen, die das Herero vergessen haben und nur noch Nama sprechen, was bei den eigentlichen Herero niemals vorkommt.

Der starke Rest der Ovambandjeru, der in der Gegend von Gobabis bis Gami in Knechtschaft lebte, erhob sich 1866 mit den Herero gegen seine Herren, die Nama, und zog mit seinen Herden bis Otjikango, wo er zum Teil noch heute zerstreut unter den Herero lebt. Doch betrachten diese sie noch immer als Fremde, Nicht-Stammesangehörige, mit denen sie in früherer Zeit bittere Kämpfe ausgefochten haben müssen (siehe Kriege). Überhaupt zeigen eine Menge Sitten der Mbanderu, ihr Opferkultus, der Name ihres Stammahnen, ihr Gottesname „kakuru“, ihre Unbekanntschaft mit dem Gottesnamen der Herero, karunga Ndjambi, daß sie eigentlich nie zu diesen gehört haben. Unter den Nama haben sie jedoch arbeiten gelernt, auch Gutes und Schlechtes von ihnen angenommen, so daß noch heute zwischen beiden eine gewisse Sympathie besteht, während die alten Herero immer noch voll Neid und Verachtung auf sie herabsehen; ja in den Jahren 1869—73 kam es nicht selten vor, daß einzelne Mbanderu von Herero meuchlings ermordet wurden. Die beiden Stämme der Mbanderu haben sich geteilt. Während der Stamm des Salomo Aponda sich unter Mahareros Herrschaft stellte, bewahrten die östlich wohnenden Kahimemua ihre Selbständigkeit.

Als ich im Jahre 1874 im Auftrag der Missionskonferenz eine Volkszählung vornahm, fand ich etwa 70—80 000 Herero, 20 000 Mbanderu und ebensoviele Bergdamra.

Die von Westen her, von dem Kaakofeld und der Walfischbai (otjombinda = Seehundsplatz), im Swakop- und Kuisibtal herausziehenden Herero stießen bei Rehoboth und Gibeon auf die Nama und drängten sie zurück. Das weitere hierüber gehört in die Geschichte ihrer Kriege.



Zweites Kapitel.

Ursprung und äußere Erscheinung.

Bevor wir darangehen, ein Bild des Volkes, seines Denkens, Tuns und Treibens zu zeichnen, sei eine Vorbemerkung zum besseren Verständnis des Folgenden vorangeschickt. Wer sich der Aufgabe unterziehen will, eine Schilderung des Hererovolkes zu geben, der befindet sich etwa in gleicher Lage wie der Photograph, der von hier nach dorten kommt und mit den Licht- und Schattenwirkungen dort noch nicht vertraut ist. Da wird ihm gar leicht bei zu langer Belichtung sein Negativ ganz dunkel, so daß hernach die dunkeln Negergesichter fast weiß aussehen. Das wäre bei der Schilderung also die Gefahr des Schönfärbens. Andererseits geschieht es leicht — und es ist oft geschehen — daß man namentlich bei kurzem Aufenthalte im Lande nur die schlechten Eigenschaften der Herero entdeckt und etwaige edle Züge übersieht. Das ist um so leichter, als diese sich in der Regel unter dem Schmutz und Wust des Heidentums verstecken. Durch den jahrzehntelangen Umgang mit dem Volke und seinen Anschauungen und Sitten vertraut, hoffen wir ein möglichst wahrheitsgetreues Bild desselben geben zu können.

Wir beginnen mit dem, was die Herero selbst über ihre Abstammung denken, um gleich daran eine Schilderung ihrer äußeren Erscheinung anzuschließen.

Die Abstammung der Herero ist dunkel. Nach dunkeln Sagen sollen ihre Stammeltern aus einem Baume, omumborombonga, entsprungen sein. (Siehe S. 18.) Die Namen dieser waren Mufuru und Kamangurunga. Karunga Ndjambi (Gott) hatte sie mit weißer Hautfarbe geschaffen, übergieß aber zur Strafe für ihre Sünden ihren ersten Sohn mit schwarzer Farbe. Auffallend ist übrigens, daß so manche Hererokinder, wenn sie zur Welt kommen, fast weiße Hautfarbe haben und erst nach sechs bis acht Wochen schwarzbraun werden.

Die äußere Erscheinung der Herero macht, namentlich den andern Mbanderu-Stämmen, den Ovambo und Betschuanen gegenüber, einen stattlichen, kraftvollen Eindruck. Nicht selten sieht man unter den Männern Gestalten von 6 Fuß Länge, und besonders unter den Kindern und jungen

Mädchen finden sich schöne, wohlgebaute Figuren, die sich, abgesehen von der Farbe, wenig von weißen Kindern unterscheiden. Vielfach findet man auch, trotz der chokoladenbraunen Hautfarbe, fast europäische Gesichtszüge, eine hohe



Omuhero.

Stirn, ein langes Gesicht mit weniger platter Nase und weniger vorstehenden Backenknochen; nur eine geringe Minderzahl hat ein negerartiges Aussehen. Hingegen sind dünne Lippen und schmale Nasen eine Seltenheit. Das

Gewöhnliche sind vielmehr dick aufgeworfene Lippen und flache, etwas gekrümmte Nasen mit weiten Öffnungen. Die Zähne, in der Jugend schön und weiß, werden dadurch, daß sie die zwei vorderen Schneidezähne des Oberkiefers — das ihr Nationalabzeichen — in der Form eines Λ ausfeilen, verunziert. Das oft starke Barthaar ziehen sich die Männer mit der Bartzange aus; die Fierde der Finger sind lange Nägel. Das wollige, tief-schwarze Haar lassen die Männer halblang wachsen und verunzieren es durch Einreiben mit Fett und rotem Eisenstein (otjize), indem sie kleine Zotteln daraus drehen und Muscheln und Perlen in diese befestigen. Frauen und Mädchen schaben sich die Haare bis auf einen Büschel auf dem Scheitel ab; an diesem Busch befestigen sie dann kleine, hinsfadendicke Zöpfchen aus gedrehten Tiersehnen und behängen diese mit Eisenperlen und Ähnlichem. Männer und Frauen reiben ihren ganzen Leib mit einem aus Fett und Eisensteinpulver hergestellten Gemisch ein, so daß sie oft geradezu davon triefen. Daß unter ihnen häufig recht corpulente Männer und Frauen anzutreffen sind, entspricht ihrem Schönheitsfinn; sie lieben eben dicke, fette Körperformen. — So stark nun aber auch der Körperbau der Herero zu sein scheint, so sind sie doch im allgemeinen Schwächlinge, da sie weder an Arbeit gewöhnt sind noch ihre Kraft recht zu benutzen wissen. Nur im Gehen und Laufen leisten sie Bedeutendes. So kommt es vor, daß sie einen Weg von 18 Stunden in einer Nacht gehen. Oft ist mein schwarzer Begleiter mit meinem trabenden Pferde in die Wette marschiert. Dabei ist die Körperhaltung des Herero eine stolze. Hoch aufgerichtet, den Kopf zurückgeworfen, die Brust heraus, die Füße nach außen gesetzt, mit schlenkernden Armen, in den Hüften sich bald nach links, bald nach rechts wiegend, schreitet der Omuherero einher voll Verachtung für den langsamen Gang und krummen Rücken des weißen Arbeiters. Dabei gibt ihm die stets in Bewegung gehaltene Lanze oder bei den jungen Leuten der quer über die Schulter gelegte Stock, auf dem die Arme ruhen, sowie der im Leibgurt steckende Kirri (Keule) ein verwegenes Aussehen.

Die Kleidung der Herero ist äußerst einfach und besteht meist nur aus Schaf- oder Ziegenfellen, die nur auf der Fleischseite gegerbt und auf der Haarseite häufig verziert und mit Fett eingeschmiert sind. Um die Hüfte wird mit einem 6 m langen, künstlich geflochtenen Hungerriemen (ozongonda) ein Schurzfell befestigt. Im Gegensatz zu Dr. Schinz sei hier bemerkt, daß sich der Geschlechtsregisterriemen, ein heiliges Ding, nicht an der Ozongonda, sondern im Pontok des Werftoberhauptes befindet. Ein Halsband von drei langen über den Rücken hinabhängenden Riemen mit Eisenperlen, ein Büschel Riemen, das von dem hinteren Teil des Schurzfalls bis zur Erde hinabreicht, an Händen und Füßen eiserne Arm- und Fußbänder, an den Knien solche von Leder, machen, den Häuptling ausgenommen, den ganzen Schmuck der

Männer aus, die stets mit unbedecktem Kopfe gehen. Wesentlich anders sieht die Kleidung der Frauen aus. Schon durch ihre einer Tiara ähnlichen dreiförmige Ledermütze, die oft recht schön gegerbt und genäht und vorn mit einem Schleier aus feingegerbtem Ziegenfell, hinten durch Riemen mit Eisenperlen verziert ist, fallen sie auf. Um den Hals tragen die Frauen eine Menge Perlschnüre; ein Leibchen aus Straußeneierschalen bedeckt den Oberkörper; ein langes Schurzfell hängt vorne bis über die Knie herab, während der Rücken durch ein oft schön verziertes, mit Perlen eingefasstes Fell, über das der lange Mützenschleier herunterhängt, geschützt ist. Auch bei den Frauen sind Arme und Beine mit Ringen aus Eisenperlen geschmückt, die an letzteren nicht selten bis zu den Knien hinaufreichen und bei reicheren Frauen manchmal ein Gewicht von zehn Pfund haben. Kein Wunder, daß die mit solchem „Schmuck“ behangenen „Damen“ nur langsam watschelnd sich fortbewegen können. Die jungen Mädchen tragen bis zu ihrer Mannbarkeit nur einen Gürtel (oruvanda) mit 30 bis 40



Herero-Männer in ihrer Volkstracht.

langen Riemen, die mit Perlen verziert sind und bis auf die Erde reichen. Im übrigen bleiben sie unbedeckt. Man könnte sie ebenso wie die jungen Männer der Herero fast schön nennen; doch dauert es nur kurze Zeit, und die Sünden des Heidentums, Unzucht, Bosheit und alle möglichen Leidenschaften, prägen den Gesichtern ihren entstellenden Stempel auf. Dazu kommt, daß die Männer sich durch Brandmale und Einschnitte, sogenannte Siegermale, an Backenknochen und Schläfen und Oberarmen entstellen, so daß sie auf den Fremdling einen geradezu Entsetzlichen erregenden Eindruck machen

können. Denn so sehr der Einzelne etwas Freundliches und Munteres in seinem Wesen und seinen Zügen haben kann, so trotzig und finster sehen sie aus, wenn ihrer viele beieinander sind; aber ebenso sklavenhaft und feige wieder ist ihr

Benehmen, sobald sie allein einem Gegner gegenüberstehen. Was ihre Nähe aber dem Europäer besonders unangenehm macht, ist der furchtbare Geruch, der ihrem Körper entströmt und den man bei fast allen Bantu findet. Gegen ihn hilft weder Seife noch Wasser; vielmehr verschlimmert ihn deren Anwendung nur, indem sie die Poren des Körpers nur noch weiter öffnet.

Auffallend ist die strotzende Gesundheit der Herero bei ihrem oft so sitten- und zuchtlosen Leben. Auch Schmerzgefühl kennen sie so leicht nicht. So verziehen Knaben und Mädchen keine Miene, wenn ihnen mit einem Stück scharfen Knochens oder Eisen der Kopf abgerasiert oder die Schneidezähne ausgefeilt



Herero-Frauen in ihrem Schmutz.

werden. Schuß- und Stichwunden heilen — selbst wenn sie recht böse sind — gut und schnell. Die meisten Herero erreichen ein hohes Alter, und Leute von 70 bis zu 100 Jahren sind keine Seltenheit.



Drittes Kapitel.

Der Charakter des Volkes.

Die Urteile über den Charakter der Herero sind außerordentlich verschieden und oft einander völlig entgegengesetzt. Der eine Beobachter behauptet nicht selten das Gegenteil vom andern, und doch kann man beiden die Wahrheitstreue nicht absprechen. Der Grund für diese Erscheinung liegt in dem Charakter der Herero selber. Man darf nämlich nicht vergessen, daß der Herero ein Heide und als solcher den Gelüsten und Trieben seines Herzens völlig preisgegeben ist, wenn nicht die schwache Stimme seines Gewissens oder das Recht des Stärkeren ihm hindernd dabei in den Weg tritt. Auch auf ihn paßt Matth. 15, 19: „Aus dem Herzen kommen arge Gedanken.“ Mit einem gewissen Rechte hat man gesagt, der Schwerpunkt des Hererocharakters, um den sich sein Denken, Fühlen und Wollen drehe, sei die Liebe zu seinem Vieh; ohne dieses sei er kein herrisch und stolz auftretender echter Herero, sondern mutlos und niedrig gesinnt. Aber es gibt auch unter den Armen ebenso anständige Charaktere wie unter den Reichen und unter diesen wiederum ebenso nichtsnutzige wie unter jenen. Der Unterschied liegt doch nicht nur im Besitz, sondern beruht auch wesentlich auf der, wenn auch oft schwachen, Einwirkung des Gewissens. Vor allem darf man bei einer gerechten Beurteilung des Herero niemals übersehen, daß dieser wie alle oder doch die meisten Naturvölker ein Kind des Augenblicks und darum vom Wechsel der Verhältnisse und der Stimmung völlig abhängig ist. Man stößt darum bei ihm ebensowohl auf plötzliche Ausbrüche böser Leidenschaften wie auch andrerseits auf gute Regungen. Die Herero selbst kennen diesen Grundzug ihres Charakters sehr gut. Stellt man nämlich einen von ihnen wegen solcher eben angedeuteten leidenschaftlichen Ausbrüche zur Rede, dann sagen die Umstehenden: „Muhonge (Lehrer), das ist ein Omuhherero,“ d. i. ein Herero, wie er von klein auf in seiner natürlichen Art groß geworden ist. Ein andermal sagen sie von sich und ihrer Art: „Wir Herero haben zwei Herzen, die aber selten miteinander in Einklang stehen.“ Die eine Seite ihres Wesens kann man etwa mit diesen Worten beschreiben: „Sie sind immer Lügner und „faule Bäuche“, treulos und wortbrüchig auf alle Fälle.“ Die Röm. 1, 18—31 bezeichneten Sünden der Heiden sind auch die ihren. Was

aber zum andern Röm. 2, 15 vom Gewissen geschrieben steht, findet nur zu einem sehr geringen Teile Anwendung auf sie.

Ja, wie soll man sie eigentlich schildern? Prahlerisch, eitel und hochmütig, geschwätzig, zänkisch, geizig und bettelhaft, voll Lug und Trug, voll Schmutz und Roheit, undankbar und treulos, dabei voll ausgelassener Freude und unsagbarem Leichtsinne, und doch wieder im Schmerze stumpf und selbst bei ihren Toten ohne Tränen; voll Gleichgültigkeit und doch voll tiefster Todesfurcht; von zügellosen Leidenschaften beherrscht; ebenso glühend in ihrer Liebe zum Vieh wie wild in ihrem Haß, ebenso hilfsbereit gegen Freunde und Verwandte wie unmenschlich und herzlos gegen Fremde und grausam gegen Feinde. So zeigen sie sich im wechselvollen Spiel ihres wankelmütigen, unsteten Charakters bald von dieser, bald von jener Seite. Fast ständig stehen sie unter der Herrschaft des Sinnenreizes und der Fleischslust, und viele von ihnen haben in des Wortes eigentlicher Bedeutung „Augen voll Ehebruchs“. Den einen gelüftet's nach des andern Weib oder Tochter. Selbst die Kinder sind von zehn Jahren ab nur allzuoft zügellos in der Unzucht, und Männer leihen untereinander ihre Frauen auf Jahre hinaus zu offenbarem Ehebruch. Es ist eben ein Nomadenvolk, und das stete Herumliegen mit dem Vieh hat ihr sittliches Gefühl abgestumpft und bis nahezu auf den Tiefpunkt gebracht.

Ein weiterer, häßlicher Zug im Charakterbilde dieses Volkes ist seine Unehrllichkeit. Stehlen und Lügen gilt ihnen nicht als Sünde, solange man nicht auf frischer Tat ertappt wird. Dann wird der Betreffende aber als Dummkopf gebrandmarkt. Wollte man den Worten des Herero glauben, dann stiehlt er nicht; selbst wenn man ihn überführen könnte, würde er erklären: „Ich habe das Ding dir nicht gestohlen; du hast es nur nicht gut aufgehoben, und da habe ich es als guter Freund für dich in Verwahrung genommen.“ Da tritt sogleich auch die Verlogenheit des Herero zutage. Das Lügen ist ihm angeboren, und die Lüge ist ihm zur zweiten Natur geworden. Selbst kleine Kinder sagen schon: „Du lügst,“ und oft heißt es: „Wenn du nichts weißt, so lüge uns doch etwas vor!“ Mit dieser Verlogenheit hängt es zusammen, daß der Herero kein Freund von bestimmten, offenen Antworten ist. Lieber als so antwortet er auf eine Frage mit einer Gegenfrage. B. B. auf die Frage nach jemandem hört man regelmäßig die Antwort: „Weiß ich es denn? Kenne ich ihn denn?“ Oder fragt man nach jemandes Schuld, dann wird sicher die Antwort lauten: „Ich weiß nicht,“ „ich kenne ihn nicht,“ auch wenn der Gefragte genau Bescheid weiß. Der Herero sagt sich dann, ich darf den andern nicht verraten; tue ich es doch, so zahlt er mir mit gleicher Münze heim. Solange er eben kann, verschwört er sich bei Himmel und Hölle, er sei unschuldig; liegt seine Schuld offen zutage, dann schiebt er sie ganz gewiß auf einen andern.

Wollte ich es bei diesem Gemälde nun bewendet sein lassen, so würde es mir ergehen wie so manchen flüchtigen Beobachtern, welche von dem Charakter des Herero ein Bild entworfen haben, das nur allzusehr zu seiner schwarzen Hautfarbe paßt. Die Herero und ihren Charakter kennt aber noch lange nicht, wer sich nur eine Zeitlang unter ihnen aufgehalten hat. Zu einem annähernd richtigen Urtheil gehört jahrelange Beobachtung, vertrauter Verkehr mit ihnen, freundlicher, ja auch feindlicher Umgang mit den verschiedensten Typen der Bevölkerung. Wer nur auf ihr äußeres Benehmen hin sich ein Bild ihres Charakters macht, wird immer fehlgehen. Wer sich scheut, mit seinen europäischen Kleidern in die schmutzigen, übelriechenden Pontoks hineinzukriechen, und seine eigene wohlgepflegte Hand nicht in die fettig beschmierte Hand des Herero hineinlegen mag, wer sich scheut, mit ihnen zu essen, zu trinken, zu reisen oder mit ihnen nach ihrer Art mit untergeschlagenen Beinen zu hocken und auf ihre zum Ermüden langweilige Reden zu hören und zu antworten, wird sie niemals ganz kennen lernen. Das ästhetische Gefühl eines Offiziers oder Beamten kann sich freilich im höchsten Grade verletzt fühlen, wenn er z. B. den schmutzigen, übelriechenden hölzernen Milcheimer mit ebenso übelriechendem Inhalt, den ihm der Herero freundlich hinreicht, an seinen Mund setzen soll. Mit Ekel wendet sich vielleicht auch mancher andere Weiße ab, wenn er auch nur vom Hörensagen einen Einblick in den tiefen Abgrund des Hereroheidentums bekommt, um dann mit dem Gefühl eines Pharisäers zu sagen: „Gottlob, wir sind doch bessere Leute.“ Dem pharisäisch gesinnten Weißen gelingt es ja auch nie, seinem schwarzen Bruder gegenüber zu sagen: „So oft ich an meinem Nächsten einen Fehler entdecke, finde ich an mir selber zwei.“ Kann man aber bei Millionen christlicher Weißen eine vollkommene Beobachtung des Sittengesetzes nicht voraussetzen, wieviel weniger bei so tief gesunkenen heidnischen Herero. Und wer nun gar spezifisch christliche Tugenden von ihnen fordert, gleicht dem, welcher Trauben von Dornen und Feigen von Disteln pflücken wollte.

Dem düsteren Gemälde fehlen doch auch die helleren Züge nicht. Nur einige Beweise dafür. Fast alle Reisende beklagen sich über das unverschämte Betteln der Herero. Gewiß, es betteln eben alle. Auch der Reiche bettelt, am liebsten um Tabak! Fragt man aber solch einen reichen Bettler, ob er sich nicht schäme, so ist die Antwort: „Nein! weshalb?“ Nach seiner Ansicht ehrt der Bettler den Angebettelten durch sein Betteln, indem er ihm dadurch nur sagen will, daß jener doch viel reicher sei als er selbst! Und dem ist in Wahrheit so. Der Weiße ist mit seinen vielen Sachen reicher als der Herero. Der ganze Reichtum des Herero besteht ausschließlich in seinem Vieh, von dem er leben muß. Viehherden hat freilich auch mancher Weiße. Es wird jedoch keinem reichen noch armen Herero je einfallen, zu einem

solchen zu sagen: „tu pao ongombe ondendu“ (gib mir eine Kuh)! — Nichts aber ist dem Herero verhaßter als ein weißer Geizhals. Sie nennen ihn „omuruvandu“ und: „kari tokere pojoje“, d. h. Geizhals und: es ist noch nicht aller Tage Abend. Dagegen gibt der reiche Herero oft dem weißen Anfänger eine Kuh, Ochse, Ziege, Schaf aus freien Stücken. Von einem solchen Herero sagt ihr Sprichwort: „Ve tu, ve parura, ave kara mave parura,“ d. h. „Während sie leben, geben sie Geschenke; selbst im Tode noch ernähren sie die Armen.“ Einen Weißen, der gern gibt, nennen sie: „ondjandje, Freigiebigler“, und besingen oft seine Wohltaten noch nach seinem Tod. „Ma jandja na kapuika,“ „Geben macht reich,“ sagt ihr Sprichwort. So haben auch mich die Herero oft beschenkt, ohne mich nachher wieder anzubetteln. Betteln, aber auch Geschenke geben ist dem Herero eine Ehrensache; „ua jandja ua kapuika,“ sagen sie, er gibt und wird die Fülle haben.

Ein Anderes. Jeder anständige Weiße kann sicher sein, in jeder Werft, in die er als Gast einkehrt, auch gastlich aufgenommen zu werden. Der Werfteigentümer bietet ihm einen Lagerplatz, Wasser für sein Vieh, Holz zum Feuer, Milch und Dickmilch für ihn und seine Leute an. In Bezug auf die Gastlichkeit haben sie das Sprichwort: „omuenda u parura omuini nonganda.“ „Der Fremdling, der Gast, ernährt den Eigentümer der Werft,“ oder: „Wer dem hungrigen Fremdling gibt, dem wird es nie mangeln.“

Wenn daneben der Herero geizig und fülzig erscheint, so möchte ich seinen Geiz doch auch wieder dem verschwenderischen Nama gegenüber Sparsamkeit nennen. Der Herero speichert seine Viehherden für seine Opfermahlszeiten auf. Bei diesen aber, sei es aus Anlaß einer Hochzeit oder eines Totenopfers, sieht man nicht allein eine Menge fremder Miteßer, sondern am Schluß auch eine Menge Frauen und Kinder mit Fleischkeulen auf den Schultern nach ihrer Werft eilen.

Ein beschenkter Herero wird es nie unterlassen, von dem Stück Brot oder was es gleich sei, was man ihm gibt, seinen Begleitern mitzuteilen. Gebe ich z. B. einem Herero, der mich besucht, ein Stück Tabak, so gibt dieser dem ihm an Rang Zunächststehenden die Hälfte, dieser gibt ebenso seinem Nachbar ein Stückchen mit und so fort, bis auch der Letzte noch einen Brocken mit erhält. Der unwissende Weiße sieht, wie der hungrige Herero kaum einige Löffel von der ihm gereichten Speise ißt und sie dann zum Fenster oder zur Tür an seinen gleichfalls hungrigen Begleiter hinausreicht, und zürnt ihm nun, weil er glaubt, die Speise sei jenem nicht gut genug! — Der hungrige Herero findet bei seinem Nachbar immer etwas für seinen Hunger. Oft ist ein Pontoß ganz voll von Gästen, die um den Milchtopf

des Eigentümers herumstehen und ihn ausleeren; dieser aber sieht dem mit Befriedigung und Freude zu.

Man hat weiter oft behauptet, die Herero seien die undankbarsten Menschen von der Welt; selbst ein Wort für Dank hätten sie in ihrer Sprache nicht; die besseren brauchten deshalb das Wort „ndanki“, aus dem Holländischen dank ü, danke dir. Auch wir Missionare haben leider dies ndanki in die Schriftsprache aufgenommen. Aber die Hererosprache hat ein Wort für „Dank“. „Ji“ heißt ja, Jiiii aber: ja ich danke. Uns schien dieses Jiiii nicht entsprechend; wir sagten deshalb: itja ndanki, sage Dank, die Herero aber antworten meist: Jiiii, okutja ndanki: Jiiii, das heißt ndanki, ich danke dir. Auch das Wort: „tanga ondangero“, danken, Dank findet sich, so in den Liedern: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr,“ „Kotjari tje nga tangu“, und Dank für seine Gnade, „nambano tangeje“, „Nun danket alle Gott“, „matu tang ove Muhona“, „Gott, ich danke dir von Herzen“. In neuerer Zeit haben wir sogar neben ondangero — ondangi, ndangi, Dank, danken, eingeführt, gebildet von dem Stamm tanga. — Auch aus ihren Märchen und Fabeln lassen sich Züge der Dankbarkeit anführen. Wie oft ist es ferner bei uns auf Otjofazu vorgekommen, daß eine Heidin, der wir irgend etwas gegeben hatten, sei es auch nur einen Schluck Dickmilch oder eine Nähnadel, unsere Hände faßte und küßte, indem sie ausrief: „Jiiii Muhona nandje“, d. h. danke, danke mein Herr. Meine Frau und Frau Be. besangen die Heidenkinder draußen im Feld: „Jiiii ondjandje etc.“ — In den schweren Septembertagen 1880, wo selbst der englische Reisende Herr Palgrave gegen Maharero die Befürchtung aussprach, daß die wütenden Herero sich am Ende auch an den Weißen vergreifen würden, sagte dieser zu ihm und mir: „Denkt doch nicht, daß wir so undankbare Menschen sind und es vergessen hätten, daß ihr es gewesen seid, die uns unser heiliges Feuer am Brennen erhalten haben. Ihr habt nichts zu fürchten, denn euch verdanken wir unsere Freiheit.“ Keinem der Weißen, außer dem Engländer Mac Nab, wurde ein Schade zugefügt. Siehe diese Geschichte in Kapitel: „Krieg 1880.“

Ich darf darum hier auch zwei Dinge, welche Oberleutnant G. v. François in seinem Buche: „Nama- und Damraland“, S. 86 und 191. 192 von der Undankbarkeit der Herero anführt, richtig stellen. Die Mörder der zwei Bastard und des Mac Nab haben nicht am Abend vorher mit diesem gegessen und sich von ihm bewirten lassen, sondern kamen erst in der Nacht dort an. Was aber der brutalste aller Herero, Uandjua, getan hat, kann man doch nicht auf Rechnung aller Herero setzen. Ferner handelte es sich bei der Geschichte in Otjofazu, April 1884, nicht vornehmlich um Kukuris Herden, sondern hauptsächlich um meine Besuche bei den Mbanderu- und Mureti-leuten, die der Alte nicht erlauben wollte, weil ich sein Missionar sei. Seine

Ochsen hatten allerdings während meiner Reise die Gärten heimgesucht. Als ich ihm darüber Vorstellungen machte und sagte: „Du hast mehr Kinder als Kinder auf dem Plaze,“ wurde er freilich böse. Daß mich aber der alte Herr bedroht haben soll, ist eine Aufbauschung des Erzählers über Dinge, die er selbst weder gesehen noch gehört hat.

Gewiß, die Herero sind auch gegen uns oft undankbar gewesen; aber darum können wir ihnen dennoch nicht die Dankbarkeit überhaupt absprechen, wie es so viele tun. Ein Hereroheide, dem in der ersten Weizernte, 1873, auf Otjosazu sein erstes Kind geboren wurde, nannte dessen Namen aus Dankbarkeit: „Omboroto jejuva arihe“, Unser tägliches Brot. Auch gibt mancher Herero seinem weißen Freunde beim Abschied reichliche Geschenke an Vieh.

Gewiß, viele Herero sind diebisch, um so treuer und ehrenhafter aber sind andere wieder. Ich könnte dafür eine Menge Beispiele anführen. Nur eins. So sagte ein Ansiedler und Händler, er habe seinem schwarzen Diener den Schlüssel von seinem Haus und Boden während einer Reise getrost anvertrauen können und habe stets bei seiner Rückkehr seine Sachen in Ordnung gefunden. Dieses Vertrauen habe er seinem weißen Nachbar nicht zu schenken gewagt!

Gegen den schwächeren Feind ist der Herero gewalttätig, ja grausam. Manche Grausamkeiten, die sie im Kriege gegen die Nama begangen haben, sind ihnen mit andern Naturvölkern gemein, aber gewiß nicht häufiger als bei diesen. Vergleicht man ihr Verhalten mit dem der Nama, so erscheinen diese entschieden grausamer. Die Nama hielten sich, weil von der Zivilisation der Weißen angehaucht, besonders die Jonkerschen und Witbois, für eine höherstehende Rasse. In ihren Augen galten die Herero als Paviane, und sie achteten sich als berufen, diese mit aller Grausamkeit auszurotten. Die Grausamkeiten der Herero sind zum Teil auf Rechnung des Aberglaubens zu setzen. Die Nama raubten ihnen die heiligen Ochsen ihrer Urahnen. Dafür nahmen die Herero Rache, oft auch noch an dem toten Feind, weil sie sich diesen nicht tot, sondern lebendig denken. (Siehe Blutrache.) Solchen abergläubischen Morden gegenüber fallen auf die Schuldlifte der zivilisierteren Nama die unzähligen Raub- und Mordzüge, welche ihre Habgier ins Werk gesetzt.

Als der deutsche Reichskommissar Dr. Göring im Jahr 1886 auf einer Reise von Omaruru nach Okahandja sich von seinem Wagen entfernt hatte und nach beinahe zweitägigem Herumirren im Felde dem Verdursten nahe war, fanden ihn wilde Herero. Sie brachten den ihnen ganz fremden, erschmachteten Weißen zum Wasser und dann nach ihrer Werkst; dort labten sie ihn mit Milch und brachten ihn dann nach seinem Wagen zurück. Das taten die „grausamen“ Herero.

Dem Stärkeren gegenüber soll der Herero feige, furchtsam, ja kriechend wie ein Sklave erscheinen. Man kann darin aber auch eine Art Friedensliebe nach ihrer Weise sehen. Gewiß, daß die Herero sich hie und da den Soldaten, die ihnen das Gewehr auf die Brust setzten, „feige, kriechend“ zeigten, dem ist so. Aber sie nannten solche Weiße „ovandu peke peke“, d. h. ganz besondere Leute, die immer Streit anfangen; sie aber, die Herero, wollten keinen Streit. Wenn weiter die Herero bis zum Aufstand nie einen Weißen gemordet haben, dagegen eine Anzahl Morde seitens Weißer an Herero festgestellt ist, wie will man denn dies nennen?

Auch der Hochmut und Stolz, welcher den Herero nachgesagt wird, ist in vielen Stücken, genauer besehen, ein Ehrgefühl, das nicht leidet, sich jedem Fremden sklavisch unterzuordnen. Der Herero ist stolz wie jeder Deutsche auch und besingt sein Land wie dieser. Er sagt: „Oami omuherero nehi ndi oroandje,“ d. h. „Ich bin ein Herero, und dieses ist mein Land.“

Auch das vierte Gebot steht bei den Herero in Ehren. Ein Zeichen der Ehrfurcht gegen die Eltern ist es, wenn Kinder den Namen des Vaters oder der Mutter dem eigenen zufügen, ja diesen dann oft verschwinden lassen; z. B. Ha Kufuri = der, die des Kufuri. Der Herero schwört bei den Tränen seiner Mutter, und diese ist einer solchen Liebe auch wert, wenn ihre Liebe zu dem Kinde so stark ist, daß sie beim Verluste eines solchen einen Selbstmord zu begehen fähig ist. Ähnlich ist das Grab des Vaters und der Mutter den Kindern heilig.

Es ist endlich auch nicht so, als wenn jedes Schamgefühl in dem Volke erstorben sei. Kein junges Mädchen und keine junge Frau, die nicht bei Annäherung eines Mannes ihre Blöße bedeckt und die Augen niederschlägt. Bei Gottesdiensten im Freien setzen sich die Frauen und Mädchen immer hinter die Männer. Keine Hererofrau nimmt je ihre Haube vom Kopfe ab, und es würde ihr zur größten Schamlosigkeit angerechnet werden, wenn sie ihr Haupt entblößte. Eheliche Liebe nennen sie im Sprichwort „oruaze“, honigsüß. Eine solche Macht die ungezügelte Unsitlichkeit in dem Volke hat, so sind doch auch Jünglinge und Jungfrauen da, die ein tieferes Schamgefühl davon unbesiegt erhält. Dabei bleibt es leider freilich wahr, daß Hereromädchen, um die schönen Sachen der Weißen zu erhalten und wollüstigen Weißen zu gefallen, sich ihnen hingegeben haben. In die Augen fallende Dinge wecken eine Begehrlichkeit in ihnen, welche jeden Kiegel der Ehrbarkeit sprengt und das Schamgefühl der Gewalt der Versuchung erliegen läßt. Wer aber ist auch da schließlich der Schuldigere, der seiner gemeinen, unreinen Lust frönende weiße Kulturträger oder das widerstandslose Naturkind?

In Summa, will man in seinem Urtheil über die Herero gerecht sein, so muß man sagen: Die Herero sind nicht so schlecht, wie es der Verleumdung

so oft gefallen hat, sie zu schildern. Ihnen Mangel an jeder edleren Regung abzusprechen, sie nur Tieren gleich in ihren Kästen hinzustellen, ist wider die Wahrheit. Die Herero sind allerdings sehr schlecht, aber nicht so schlecht, wie manche Weiße bei ähnlichen Verhältnissen sein würden, auch nicht so schlecht, wie sie durch die Berührung mit gewissen Weißen zu werden pflegen. Wenn der Herero solche „Ovatua“, d. h. nicht Sklaven, sondern Fremdlinge, nennt, so wird ihm das als frecher Hochmut ausgelegt. Wenn aber Menschen unsrer Farbe sie in Büchern und Reden nur Hunde, Bessie und Halunken nennen und sie nur als solche behandelt wissen wollen, so sprechen sie damit nur aus, welches Geistes Kinder sie selbst sind.

In Swakopmund sind an 1500 Eingeborene und wohl ebensoviel Weiße. Der aufmerksame Leser der „Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung“ von 1905 kann den amtlichen Polizeiberichten entnehmen, daß die Zahl der Weißen, die im Gefängnis Aufnahme fanden, bei weitem die der Eingeborenen übersteigt, bis April waren es 81 Weiße gegenüber 30 Eingeborenen.

Bezüglich der geringschätzigen Verachtung der Eingeborenen sagt Dr. Livingstone einmal mit Recht: „Nur der kläglichste kindische Sinn kann ein menschliches Herz verleiten, gegenüber der Niedrigkeit der Schwarzen sich selbst zu erhöhen“ (Tagebuch, 4. April 1866). Und an einer andern Stelle: „Ihre Vorstellung von sittlich Bösem unterscheidet sich in keiner Weise von der unsrigen“ (Reisen, Band II, S. 242).

Es ist mir in den ersten Jahren oft schwer geworden, in den Herzen der Herero auch nur etwas von dem zu finden, was Tertullian mit seinem *anima naturaliter christiana* meint. Bei längerer Beobachtung und geübtem Blick habe ich jedoch gefunden, daß sich ihre Vorstellungen von sittlich Bösem und sittlich Gutem wenig von den unsrigen unterscheiden. Mord, Grausamkeit, Haß, Lüge, Unsitte, Ehebruch, Diebstahl sind ihnen Unrecht und Sünde gewesen, auch ehe noch die Missionare zu ihnen kamen. Eines ihrer alten Sprichworte sagt: „Oruinja rua hita mejo, rua kende eraka.“ „Ob du auch eine kleine Sünde getan hast, die Stimme deines Gewissens gibt dir dennoch Schuld.“ Die, welche behaupten, es gäbe in ihrer Sprache kein Wort für Sünde und Unrecht, kennen diese einfach nicht. Ebenso wenig fehlen in ihr die Begriffe und Worte für Liebe, Milde, Wahrheit, Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Freigebigkeit. Allerdings dürfen die Begriffe von Recht und Unrecht usw. nicht mit dem Maßstab christlicher Erkenntnis gemessen werden. Voll entwickelte christliche Tugenden darf man bei den Herero nicht suchen, wohl aber findet man die Anlagen dazu. Sich selbst überlassen, gleicht der Herero einem Wildling. Unter der Hand eines sorgsam Erziehers läßt er sich veredeln. Das ist meine Erfahrung, wie ich sie im Abschnitt „Mission“ näher beleuchten und begründen werde.

Doch eins bedarf der Erläuterung noch. Es wurde schon auf das Gewissen der Herero gedeutet; wie weit darf von einem solchen bei ihnen geredet werden? Da tritt uns eine höchst bemerkenswerte Erscheinung entgegen. Das Gewissen, insofern darin die Stimme des wahren, lebendigen Gottes vernommen oder geahnt wird, ist bei ihnen verstummt. Auch die Sprache hat kein Wort dafür. Wohl weiß auch der Herero — vgl. später — von dem einen höchsten Gott, dem Karunga Ndjambi in seiner Sprache, aber kein Bewußtsein noch Furcht hat er, daß dieser ihn wegen Hurerei, Dieberei und dergleichen strafen werde. Und doch gibt es etwas wie ein Gewissen bei ihm. Es ist ein Gewissen, ein Schuld-, ein Strafbewußtsein seinen ovakuru, seinen Ahnen gegenüber. Von ihnen fürchtet er Strafe, wenn er etwas in betreff der Herden, der Opfer, der Speisegesetze versäumt. Und sein Gewissen ihnen gegenüber hält ihn hier und da auch von anderem Bösen zurück. So verkümmert und verbildet uns solch eine Art von Gewissen erscheinen will — was ist bei den Heiden nicht verkümmert und verbildet? —, es bietet doch den Punkt, wo die Bezeugung des Wortes Gottes bei ihm haften und von wo aus sich bei denen, die Gottes Wort annehmen, ein christliches Gewissen bilden kann, dem es fürwahr an Zartheit nicht fehlt.



Viertes Kapitel.

Die Sprache der Herero.

Am Gesang erkennt man den Vogel und an seiner Sprache ein Volk. Die Sprache der Herero, das Otjherero, wie sie selbst es nennen, gehört zu der Familie der über 250 Dialekte umfassenden Bantusprachen (wörtlich: „Menschen Sprachen“). Das Verhältnis der verschiedenen Dialekte zueinander ist etwa daselbe wie das des Deutschen, Holländischen, Englischen, Dänischen, Schwedischen usw. Übrigens sagt man richtiger anstatt Herero-Sprache oder Bantu-Sprache, Sprache der Ovaherero, da weder „Herero“ noch „Bantu“ Worte bzw. Eigennamen, sondern nur Wortstämme sind, die erst je nachdem zu Substantiven oder Adjektiven oder Verben umgebildet werden können. Jetzt sind durch die Arbeit der Missionare die meisten dieser Bantusprachen zu Schriftsprachen geworden, die Bücher der Heiligen Schrift in sie übertragen und biblische Geschichten, Gesangs- und andere Lehrbücher in ihnen abgefaßt. Über die Mühseligkeiten der ersten Sprachstudien, da die Missionare darauf angewiesen waren, den Eingeborenen die völlig unbekannte Sprache vom Munde ablauschen zu müssen, ließe sich viel sagen, doch fällt das aus dem Rahmen dieser Arbeit heraus. Jetzt weiß man, daß der Bau der

Sprache, die Vor- und Nachsilben (Suffixe und Affixe), die Substantiva, die Zeitformen der Verba und die Pronomina (Fürwörter) in den meisten Bantusprachen große Übereinstimmung aufweisen.

Das Charakteristische des Otjherero ist dies, daß bei den Substantiven das eigentlich Wortbildende die Präfixe sind, deren es je 9 im Singular und Plural gibt. Nach ihnen richten sich auch die Adjektiva und Pronomina. Bei den Verba hingegen liegt in den besonders wichtigen Suffixen die nähere Bestimmtheit des Ausdrucks und der Schlüssel des Verständnisses. Wichtig sind auch die Verbalpronomina, die sich nach den 18 Klassen der Präfixe richten. Die Temporalaffixe der Verba geben der Sprache Ähnlichkeit mit dem Dal, Bial, Niphal usw. des Hebräischen. Gerade die Sprache der Herero hat diese Vor- und Nachsilben vor allen andern Bantusprachen am treuesten bewahrt. Keine auffallende Erscheinung, wenn man bedenkt, daß, wenngleich die Herero unter den Bantustämmen auf der niedrigsten Kulturstufe standen, gerade sie doch mit Kulturvölkern am wenigsten in Berührung gekommen sind und sich so auch ihre Sprache im ungeminderten Reichtum ihrer Formen erhalten haben. Die Herero haben auch nicht die übelklingenden Schnalzlauten der benachbarten Nama und Kaffern angenommen. Vielmehr besitzt ihre Sprache einen großen Reichtum an Vokalen und Vokallängen, vokalischen In- und Auslauten und damit eine auffallende Weichheit und angenehmen Wohlklang.

Einen Einblick in die Weise der Wortbildung und der Zusammenfügung der Satztheile möge folgende Übersicht geben.

Zugrunde liegt allen Wortformen ein bestimmter Stamm, der an sich weder den Wert eines Substantivs noch eines Verbs usw. hat.

Aus ihm entsteht das Substantiv durch Vorsetzung seines Präfixes, des sogenannten Nominalpräfixes. Das jedem Präfix vorgehängte anlautende o ist kein wesentlicher Teil desselben; man kann es artikelartig ansehen, als Determinativ bezeichnen oder das nominale o nennen.

Die Hererosprache in ihrer jetzigen Gestalt hat also 9 Klassen solcher Nominalpräfixe.

In ähnlicher Weise und den Substantivklassen entsprechend sind die Pronomina gebildet, so daß jede Substantivklasse auch ihre besonderen Pronomina hat. Während die Pronomina der ersten, „der Menschenklasse“, Formen für alle drei Personen: ich, du, er, wir, ihr, sie hat, gibt es für die übrigen Klassen nur die der dritten Person: es und sie. Bei Personifikation der Dinge treten die Pronomen der „Menschenklasse“ ein. In der nachfolgenden Tabelle sind darum die Pronomina gleich den Substantiven beigelegt. Das an erster Stelle stehende sogenannte Pronomen separatum erscheint regelmäßig zwischen Substantiv und Verb. Es wandelt sich nach den verschiedenen Zeiten. Hier ist nur eine Klasse aufgeführt.

			pronomēn separatum	pronomēn personale	pronomēn demon- strativum	pronomēn relativum	
I. Klasse	Sing. omu	omundu der Mensch	1. P. S.	mbi ndji	ouami	ingui	ngu
			2. " "	u u	ove	ingui	ngu
			3. " "	u mu	oje eje je	ingui	ngu
" Plur.	ova	ovandu die Menschen	1. P. Pl.	tu	ouete	imba	mbu
			2. " "	mu	ouene ene	imba	mbu
			3. " "	ve	ouo	imba	mbu
II. "	Sing. omu	omuti der Baum	u	ouo uo	imbui	mbu	
	Plur. omi	omiti die Bäume	vi	ovio vio	imbi	mbi	
III. "	Sing. o	ongombe der Dohse	i	ojo jo	indji	ndji	
	Plur. ozo	ozongombe die Dohsen	ze	ozo zo	inda	ndu	
IV. "	Sing. otji	otjina das Ding	tji	otjo tjo	ihj	tji	
	Plur. ovi	ovina die Dinge	vi	ovio vio	imbi	mbi	
V. "	Sing. e	ehoro der Eimer	ri	oro ro	indi	ndi	
	Plur. oma	omahoro die Eimer	e (je)	ouo uo	inga	ngu	
VI. "	Sing. oru	orutuo der Löffel	ru	oruo ro	indui	ndu	
	Plur. otu(ozo)	otutuo die Löffel	tu	otuo to	isui	tu	
VII. "	Sing. oka	okanatje das Kindlein	ke	oko ko	inga	ku	
	Plur. ou	ounatje die Kindlein	u	ouo uo	imbui	mbu	
VIII. "	Sing. ou	ouhona das Reich	u	ouo uo	imbui	mbu	
	Plur. omau	omauhona die Reiche	e	ouo uo	inga	ngu	
IX. "	Sing. oku	okutui das Ohr	ku	okuo kuo	ingui	ku	
	Plur. oma	omatui die Ohren	e	ouo uo	inga	ngu	

Die Verba teilen sich in drei Klassen ein, d. h. in die zweifilbigen Primitiva, in die Derivativa, welche aus einem Primitivum mit Anhängung eines Suffix gebildet sind, und in die (wenigen) Denominativa, welche von einem Adjektivstamm mit dem Suffix Para gebildet sind und eine ausgedehnte Tätigkeit bezeichnen. Das Primitivum stellt die Grundform des Verbums dar und hat im futuralen Präsens, Futurum, Imperfektum und historischen Aorist vokalharmonischen Auslaut, dem vorausgehenden Vokal entsprechend, z. B. von dem Stamm

tona (schlagen): tono tono tono tono

hita (gehen): hiti hiti hiti hiti

Die verschiedenen Zeiten sind:

1. Der partizipiale Aorist. Er bezeichnet eine andauernde Tätigkeit, die aber doch zu ihrer Zeit ihr Ende findet, z. B. blühen.
2. Der historische Aorist. Er bezeichnet eine Tätigkeit in ihrer augenblicklichen einmaligen Erscheinung, z. B. fallen.
3. Das futurale Präsens. Es bezeichnet eine andauernde, gleichsam unbegrenzt sich fortsetzende Tätigkeit, z. B. wachsen.

Doch verwendet der Herero alle drei Zeitformen bei einem jeden Verbum, je nachdem unter welchem Gesichtspunkt er die mit diesem ausgedrückte Tätigkeit ansieht:

4. Das Futurum.
5. Das Imperfektum.
6. Das Perfektum.
7. Das Plusquamperfektum.
8. Das Jussivum.
9. Der Optativus.

Die Verneinung beim Verbum wird durch ein ka oder ha ausgedrückt, das teils vor, teils hinter das pronomen separatum tritt.

Das Passivum hat keine besondere Zeiten; zur Bezeichnung desselben dient das Suffix ua.

An einem Beispiel aus der Substantivklasse, der „Menschenklasse“, sei die Zusammenordnung von Substantivum, pronomen separatum und Verbum gezeigt.

- | | | |
|--------------------------|----------------------|--------------------------------------|
| 1. Partizipialer Aorist: | omundu u tona | der Mensch ist am Schlagen |
| | ovandu ve tona | die Menschen sind am Schlagen |
| 2. Historischer Aorist: | omundu e tono | der Mensch schlägt |
| | ovandu mave tono | die Menschen schlagen |
| 3. Futurales Präsens: | omundu ma tono | der Mensch ist ein schlagender |
| | ovandu mave tono | die Menschen sind schlagende |
| 4. Futurum: | omundu maa tono | der Mensch wird schlagen |
| | ovandu maave tono | die Menschen werden schlagen |
| 5. Imperfektum: | omundu ua tono | der Mensch schlug |
| | ovandu va tono | die Menschen schlugen |
| 6. Perfektum: | omundu ua tona | der Mensch hat geschlagen |
| | ovandu va tona | die Menschen haben geschlagen |
| 7. Plusquamperfektum: | omundu ua tonone | der Mensch hat geschlagen |
| | ovandu va tonone | die Menschen hatten geschlagen |
| 8. Jussivum: | omundu nga tone | der Mensch möge schlagen |
| | ovandu ngave tone | die Menschen mögen schlagen |
| 9. Optativus: | omundu(kutja)a tone | möchte der Mensch (doch) schlagen |
| | ovandu(kutja)ve tone | möchten die Menschen (doch) schlagen |

Die Adjektiva sind ebenfalls in ähnlicher Weise aus Stamm und Präfix gebildet.

Es darf uns natürlich bei einem Nomadenvolke nicht verwundern, daß sein ganzes Sinnen und Denken auf diese Erde und besonders auf die Viehherden gerichtet ist, daß darum seine Sprache auch arm ist an abstrakten, geistigen Begriffen. So reich die Sprache an Worten ist, so arm ist sie an

Inhalt, vermögen doch ihre etwa 150 Wortbildungsilben keinen einzigen tieferen Gedanken unsrer Sprachen wiederzugeben! Das einzige Mittel, um das allernotdürftigste Verständnis solcher Dinge zu erzielen, sind die Verbal-suffixe mit ihren Verlängerungen, Verdoppelungen, ja Verdreifachungen. Worte und Begriffe wie Treue, Glaube, Hoffnung, Gerechtigkeit, Keuschheit, Demut, Erlösung, Seligkeit u. a. fehlten gänzlich, ähnliche Begriffe waren zwar zum Teil vorhanden, aber in heidnisch entstelltem Sinn. Es bedurfte daher erst einer Reinigung und Umgestaltung der Sprache in christlichem Geiste, um sie für die Verkündigung des Evangeliums brauchbar zu machen. Wie schwierig solche Arbeit der Reinigung und Umgestaltung war, mögen einige Beispiele zeigen. Der Beginn der lutherischen Erklärung des 3. Artikels: Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft zc. heißt: mbe rimuna, kutja hi nakusora, okukambura = Ich habe mich (selbst) gefunden, daß ich nicht nehmen (d. i. glauben) kann. Das Wort „Geist“ war den Herero natürlich unbekannt. Es mußte durch „Wind“ (ombepo) wiedergegeben werden. Das betreffende Wort gehört freilich seinem Präfix nach nicht zur „Menschenklasse“, sondern zur „Biehklasse“, die das Präfixum „on“ hat. So hat uns das Otjherero mancherlei Schwierigkeiten bereitet; hat doch der Vokal „a“ als Vor- oder Nachsilbe allein 14 verschiedene Bedeutungen.

Noch eine Eigentümlichkeit, die für den Geist der Sprache durchaus charakteristisch ist, sei hier hervorgehoben. Es sind die überaus zahlreichen Ausdrücke des Empfindungslebens für körperliche und seelische Affekte, für Eindrücke und Empfindungen, bei denen der Zustand der ganzen Persönlichkeit nach Leib und Seele in oft prägnanter Kürze wiedergegeben wird. So heißt z. B.: Wie befindest du dich? Wie geht es dir? u ri vi, d. i. wie bist du? Antwort: mbi ri naua, d. i. ich bin schön, gut. Oder: u ritonga misa = er erhöht sich, d. i. er ist stolz; ua pora = er ist abgekühlt, d. i. ruhig geworden; u n'otiuru = er hat einen Kopf, d. i. er hat Kopfschmerzen; u n'omajo = er hat Zähne, d. i. er hat Zahnschmerzen; ua tupehuri = er ist gestorben an der Leber, d. i. hat Leibweh; ua rond'amaura = er hat die Därme herausgestiegen, d. i. er hat Sodbrennen; ua totjiru = er ist tot am Kopf, d. i. er hat Kopfweg; mbi n'ombaze = ich habe einen Fuß, d. i. Fußweh; mba tohuuna = ich bin tot an der Fußsohle, d. i. barfuß; mbi n'omunue = ich habe einen Finger, d. i. einen bösen Finger; mba tomeho = ich habe Augen, d. i. ich bin augenkrank; — dagegen eje u n'otjiru = er hat einen Kopf, d. i. ist hartköpfig; u n'osengo = hat einen Nacken, d. h. ist halsstarrig; ua tomazenge = er ist vor Zorn gestorben, d. i. ist zornig; ua toruhoze = traurig; ua uira omutima = er hat sein Herz niederfallen gemacht, d. i. er ist stille geworden; ua pandjarisa ondu je = er hat sein Schaf verloren gehen gemacht, d. h. er hat sein Schaf verloren; ua verek amuatje = er hat sein Kind krank gemacht, d. h. sein Kind ist ihm erkrankt;

oder ua zepaisa omuatje ue = er hat sein Kind getötet, d. h. er hat ein krankes Kind; u n'otjinjo otjikukutu = er hat einen trockenen Mund, d. i. ein böses Maul; ua tu = er ist tot, d. i. müde; ua ta = er ist ganz tot, d. h. dem Scheine nach; ua koka = er ist gestorben, aber nicht maustot; ue ritanaura = er hat sich umgedreht, d. h. befehrt; me ja = ich komme, aber über ein bis zwei Stunden; me ja tjimanga = ich komme sogleich, d. h. etwa in zehn Minuten; me ja nambano = ich komme jetzt, aber erst über eine halbe Stunde; o urua kouje = werde nicht müde, auch wenn die Welt dich müde machen will; o urua keuvi = werde nicht müde, Böses zu tun. So könnte man noch lange fortfahren, doch würde es zu weit führen, auch nur annähernd ein anschauliches Bild der ganzen Sprache und ihres Baues zu geben. Erwähnt sei nur noch, daß der Zahlenkreis eigentlich nur bis 5 geht. Dann heißt es: 6 + 1, 7 + 1, 8 + 1, 9 + 1, 10 + 1 usw.

Es mag mit diesen wenigen Andeutungen genug sein, um die große Schwierigkeit der Hererosprache ahnen zu lassen. Man kann wohl sagen, daß es im Erlernen derselben etwa drei Stufen gebe: das Küchenherero der Reisenden, das Stations- und Kirchenherero der Missionare, das von christlichem Geist und Sinn durchdrungen ist, und das eigentliche klassische Herero der Heiden. Das letztere wird wohl nie ein Weißer lernen, der nicht unter und mit den Heiden hier aufgewachsen ist und ihre ganzen Lebensanschauungen und Gebräuche zu den seinigen gemacht hat. So wird es denn stets cum grano salis zu verstehen sein, wenn es von einem Reisenden oder Missionar heißt: „Er spricht das Herero wie seine Muttersprache.“

Als Probe der Sprache möge hier noch die Übersetzung von Joh. 3, 16 und des Vater Unser folgen.

Joh. 3, 16: Mukuru otja suvere ouje, kutja a jandjere Omuna
 Gott also er liebte Welt, daß er gab Lieblingssohn
 ue Omukuatua erike, auhe, ngua kambura mu je, a ha pandjara,
 seinen eingebornen alleinigen, jeder, welcher glaubt an ihn, er nicht verloren geht,
 nunguari a kare nomuinjo uaaruhe.
 sondern er habe Leben ewiges.

Vater Unser: Tate jetu, ngu u ri momajuru
 Ena roje ngari japurue
 Ouhona ueje ngau je
 Ombango joje ngai tjitue na kombanda jehi otja mejuru
 Omboroto jetu jejuva arihe tu pao indino
 Nu tu isira ozondjo zetu, ete uina, otja tji matu isire
 ovanandjo na ete
 Nu o tu hitisa momarorero, nunguari kutura ete kouvi
 Orondu ouhona ouoje, nomasa noujere aruhe nga aruhe.
 Amen.

Fünftes Kapitel.

Die Religion der Herero.

1. Gottesbegriff und Name.

Die Religion der Ovaherero ruht, wie alle Religion, auf dem Gottesbegriff, den sie haben. Auch die Herero kennen einen Gott Himmels und der Erden, aber sie ehren ihn nicht; sie denken an ihn, aber sie danken ihm nicht. „Daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar, denn Gott hat es ihnen offenbart.“ Aber eben dies, Gott kennen und nicht ehren, seiner zu gedenken, aber ihm nicht zu danken, hat das Volk der Herero zur Selbstvergötterung und damit zum Ahnenkultus geführt. Beides geht bei ihnen nebeneinander her: ihre Gottesidee, die besser ist als ihre Gottesverehrung, und ihr Ahnendienst, der zeigt, daß sie den lebendigen Gott nicht recht erkannt haben. Beide Arten religiösen Denkens und Verhaltens haben ihre Pole in zwei allen Bantu-Völkern gemeinsamen Gottesnamen.

Als die ersten Missionare die Gottesnamen der Herero erforschten, hörten sie fast nur den Namen Mukuru; sie hielten daher diesen Namen für die einzig zutreffende Gottesbezeichnung des Volkes und führten ihn in die Kirchensprache ein, so daß noch heute in dieser Mukuru der Name des lebendigen Gottes ist. Doch erst allmählich verstanden die Herero, was damit gemeint sei, und so ist ihnen jetzt allgemein Mukuru der Gott Himmels und der Erden. Wohl fiel es auf, daß die Herero auch einen andern Namen, Ndjambi Karunga, zur Bezeichnung Gottes gebrauchten; allein man meinte, der Name sei von den Ovambo übernommen und nur vereinzelt bekannt. Auch hörte man damals auf die Aufforderung: Kambura mu Mukuru (glaube an Gott)! von den Heiden die Antwort: „Was kann Mukuru tun? Wir glauben an Ndjambi Karunga! Siehe unsre Herden an! Hat Ndjambi Karunga uns nicht gesegnet?“ Aber wer war Karunga? Die Antwort auf diese Frage fand ich, als ich 1870 meine erste Reise zu den Herero machte und zu dem fast neunzigjährigen Häuptling Kandjii auf Otjiamongambe kam. Der Alte fragte mich: „Was willst du okanatje (Kindchen) denn bei uns?“ Ich antwortete ihm: „Das weißt du doch, daß wir Missionare gekommen sind, euch Mukuru und seinen Sohn, unsern Erlöser, zu verkündigen. Völl Erstaunen sagte der Alte: „Bin ich denn nicht Mukuru, d. i. Gott? Ich bin doch Mukuru meiner Leute!“ Als Missionar Büttner und ich ein anderes Mal einen alten Häuptling Tjenda besuchten, mußten wir diesem Vorstellungen machen, weil er ein getauftes Mädchen aus der Gemeinde an einen Polygamisten gegeben hatte. Büttner sagte: „Mukuru wird dich strafen um dieser Sache willen.“ „Was?“ war seine Antwort,

„wer ist Mukuru? Nu! = ich bin der Mukuru in meinem Stamm!“ Das Ende vom Lied war, daß er uns zur Werst hinausjagte. Ebenso machte es bei ähnlichem Anlaß ein anderer alter Heide Kamutjimba; er schlug auf seine Brust und schrie: „Wer ist Mukuru? ich bin auch Mukuru.“ Aus diesen Antworten und ähnlichen Erfahrungen wurde es mir erst allmählich klar, daß der Name Mukuru gar nicht den Gott des Himmels und der Erden, sondern den Ahnen des Stammes bezeichne. Dazu kam die (in Gefahr und Not) allgemeine Redensart der Heiden: „Hi tu, mba takamisua i Ndjambi Karunga“ (Ich sterbe nicht, der Ndjambi Karunga hält mich fest). Nun fragten wir: „Wer ist denn der?“ und erhielten zur Antwort: „Derfelbe, den ihr Mukuru nennt.“ Fragte ich nun später, durch diese Beobachtungen aufmerksam gemacht, die alten Häuptlinge: „Wie nennt ihr den Gott, den wir Mukuru heißen? wo ist er?“ dann sagten sie: „Wir nennen ihn Ndjambi Karunga; er ist im Himmel droben und nicht in den Gräbern; er ist ein Gott des Segens, aber er zürnt und straft niemanden.“ „Warum ehrt und opfert ihr ihm denn nicht?“ „Warum sollen wir ihm denn Opfer bringen? Wir brauchen ihn ja nicht zu fürchten; denn er tut uns doch nichts Böses wie unser Ovakuru.“ Und wenn man irgend jemandem vielleicht sagte: „Ihr Herero habt keinen Gott,“ dann hieß es gleich: „O nein, so böse sind wir nicht; wir haben Ndjambi Karunga, zu ihm beten wir auch!“ Ja, das tun sie auch wirklich, aber nur dann, wenn ihnen unverhofft Glück in die Hände fällt; dann stehen sie staunend still, sehen gen Himmel und rufen: „Ndjambi Karunga!“ als wollten sie sagen: „Der hat uns lieb!“ So war aufs unzweideutigste festgestellt, daß der eigentliche Gottesname, der das höchste Wesen bezeichnet, nicht Mukuru sei, sondern jener andere. Damit ist zugleich die Vermutung von P. Meinhof (Allg. Miss.-Zeitschr. 1899, S. 394) widerlegt, „als sei Ndjambi Karunga die Bezeichnung für Schicksal“. Diese Vorstellung liegt den Herero völlig fern. Vielmehr teilen sie die Meinung der anderen Bantu-Stämme, der Ndjambi, der gute Schöpfer, habe sich in den Himmel zurückgezogen, und den Dämonen das Regiment auf Erden überlassen. Gleich hier mag noch ein dritter Gottesname der Herero seine Stelle finden, den wir aber erst 1896 entdeckt haben, und der gleichfalls das höchste Wesen bezeichnet. Er lautet Hipo und bedeutet: „Ich bin nicht da, dort“ (sondern droben). So sagen sie auch geradezu von Gott: „Der da droben.“ — Ganz allgemein gilt Karunga Ndjambi als Vater des Lebens. Wird ein schwer Kranker wieder gesund, dann heißt es: „Ndjambi hat ihn gesund gemacht;“ bei sehr hohem Alter eines Menschen sagen sie: „Ndjambi Karungu hat ihn erhalten;“ stirbt dann aber solch ein Greis, so ist die Redensart: „Ndjambi Karungu hat ihn gerufen.“ Diese Anschauungen aber wurzeln als Glaube sehr fest in den Herzen der Herero. Die alten Herero beteten auch in Nöten und Gefahren

zu Ndjambi Karunga um Abwendung von allerlei Unheil und Übeln. Jetzt geschieht es kaum mehr. Statt dessen ruft man lieber die Ahnen an, die jedoch nur über ihren Gräbern angebetet werden dürfen. Sind diese aber zu weit entfernt oder nicht erreichbar, dann ruft auch heute noch der Herero zu Ndjambi Karunga um Hülfe.

Ndjambi Karunga ist, wie schon gezeigt, den Heiden durchaus ein Gott der Liebe und des Segens; der Grundzug seines Wesens ist Wohlwollen; nicht aber kannten sie ihn als einen Gott, der das Böse straft; von der Heiligkeit Gottes also haben sie keine Ahnung. Diese Gottesidee steckt so tief in ihren Herzen, daß sogar die Christen sie auch auf den lebendigen Gott, den sie unter dem Namen Mukuru kennen gelernt haben, übertragen. Immer wieder erhielt ich auch von Christen auf die Frage: „Fürchtest du denn nicht für diese Sünde die Strafe Mukurus?“ die Antwort: „O nein, um solcher Sünden willen (Hurerei, Diebstahl, Lügen usw.) wird uns Gott nicht strafen.“

Wohl wissen auch die Herero von einer Strafe für das Böse. Aber diese schreiben sie dem Mukuru oder ihren Ahnen zu. Sie sind es, vor denen sie sich fürchten müssen; sie sind es, die zürnen und Gefahr und Unglück über einen bringen können. So wird es verständlich, daß ihr ganzer Kultus sich nicht um den Ndjambi Karunga, sondern eben um ihre Ovakuru dreht. Denn um ihre Gunst zu erwerben und zu bewahren, um ihre Mißgunst und ihren Zorn abzuwenden, also um sie zu versöhnen, bringen die Herero ihre vielen Opfer dar; nicht aus Dankbarkeit, sondern aus Furcht; nicht aus Liebe, sondern aus Angst. Ihr Gottesdienst ist Ahnenkultus, an den sich hier und da noch etwas Fetischismus hängt.

Es hat ja nun etwas Mißliches, daß der Ahnenname Mukuru durch ein in der Geschichte der Sprachforschung nicht vereinzelt Mißgeschick in unsrer Kirchensprache zum eigentlichen Gottesnamen geworden ist, während doch die Herero einen besonderen Namen für Gott besitzen. Besonders das bereitet Schwierigkeiten, daß der Name Mukuru auch im Plural gebraucht wird und nicht nur den Urahnern, sondern „die Alten“, die Toten aller Zeit (ovakuru) bedeutet. Allein zweierlei hat uns vor einer nachträglichen Änderung zurückschrecken lassen. Einmal die wohl irrige Vermutung, daß der richtige Name Karunga, der an das Wort erunga (Dieb) anklingt, mit diesem verwandt sein könne. Aber dann müßte das Ovambowort omurunga, das die Fächerpalme bezeichnet, aus der Ovambo und Herero ihre Opferkörbe machen, gleichfalls mit erunga verwandt sein. Der andere und zwar ausschlaggebende Grund war die berechtigte Befürchtung, durch einen solchen grundlegenden Namenwechsel eine heillose Verwirrung unter den Herero anzurichten. So ist es denn bei der Benennung Gottes mit dem Namen Mukuru geblieben, obwohl dieselbe ohne Zweifel weder glücklich noch richtig ist.

Es sei an dieser Stelle ein kleiner Exkurs über die sprachliche Herkunft des Gottesnamens der Herero gestattet. Sie teilen ihn, wie schon oben kurz angemerkt wurde, mit fast allen Bantuvölkern. So zeigt sich der Name Ndjambi Karunga in folgenden Abwandlungen bei den verschiedenen Bantu: Bei den Ovambo lautet er Kalunga; bei den in Loango, am Kongo-Becken, in Angola und Benguela wohnenden Bantu, Barutzi und Mbarotse: Zambi, Njambi, Umbi, Njame, Onjame, Ngambe, Njambi; bei den Kamerun-Negern: Nzambi; bei den Loango: Nyambi; bei den Duala: Nyambi; bei den Bunda: Nzambi; bei den Benga: Anjambi; bei den Tefe: Nzani; bei den Mbangue: Anjambie; bei den Zausi: Njambi molongo.

Alle diese zweifellos identischen Namen bezeichnen also unter den Bantu Gott als höchstes Wesen. Dagegen gibt es eine andere Reihe gleichfalls verwandter Namensbezeichnungen, die für die Urahnenn und Geister der Verstorbenen gebraucht werden, obwohl sie ebenfalls mit Ndjambi Karunga identisch sind. Es sind dies bei den Ama-Zulu der Name: Ongulungulu, d. i. der Ahne, der Alte, gleich dem Kurukuru „von alters her“ bei den Herero; dieses Zuluwort hängt wieder zusammen mit dem Mulungulu der Shambana, dem Mulungu der Kinika, dem Murungu in Sofala, dem Murungo in Tette. Bei den Mbasilonge endlich ist Tidi Mukuru zugleich auch die Bezeichnung des „höchsten, guten Geistes“. So besteht bei den Herero wie bei allen Bantu-Stämmen der Dualismus der Gottesanschauung: sie kennen den höchsten, wahren Gott, aber verehren ihre Ahnen. Es gibt jedenfalls zu denken, daß auch die alten Äthiopier zweierlei Götter hatten, einen unsterblichen, um den sie sich nicht kümmerten, und andere, sterbliche, an deren Gräbern sie beteten und die sie verehrten. Sollte nicht die Möglichkeit gemeinsamer Anschauungen, vielleicht auch gemeinsamen Ursprungs der Gottesnamen vorliegen? Darf man ferner nicht in diesem Tatbestande auch eine Bestätigung der biblischen Offenbarung sehen, daß nicht die Vielgötterei, sondern die Erkenntnis des einen, ewigen Gottes die ursprüngliche, fast möchte man sagen, „angeborene“ Gottesidee des Menschengeschlechtes gewesen ist? Andererseits aber, wie wahr ist des Apostels Wort: „Obwohl sie wußten, daß ein Gott ist, haben sie ihn nicht gepriesen als einen Gott, noch gedankt, sondern sind in ihrem Dichten eitel worden, und ihr unverständiges Herz ist verfinstert.“

2. Die Schöpfungssagen der Herero.

Nur wenige dunkle Ahnungen, noch dazu unklar und verworren, haben die Herero über die Schöpfung aufbewahrt. Es ist schon oben kurz erwähnt worden, daß sich ihre Vorstellungen über den Ursprung der Menschen an den bereits genannten Omumborombongabaum anknüpfen. Das wird in etwa verständlich, wenn man bedenkt, daß dieser Baum durch sein Alter wie durch

sein Laubwerk eine Ausnahme unter allen Bäumen des Landes macht und gleichsam wie ein Fremdling unter ihnen steht. Die Herero denken sich denn auch den eigentlichen heiligen Baum im Kaokosfelde westlich vom Lande der Ovambo stehend. Dort also sollen die ersten Menschen aus ihm hervorgegangen sein: Muturu und seine Frau, Ramungarunga, und ihr Vieh. Man heißt sie mit gemeinsamem Namen die Ovakuru, die Ahnen der Omukuru, d. h. der alten verstorbenen Häupter ihrer Ganda (Stammesgeschlechter). Doch haben nur die Kinder, nicht aber Ziegen und Schafe nach ihrer Anschauung mit den Herero gleichen Ursprung. Das Kleinvieh sowie die Affen und Bergdamra sind aus einem Felsen hervorgegangen; ob dabei Erinnerungen an den heiligen Stein der Ovambo, den Stein des Kalunga, — übrigens der einzige Stein in ganz Ovamboland — mit hineinspielen, ist fraglich.

Eine andere interessante Sage der Herero berichtet noch folgendes: Bei der Geburt der Kinder der Ramungarunga wurde ein Ochs geschlachtet. Eine Frau — wer? und woher? wissen sie nicht mehr — kam hinzu und nahm die schwarzbraune Leber für ihre Kinder, die nach dem Genuß der Leber ebenfalls schwarz wurden. Eine andere Frau nahm die Lunge und das Blut für ihre Kinder, die rot davon wurden: die Nama! Über das Fell des Ochs entstand zwischen beiden ein Streit, in dessen Verlauf die Schwarzen, also die Herero, sich daselbe aneigneten. Seitdem leben die Schwarzen und Roten in steter Feindschaft: der Herero züchtet die Ochs, der Nama raubt sie ihm. Es ist klar, daß bei diesen wie bei den meisten alten Sagen die Geschichte erst die Phantasie befruchtet hat. Die Sage will die Unterschiede und den Gegensatz zwischen Herero und Nama erklären, ebenso wie die oben erwähnte über den Ursprung der schwarzen und weißen Farbe erst nach der Berührung mit den Weißen entstanden sein kann.

Auch eine Art Sintflutsage haben die Herero, wie wir sie bei vielen Völkern antreffen. Sie sagen, in alten Zeiten fiel der Himmel auf die Erde in unermesslichen Regenströmen herab, so daß fast alle Menschen getötet wurden. Da opferten die Leute den ovakuru mejuru (den Göttern im Himmel) ein schwarzes Schaf. Diese trieben die Fluten zurück und brachten die Erde wieder in Ordnung. Aber Himmel und Erde lagen aufeinander. Damit jedoch die Menschen nicht in den Himmel hinaufsteigen könnten, bestellten die Ovakuru Wächter, welche die Aufgabe hatten, die Menschen vom Himmel zurückzuhalten. Es waren einarmige, einbeinige und einäugige Geschöpfe. Diese fochten und fechten nun jeden Abend mit der Sonne und stechen in sie hinein, so daß sie blutrot wird. Ob sie so verhüten sollen, daß die Sonne und damit der Himmel mit der Erde und ihren Menschen in Berührung kommen? Überhaupt ist der ursprüngliche Sinn auch dieses jedenfalls uralten Zuges der Sage dem Volke verloren gegangen. Vermutlich

haben aber auch die Flutsagen ihren Ursprung in den Erfahrungen, welche die großen Fluten und wolkenbruchartigen Regen hervorgerufen haben. Schwerlich darf man wenigstens die jetzige Form der Flutsage auf eine allgemeine Überlieferung über die Sintflut zurückführen. Möglich ist auch, daß sich ihnen die durch die Missionare vermittelte Kenntnis des biblischen Flutberichtes mit ihren alten Erfahrungen vermischt und zu derartigen Sagengebilden verdichtet hat. Die Annahme Missionar Brinkers, daß der Omumborombongabaum die Arche Noahs und die Ombomischlange die Paradieseschlange seien, sind eben auch nur Vermutungen und sonst nichts. Selbstverständlich sind sowohl die Herero wie auch die Ovambo, ja überhaupt fast alle Bantuvölker, die ja so lange ohne Schriftsprache waren, reich an alten Sagen und Legenden, deren Wiedergabe allein ein kleines Büchlein beanspruchen würde.

3. Der Ahnenkultus der Herero.

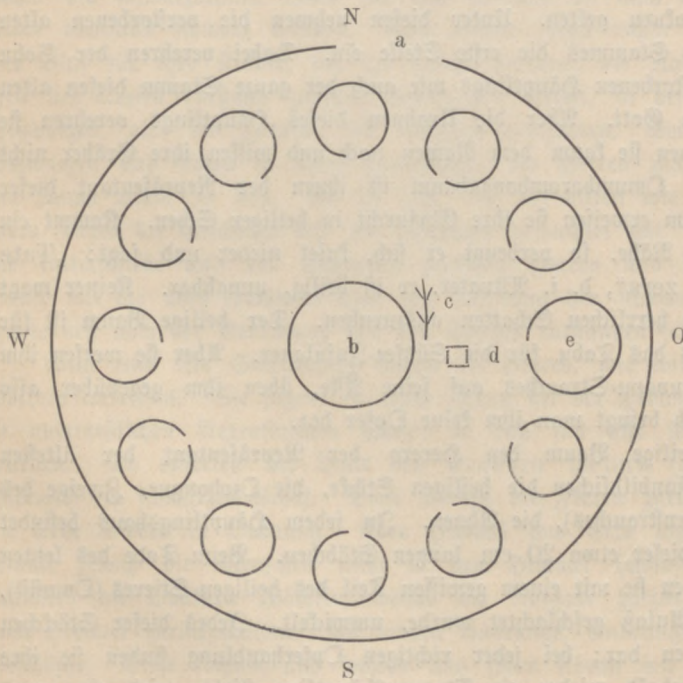
Wir haben schon im vorhergehenden Abschnitt gesehen, daß der eigentliche Kultus, die religiösen Übungen der Herero, nicht dem Gott des Himmels, sondern den Ovakuru gelten. Unter diesen nehmen die verstorbenen alten Häuptlinge jedes Stammes die erste Stelle ein. Dabei verehren der Sohn eines großen verstorbenen Häuptlings wie auch der ganze Stamm diesen alten Vater als ihren Gott. Aber die Urahnen dieses Häuptlings verehren sie nicht, ja sie kennen sie kaum dem Namen nach und wissen ihre Gräber nicht mehr. Nur der Omumborombongabaum ist ihnen der Repräsentant dieser Urahnen, und ihm erweisen sie ihre Ehrfurcht in heiliger Scheu. Kommt ein Herero in seine Nähe, so verbeugt er sich, kniet nieder und sagt: „Tate Mukururume u zera“, d. i. Altvater, er ist heilig, unnahbar. Keiner wagt es, unter seinem herrlichen Schatten auszuruhen. Der heilige Baum ist für sie dasselbe, was das Tabu für die Südsee-Inulaner. Aber sie werfen ihm Zweige des Omuvapu-Strauches auf seine Äste, üben ihm gegenüber also Fetischdienst; doch bringt man ihm keine Opfer dar.

Ist der heilige Baum den Herero der Repräsentant der ältesten Urahnen, so versinnbildlichen die heiligen Stöcke, die Ozohongue, Zweige des Omuvapu (Rosinenstrauches), die Ahnen. In jedem Häuptlingshaus befindet sich ein Bündel dieser etwa 20 cm langen Stäbchen. Beim Tode des letzten Häuptlings wurden sie mit einem gewissen Teil des heiligen Stieres (Omufisi), der aus diesem Anlaß geschlachtet wurde, unwickelt. Jedes dieser Stöckchen stellt einen Ahnen dar; bei jeder richtigen Opferhandlung finden sie ihre Verwendung. Sobald wieder ein Stammeshäuptling stirbt, wird ein neues Stäbchen dem Bündel hinzugefügt. Diese sowie die noch zu erwähnenden Ozondume und Dtjija (siehe S. 80) nennen sie Ovisenginina. Dies ist das jetzt gebräuchliche Wort für „Götzen“ oder „Fetische“ geworden. Doch haben

die Herero keine Götzenbilder in dem üblichen Sinne dieses Wortes; höchstens kann man den heiligen Baum, die Omovapu-Sträucher, die Ahnenstöcke und den Dtjija als eine Art Fetische ansehen, an ihnen haftet etwas vom Fetischdienst. Doch sind der eigentliche Gegenstand der Furcht und darum der Verehrung und des Opferdienstes die Geister der abgestorbenen Ahnen. Mit ihnen steht der lebende Stammeshäuptling bei allen wichtigen Angelegenheiten des Stammes im beständigen Verkehr. Ihnen bringt er, der König und Priester seines Stammes zugleich ist, auch die Opfer dar.

4. Der Opferdienst der Herero.

a) Der Opferaltar (okuruo). Der Opferdienst der Herero vollzieht sich der Hauptsache nach an dem Opferaltar, okuruo genannt. Es ist dies ein Haufen Asche von dem heiligen Feuer, omuro omurangerero, — nicht, wie Dr. Schinz meint, omurangere —, der sich in der Nähe des Pontoks befindet, in dem die Hauptfrau des Häuptlings wohnt. Er ist im Osten der Werft (onganda) und des heiligen Viehkraals,



diesem und dem Pontok des Häuptlings selbst (omurangerero), gelegen. Um diesen Altar liegen ringsherum die Schädel und Hörner der geopferten heiligen Ochsen und dienen bei den Ratsversammlungen als Sitze für die Alten. An jedem Morgen und Abend zur Zeit des Melkens wird auf dem okuruo das heilige Feuer angezündet, welches die älteste unverheiratete

a. Eingang. b. Kälberkraal. c. Omumborombonga (bezw. dürrer Omovapustrauch als Ersatz). d. Omuro. e. Hütte der großen Frau.

Tochter des Häuptlings, die ondangere, in dessen Pontok ununterbrochen am Glimmen erhält. Am Altar sitzt dann der Wersteigentümer oder der Häuptling, (omurangere), nimmt von den Frauen die frischgemolkene Milch entgegen und beschmeckt sie (makarat=heiligen); erst dann darf diese in die dazu bestimmte Kalabasse (Flaschenkürbisse) gefüllt werden, wo sie zu omaere (Dickmilch) wird. Jede der heiligen Kühe hat ihren besonderen Kalabaß, in den ihre Milch gegossen werden muß. Auch die Dickmilch, die in besondere Gefäße gegossen wird, darf erst nach gleicher vorhergegangener „Heiligung“ genossen werden. Dabei hat der Häuptling einen nur für ihn und von ihm benutzten Kalabaß, der mit Amuletten aus Muscheln, Fingerknöcheln, Schwämmen und Perlen-schnüren der Borahnen geschmückt ist. Für Reisende und Fremdlinge ist ebenfalls ein solches Gefäß (ondjupa jamuaha), vorhanden, das aber mit ungeheiligter, gewöhnlicher Milch gefüllt wird.

An dem Opferaltar werden diese täglichen wie alle religiösen Opfer und Handlungen, mit Ausnahme von Zaubereien, vollzogen und dürfen nirgend anders ausgeübt werden. An diesem Altar werden auch alle politischen und Familien-Angelegenheiten des Stammes von den Männern in ihren Rats-versammlungen besprochen und geordnet. Merkwürdigerweise dürfen auch Fremde bei solchen Versammlungen (otjira), zugegen sein, doch ist keinem erlaubt, sich eine Feuerkohle für seine Pfeife vom heiligen Feuer zu nehmen.

Die Reste des Feuers trägt die ondangere wieder ins Haus und erhält sie sorgfältig am Weiterglühen. Verlischt es trotzdem, so bedeutet das ein großes Unglück für den ganzen Stamm. Es darf kein fremdes Feuer auf den Altar gebracht werden; wiederanzünden darf man die verloschene Glut nur mit dem dem Stamme heiligen otjija.

Über das oder den otjia, das Heiligste der Herero, ist schon viel vermutet und gesagt worden. Es befindet sich in dem heiligen Pontok, in dem auch die andern heiligen Dinge aufbewahrt werden, und ist meines Wissens noch nie einem Europäer zu Gesicht gekommen; selbst den Untertanen eines Häuptlings ist's nicht erlaubt, es zu sehen. Auch mir selbst war es, so oft ich den Versuch machte, bei Abwesenheit des Häuptlings Maharero es mir zeigen zu lassen, nicht gelungen, nur einen Blick in den heiligen Pontok zu tun. Erst im Jahre 1902, als unser fast hundertjähriger Häuptling Kufuri dem Heidentum entsagte, wurde es mir nebst allen andern heiligen Dingen eingehändigt. Dazu gehörten zum ersten die ozondume, Sing. ondume. Der ondume ist der Stoc von einem kleinen omumborombanga-Bäumchen, den der Häuptling oder Vater eines Stammes in seinem Leben gebraucht hat. Mit ihnen wird das heilige Feuer, wenn es einmal erloschen ist, neu angezündet. Diese ozondume repräsentieren mit den ozohongue, beide aus dem Opferbusch (omuvapu) geschnitzt, die Ahnen des Stammes. Damit gehören sie zu dem otjia. Aber was ist dies? Um die Wurzel des heiligen Busches

(omupendarua), wörtlich: der aus dem Felsen gebrochene, — er wächst nämlich nur zwischen Felsen — sowie um die ozondume und die ozohongue des omusisi, d. h. des alten Stammstieres der Stammesherden, der wer weiß wann gestorben ist, sind „heilige“ Fleischteile gewickelt.



Kufuri (Abraham) und Frau.

Dies alles zusammen heißt otjja, besser otjija. Auf der faulen, zunderartigen Wurzel des omupendarua wird vermittelst der ozondume das heilige Feuer angebrüllt. Omusisi wurde früher von einigen Unkundigen als ein Name für Gott gedeutet. Der omusisi, von sisa, ähnlich machen, ist aber der Stier eines jeden Stammes, der die dem Stamm heilige Viehfarbe „ihm ähnlich, ihm gleich“ erzeugt. Darum gehören Überreste von ihm mit zum otjja. Zieht die Werst oder wird sie verlegt, so wird das heilige Feuer brennend mitgenommen. Kleinere Wersten und Viehposten des Stammes erhalten von dem okuro, dem Haupt-

altar, ihr Feuer. Wer, ohne zu einem bestimmten Stamme zu gehören, sich von einem Häuptling Feuer geben läßt, stellt sich damit unter dessen Herrschaft und Schutz und sagt z. B.: „mba kambura omuriro ua kamaharero = ich habe das Feuer des Maharero angenommen. So sagten die Herero beim Ausbruch des Krieges 1880 zu den Missionaren

und Engländern, die ihnen gegen die Nama geholfen hatten: „Was sollten wir euch ein Leids tun, ihr, die ihr unser Feuer am brennen erhalten habt?“ Verlischt aber das Feuer und wird nicht wieder angezündet, so ist damit der betreffende Stamm für ausgestorben erklärt, wie z. B. die Stämme des Kahitjine, Mungunda, Katjikuru, Murangi u. a. Die Reste dieser Stämme haben zumeist von Maharero Feuer genommen und sind in dessen Stamm aufgegangen.

b) Die Opfer (ozombunguhiro). Stehen so der Opferaltar und das heilige Feuer gleichsam im Mittelpunkt der religiösen und politischen Betätigung der Herero, so wird es nicht verwunderlich erscheinen, daß das ganze Leben dieser Heiden in seinen wichtigsten Abschnitten und Wendungen von Opfern begleitet ist. Sind sie doch — nach ihrer Anschauung — überall dem Einwirken der ovakuru ausgesetzt und daher darauf angewiesen, sich deren Wohlwollen zu gewinnen oder zu bewahren. Das geschieht aber durch Opfer, deren sie eine ganze Menge haben. Die hauptsächlichsten sind die Opfer, welche bei der Geburt eines Kindes, bei Krankheiten, zur Reinigung und bei Todesfällen dargebracht werden. Im ganzen wird es etwa 16 bis 20 verschiedene Opferarten geben. Bei allen werden sehr feststehende bestimmte Gebräuche und Riten beobachtet. So ist es ein religiöses Gesetz, daß, außer bei den Totenopfern (ozongondjoza) alle Opfertiere nicht geschlachtet, sondern erwürgt werden müssen. Der Opferochse wird daher oft wild durch die Werst gejagt, mit Speeren gestochen, gepeinigt, und, wenn er erschöpft ist, zu Boden geworfen. Ist er dann in die richtige, schon oben erwähnte Lage gebracht, so daß der Kopf nach Norden, zu dem otjizero, dem heiligen Bontof, hinliegt, so halten sechs bis acht Mann das Tier fest, so daß es sich nicht bewegen kann; einige andere knien auf seinem Halse und drücken ihm so lange Kehle, Nase und Maul zu, bis es erstickt ist. Dann beginnt die eigentliche Opferhandlung. Dabei ist der Stammeshäuptling oder der Wersteigentümer jedesmal der fungierende Opferpriester. Es wird nicht ohne Interesse sein, einige der wichtigsten Opferhandlungen genauer darzustellen.

In erster Linie stehen da eine Reihe von Totenopfern, die ja naturgemäß am zahlreichsten dargebracht werden. Die wichtigsten darunter sind die ozomeva Opfer, Reinigungsopfer, die nach jeder Verunreinigung, Berührung mit Toten, nach einem Kriege und sonst dargebracht werden. Ob der Name von ozondjo, Schulden, kommt, oder ob es aus den Bestandteilen der Worte ozongombe, Ochsen, und omeva, Reinigung zusammengesetzt ist, läßt sich nicht feststellen. Jedenfalls sind die ozomeva die Hauptopfer, die auch dann dargebracht werden, wenn noch andere folgen. Gewisse heilige Stücke Fleisch werden dabei am Altar besonders gekocht und mit Weihwasser besprengt. Das Weihwasser stellen sie aus Lehmerde vom Grabe ihres Ahnen, omukuru, heiligen Opferbuschblättern und sonstigen heiligen Gräsern her, die sie in einem

großen Opfertrog mit Wasser mischen. Hierauf werden die heiligen Fleischstücke in Opfertörbe (orunajara) nebst den schon genannten ozondume, Ahnenstäbchen, um den Altar her aufgestellt. Jetzt läßt der Priester jedes dieser heiligen Stäbchen das Fleisch schmecken (makera), dann tun er und die Großen, die zur oruzo (Kaste) gehören, das Gleiche. Erst darnach werden die heiligen Stücke von ihnen verspeist, und nun darf auch das übrige, nicht heilige Fleisch von den männlichen Kindern und Verwandten, nicht aber von den Frauen verzehrt werden. Als Opfertier dient dabei entweder ein Ochse oder ein Schaf der oruzo.

Ist das ozomeva-Opfer dargebracht, so folgt häufig das eigentliche ongondjoza, das Totenopfer; jedenfalls muß jenes vorhergegangen sein, wenn dieses dargebracht werden soll. Das Eigentümliche dieses Opfers besteht darin, daß die Opfertiere nicht erwürgt, sondern mit Speeren oder durch Erschießen getötet werden. Auch ist ihr Fleisch nicht heilig, sondern darf auch von Männern und Frauen, Kindern und Freunden, welche nicht zur oruzo gehören, ja in letzter Zeit selbst von Bergdamra gegessen werden, d. h. von Leuten, die sich früher mit den Abfällen, Eingeweiden zc. begnügen mußten. Dagegen dürfen die Leute der eigenen oruzo nicht davon genießen. Für diese Opfer werden nur die Lieblingsochsen des Verstorbenen genommen, und jeder reiche Herero sorgt schon lange vor seinem Tode für eine größere Zahl solcher für sein Totenopfer bestimmter Ochsen; es müssen die schönsten und fettesten sein, und sie müssen die schönsten Hörner haben. Meistens sind sie ebenso alt, wie der Tote Mannesjahre zählt. Bei seinen Lebzeiten machen sie seinen Stolz aus und sind seine Lieblinge, die er nicht schlachtet und selbst um den fünffachen Wert nicht veräußern würde. Er nennt sie ozohivirikua, die Gepriesenen, und will wenigstens ihre Schädel mit den oft 1½ m spannenden Hörnern als Grabdenkmal nach seinem Tode in seiner Nähe haben. Daher ist der Kopf dieser Tiere heilig und prangt als Andenken über dem Grabe ihres Besitzers, als wollte er den Vorübergehenden zurufen: „Hier liegt N. N., der große Herdenfürst, begraben.“ Je größer nämlich der Reichtum des Verstorbenen, um so größer auch die Zahl der bei seinem Tode geschlachteten Opfertiere. So sah ich 1870 über dem Grabe des reichen Kandirikivira 60 Ochschädel, von denen einige noch 1902 an den Bäumen hingen, obwohl das Grab längst verfallen war. Und nach dem Tode des reichen Rangombe auf Okalango bei Okahandja wurden an 250 solcher Tiere geschlachtet, so daß die Herero das betreffende Jahr wegen der massenhaft umherliegenden Knochen, ombura omatupa, Jahr der Knochen, genannt haben. Man kann sich leicht vorstellen, welche saure, aber nicht unwillkommene Arbeit diese Fleischesserei bei den Totenopfern für die aus allen Gegenden und Werten herbeiströmenden Menschen ist; aber man begreift auch, daß solch ein Totenschmaus so leicht nicht vergessen wird.

Es erhebt sich nun die Frage nach der Bedeutung dieses Opfers. Was sich die Herero eigentlich dabei denken, ist schwer zu sagen, da sie sich selbst nicht darüber aussprechen und man nur auf Vermutungen angewiesen ist. Daß dieses Opfer, obwohl das Fleisch nicht als heilig gilt, den Herero von Wichtigkeit ist, beweist der Umstand, daß sie nur ihre Lieblingstiere dazu verwenden. Nun hat man eine Art Schuldopfer darin finden wollen, indem man den Namen des Opfers, ongondjoza, von dem Substantiv „ondjo“, Schuld, ableitete. Allein der heidnische Herero kennt den Begriff der Schuld nicht, wie sollte er ein Schuldopfer bringen wollen? Auch daran, daß bei diesem Opfer Blut fließe, hat man Vermutungen knüpfen wollen und an ein Verfühnungsoffer für die Hinterbliebenen gedacht. Allein das ist schon das ozomeva-Opfer, welches dem ongondjoza immer vorausgeht. Sollte nicht das Nächstliegende sein, das Wort von ondja, voraufgehen, Kaufativform jondja, „voraufgehen lassen“, abzuleiten? Es läge dann die Idee zu Grunde, daß die Opfertiere, die Lieblinge, dem Toten vorangehen; denn ein Herero würde sich selbst im Himmel nicht wohl fühlen ohne seine Ochsen. Der Gedanke des Opfers fände dann seinen Ausdruck in den Worten: onzongombe maze jondjoza omukoke, die Ochsen werden dem Toten vorangehen gemacht.

Gleich am Grabe eines Toten wird das omaze, Fett-Opfer, dargebracht, wozu die ojomaze-Ochsen, d. h. Ochsen des Fettes, verwendet werden. Die Stammesangehörigen essen das Fleisch und schmieren sich mit dem Fett ein; doch gehört dieses auch zu den ongondjozero und ist also heilige Opferhandlung. Verwandt mit dem ongondjoza ist auch das ondji seraere eke, nur insofern davon unterschieden, als die Schädel der Tiere nicht durchbohrt, sondern auf einem gabelförmigen Baume aufgeschichtet werden, und insofern, als das Fleisch nur von den Großleuten gegessen werden darf. Auch bei der Totenklage, der ondoro, werden einige Tiere geschlachtet, aus deren Fellen die Trauermütze, otjipiriko, mit dem oneoë, einem eigentümlichen Zeichen der Trauer an dieser, gemacht werden. Man heißt dieses Opfer das omatirika. Bei dem ondike-Opfer wird in der Werst des Verstorbenen ein Lebensstammbaum aufgepflanzt und ein Tier geschlachtet, dessen Fleisch die Frauen nicht essen dürfen. Für den „Pfeiler, die Stütze“ des Hauses, den ongunde, wird das ongunde geopfert, dessen Fleisch aber nur die Frauen, nicht die Männer essen dürfen. Bricht die ganze Werst auf und verläßt die Werst des Toten, um auf Wanderschaft zu ziehen, so schlachten sie das orujendo-Opfer. Das Grab verfällt darnach, falls es nicht im heiligen Viehkraal liegt oder mit einer dichten Dornenhecke umgeben ist. Den Schluß macht dann das ozongunde (von kunda) Schlußopfer, Bollopfers, bei dem wieder nur die Männer das Opferfleisch genießen dürfen.

Nicht selten, namentlich in Kriegszeiten, geschieht es, daß die Werst auf ihrem Wanderzuge wieder in die Nähe des Grabes ihres Ahnen kommt. Dann

bringt man ein Opfer, das odjamberero oder okujamberra heißt. Das Wort ist abzuleiten von jamba, fluchen, jamberera, für jemanden fluchen. Es ist fraglich, ob die Bedeutung desselben die ist, den Fluch des Toten fern zu halten. Auch in Zeiten großer Dürre, schwerer Krankheiten, überhaupt in Notzeiten bringen die Herero dieses Opfer. Sind sie zu der verlassenen Werkstätte zurückgekehrt, so muß auf die oben beschriebene Weise das heilige Feuer wieder angezündet werden. Als bald ertönt dann die schauerliche ondoro, Totenklage, in die das Brüllen der Kinder, das Bellen der Hunde und das Schreien der Hirten zu ohrenbetäubendem Lärm mit einstimmt. Der Häuptling der Werkstätte begibt sich dann — oft zur Nachtzeit beim Mondschein — zum Grabe des Ahnen, klopft mit dem Ahnenstab des Toten auf das Grab und ruft: hu, hu, hu! Der Tote fragt: „oviani,“ wer ist da? „Was für Hunde bellen, was für Vieh brüllt? Antwort: „Wir, deine Kinder, sind hier, dich, o Vater, zu fragen, dir dieses und jenes zu sagen. Die Herden, die du uns gabst, haben wir hierher gebracht; wir sind in großer Not, Krieg, Krankheit usw. Siehe, geliebter Vater, wir, deine Kinder und Kinder sind in Not, leiden Hunger und sterben; gib uns Regen, gib uns Segen und sage uns, was wir tun sollen.“ Der Tote antwortet dann angeblich dieses oder jenes, erkundigt sich nach seinen Herden und Kindern usw.“ Ist inzwischen das heilige Feuer am Brennen, so schlachten sie am okuruo, Altar, ein Schaf, das „Schaf des Feuers“ ojomuro. Von dem Fleisch desselben bekommen alle Angehörigen des Toten, Männer, Weiber und Kinder, ein Stückchen zum makera (d. h. sie beißen ein Stück ab). Auch die Ahnenstäbe müssen es beschmecken. Auch auf das Grab des Toten und zu dem ondike, Lebensbaum, der zwischen dem okuruo und dem heiligen Viehkrall aufgestellt ist, werden Teile des Fleisches gebracht. Darauf wird für jeden Sohn des Verstorbenen ein Ochse und ein Schaf geschlachtet, das Fleisch auf dem Grabe des Toten von ihm als omukuru geheiligt (tovisisia), zum Altar zurückgebracht, dort von den Söhnen des Toten beschmeckt (makera) und nun erst von den verheirateten Männern, die Kinder haben, gegessen. Während dieser Opferhandlung wird auch alle gemolkene Milch in gleicher Weise am Grab und Altar geheiligt und in einem heiligen Milchimer auf das Grab gestellt und dort gelassen. Offenbar liegt zunächst dieser ganzen Opferhandlung der Gedanke zu Grunde, daß man den verlassenen Ahnen bei der Rückkehr zu seinem Grabe günstig stimmen und die Gemeinschaft mit ihm zum Segen der Werkstätte wieder herstellen will. Nicht selten haben sich in den aufgeregten Zeiten der Kriege auch die Zauberer dieses dahinter stehenden Aberglaubens bemächtigt und ihn auszunutzen gewußt. So war es z. B. in den Freiheitskriegen der Herero 1861—1868. Damals wohnte Maharero auf Otjimbingue, wohin er mit all seinen Leuten geflohen war und wo er sich mit Zeraua von Omaruru und Rambazemi von Otjondjupa gegen die Nama verbunden hatte. Er hatte dem Missionar H. Hahn

bei der otjimbe otjipiriko, „bei der Mütze seiner Mutter“ geschworen, Otjimbingue nicht zu verlassen. Da brachte ein Zauberer, dem der Einfluß des Missionars auf Maharero lästig war, es fertig, daß dieser bei Nacht und Nebel trotz Eidschwur nach Okahandja abzog; er spiegelte ihm nämlich vor, der omukuru, also Katjamuaha, der alte tote Vater des Maharero, zürne im Grabe über seinen Sohn. In Okahandja angelangt, weckte der Zauberer durch Klopfen auf das Grab den Toten, und dieser sagte, er, Katjamuaha, könne nicht länger auf Okahandja bleiben, sondern müsse ins Sandfeld (omaheke) gehen, die Nama hätten das Gras und die Bäume auf dem Plage angezündet, (sie hatten tatsächlich den schönen Wald dort niedergefengt) er aber habe sich seine Füße dabei verbrannt und das Grab sei zerstört. Maharero und seine Leute würden ihn daher im Sandfelde finden. So zog der Zauberer durch sein Schelmenstück Maharero aus der Nähe des Missionars und aus dem Hauptsiß des Krieges weg. Doch wurde wenigstens die erste Absicht dadurch durchkreuzt, daß schon 1870 in Okahandja zwei Missionare angestellt wurden und dadurch der Einfluß des Zauberers bald in die Brüche ging. Übrigens hat Maharero 1874 ein eisernes Gitter um das Grab seines Vaters machen lassen. Und es ist wohl schwerlich weise, daß die deutsche Forstwissenschaft durch die Anlage eines nutzlosen Baumgartens diese alt-heilige Grabstätte der Herero profaniert und den Herero dadurch ihr Heiligstes geschändet hat.

Übrigens haben wir oben nur die eine Seite des ondjamberero geschildert. Es hat aber noch einen andern, der eigentlichen Bedeutung des Namens näher stehenden Zweck, es dient nämlich dazu, etwaige Feinde des Stammes oder Häuptlings zu verfluchen; jamera = jemanden wegen etwas verfluchen. Soll das geschehen, so versammelt sich der ganze Stamm um das Grab des Ahnen; der Sohn, jetzt Repräsentant des Toten, setzt sich auf das Grab, macht ein finsternes Gesicht und wirft mit Steinen nach den Umstehenden. Auch diese nehmen eine drohende Haltung an. Darauf ruft jener laut: „Tate ua tomazenge, Tate ma ru“ (unser Vater ist zornig, unser Vater führt Krieg). Alles Volk flieht nun vom Grabe; der Sohn wirft wieder mit Steinen, und die Leute werfen ebenfalls Steine gegen das Grab, sie scheinen widereinander zu fechten. Schließlich rufen sie aber alle: „Tate nambano ua uoka“ (unser Vater ist jetzt zahm, ist still geworden). Darauf richtet sich der Sohn auf seines Vaters Grab hoch auf und fragt in seines Vaters Namen nach dem Ergehen seines Viehes, nach der Farbe seiner Ochsen u. a. Das Volk antwortet auf seine Fragen. Dann erkundigt er sich nach diesem oder jenem seiner Leute, und es heißt: „O me ri, u ri naua“ (er ist da, es geht ihm gut). Wieder fragt er nach einem der Anwesenden — hier wird dann event. der Name des Feindes genannt —, und dann heißt es: „Ke po“ (er ist nicht, nicht mehr vorhanden). Weiter fragt er: „Ua pandjara poo?“

(ist er verloren, gestorben?) Antwort: „Er ist tot.“ Nun weiß der betreffende Anwesende, daß er für tot gerechnet, d. i. durch einen Toten im Grabe gerichtet ist; „Uë mu tuaerere“, (er hat ihn weggeführt, um die Ecke gebracht) lautet die Redensart. Er macht sich nun schleunigst fort und kehrt erst zum Grabe zurück, wenn alle anderen fort sind. Er zeigt sich jetzt dem Toten und sagt dann: „Der Tote hat mich jetzt gesehen und weiß, daß ich nicht tot bin.“ Von da ab hält er den Toten für seinen Beschützer und fürchtet von den Lebenden nichts mehr, da ihnen der Tote nicht erlauben wird, ihn zu töten.

Nur noch einige Opfer mögen kurz erwähnt werden; zunächst das oja-mbanga-Opfer. Der Herero sieht jede Krankheit als eine Art Bezauberung, Bezauberung (ua huhua) an und sucht sich durch dieses Opfer von dem Zauberbann loszumachen (huhurura). Dabei wird das Fleisch des rite geschlachteten Tieres in einem großen Topfe gekocht und der Kranke nackend über den dampfenden Kessel von einigen starken Männern hin und her bewegt. Doch ist dieses Opfer meist Sache des Zauberers. Auch wenn bei sehr großer Dürre der Regen ausbleibt, versuchen sie, diesen durch ein Opfer, okukar'ombura herbeizurufen. Auf Veranlassung des Häuptlings als des Priesters läßt der Zauberer einen fetten Hammel schlachten, nimmt dessen Nierenfett und verbrennt es im Feuer; der davon aufsteigende Rauch soll Regen herbei zaubern. Hilft dieses Opfer nicht, so wird einer der heiligen Stiere unter bestimmten Gebräuchen geopfert, ein Teil des Fleisches verbrannt und ein anderes im Flußbett vergraben, damit der Fluß mit Wasser laufe.

So haben die Herero, die in allem Unglück und in jeder Not den gefahrbringenden Einfluß ihrer Ahnen fürchten, eine Unmenge von Opfern, deren Triebfeder einzig und allein die Furcht vor den Geistern ist. Dieser Furcht verdanken auch die Opfer bei der Geburt, Beschneidung und beim Wochenbett ihren Ursprung und ihr Dasein. Von ihnen wird später noch besonders die Rede sein. Auch der Opferkult, ja die ganzen religiösen Anschauungen und Gebräuche der Herero sind ein nur zu beredtes Zeugnis dafür, daß auch von ihnen wie von allen Heiden das Wort des Apostels gilt, daß sie im ganzen Leben Knechte der Furcht des Todes sind.



Sechstes Kapitel.

Einteilung und Gliederung des Volkes.

Omaanda und Otuzo.

Die Herero sind in gewisse Gemeinschaftsverbände, welche die Stelle der bei andern Völkern vorhandenen Einteilung nach Stämmen einnehmen, geteilt. Es sind dies die Omaanda und Otuzo. Ihre Namen können uns auch einiges Licht über geschichtliche Fragen geben. Jenes sind Familien-Abteilungen, in welche sich das Volk gliedert. Jeder Herero gehört zu einer dieser Omaanda und weiß genau, zu welcher. Auch die Otuzo, Sing. Druzo, sind, wenn auch in anderer Weise, Familienverbände. Es finden sich in jeder Ganda (Sing. von Omaanda) Angehörige jeder beliebigen Drozu. Diese beiden Arten der Volkseinteilungen sind nicht voneinander abhängig noch unter sich gleichwertig. Nach der etymologischen Bedeutung der Worte kommt Ganda von dem Verb. janda, endigen, Druzo von dem Verb. zaa, zire herkommen, in räumlichem, nicht zeitlichem Sinne. Der Unterschied zwischen den Omaanda einerseits und den Otuzo andererseits ist der: Jene sind soziale Verbände, diese religiöse. Die Otuzo bezeichnen die Speisegesetze und religiösen Gebräuche, zu denen jeder Angehörige seiner Druzo verpflichtet ist. Die Omaanda vererben sich von den Müttern, die Otuzo von den Vätern auf die Kinder fort. Alle Nachkommen einer Mutter gehören zu deren Ganda. Die Entstehungssagen der Omaanda handeln deshalb nur von Frauen, die der Otuzo nur von Männern. Die Frau tritt bei ihrer Verheiratung in die Druzo ihres Mannes. Dagegen kann keiner die Ganda, der er durch Geburt von seiner Mutter her angehört, verlassen. — Die Speisegesetze der verschiedenen Otuzo sind nicht gleichwertig. Es will mir scheinen, daß die Frau außer an die Druzo ihres Mannes auch noch an die ihres Vaters gebunden ist, ja auch ihre Söhne. Die Omaanda spielen eine große Rolle bei dem Erbrecht, (vergl. dieses), die Otuzo bei der Thronfolge. Das Eigentum, der Viehbesitz z. B., muß in derselben Ganda bleiben. Die Häuptlingschaft ist mit der Priesterwürde verbunden und muß deshalb bei derselben Druzo verbleiben. Ein Häuptlingssohn z. B., der nicht zu der Druzo seines Vaters gehört, kann nicht sein Nachfolger werden. Das Nähere werden wir bei dem Erb- und Erbfolgerecht sehen.

Über die Otuzo läßt sich nichts Gewisses sagen, ihre ursprüngliche Bedeutung ist dunkel. So sinnlos uns die Vorschriften derselben vorkommen, so peinlich genau werden sie von den Herero befolgt. Die Otuzo sind viel zahlreicher als die Omaanda. Ihre Namen sind meist unklar. Das Präfix: oru, mit dem ihre Namen beginnen, ist Genitiv Präf. von oruzo. Daher lautet die Antwort auf die Frage: „Ua za mu ani?“ Von wem stammt er? etwa: „Oru ngua honge“, von der Druzo der onguahonge. Bei Personen einer

Druzo wird das Präfix der ersten Nominalklasse vorgesetzt, z. B. ova-nguahonge, Leute der onguahonge, d. h. der Druzo dieses Namens. Es mögen hier einige der Entstehungssagen der mir bekannten Dtuzo folgen, wie sie mir mitgeteilt worden sind.

1. Die Drunguahonge. Ein Mensch schlachtete ein Kind, um zu panga (zu zaubern); er hing einen Schenkel des Kindes an einen Baum und ging davon, indem er befahl, daß von dem Fleische nicht gegessen werden dürfe, bis er zurückkomme, um es zum Gebrauch zu weihen, ähnlich wie solches durch das Werfthaupt täglich mit aller Milch geschieht. Er ging und kam um. Die Angehörigen dieser Druzo essen deshalb nicht vom Schenkel eines Kindes.

2. Die Drojatjirungu. Ein Mann, namens Dtjirungu, ging in das Haus des Dtjikoti, um zu zaubern. Er schlachtete ein Kind und sagte: der kleine Magen gehört mir allein; entfernt das Fett nicht von ihm. Er tat ihn in den Topf, kochte, aß, ekelte sich an der fetten Speise, wurde krank und starb. Die Angehörigen dieser Druzo essen deshalb nicht von dem kleinen Rindermagen.

3. Die Drojahorongo, die Druzo des Ruddu. Die Angehörigen dieser Druzo essen nicht von ungehörntem Vieh. Zu dieser Druzo gehörte auch Maharero. Sie opfern auch beim Tode eines der Ihrigen das ongondjozapfer nicht. Die Rudduhörner, nicht die der ozohivirikua (der heiligen Ochsen) schmücken ihre Gräber.

4. Die Drondjiva. Ein Mann, Dndjiva, schlachtete ein Kind und gebot, daß die Schienbeine, Waden, Schulterblätter und das Blut für ihn solle aufbewahrt werden. Darauf ging er ins Feld und wurde von einem Löwen getötet. Die Angehörigen dieser Druzo essen nicht von den genannten Teilen.

5. Die Drotjisamatjinge haben Speisegesetze wie Nr. 2.

6. Die Dronguejuwa; 7. Dronguatjindu; 8. Dtakanene. Die Angehörigen dieser Dtuzo essen nicht von Kindern grauer Farbe, nicht von Keit- und Tragochsen und nicht von schwarz- und weißgefleckten Schafen, und halten Rinder und Schafe ohne Hörner (ozohungu).

9. Droesembi. Die Leute dieser Druzo halten keine grauweißen Rinder. Das esembi (das Chamäleon) ist ihnen heilig, sie töten es nicht.

10. Drotjiporo. Die Angehörigen dieser Druzo essen das Fleisch grauer Rinder, halten jedoch weder solche noch auch graue Hunde.

11. Die Dronguatjija halten die Speisegesetze wie Nr. 8.

12. und 13. Dronguatjindua und Dronguango. Verboten ist das Fleisch vom Steinbock (ombuindja).

14. Die Drojaorutu. Die Leute dieser Druzo rühren keine von andern abgelegte Kleider, Felle noch andere Sachen an.

15. Die Dromuhinarazo. Sie umfaßt solche, die keine Druzo haben und alles besitzen und essen dürfen.

Ähnlich gibt es noch eine ganze Anzahl von Otuzo, wie die Druguam-
ngora, Drunguanjimi, Drunguanomarangarangua usw. Zu den Speisegesetzen
kommt das Halten von besonderen Viehfarben und Viehzeichen hinzu. Es ist
anzunehmen, daß die Zauberer, (ozonganga), die Stifter aller dieser Otuzo
gewesen sind. Es spielen die ozonganga bei allen Bantu-Stämmen eine
große Rolle als Medizinleute. Obige Gebräuche sind meist mit dem Wort
panga verbunden d. h. jemand durch Anrufung der Ahnen, (ovakuru), in die
Volksgemeinschaft wieder aufnehmen (vgl. zeige dich dem Priester).

Wenden wir uns zu den Omaanda. Wenn das Wort etymologisch von
dem Verb. janda, anda, zu Ende gehen, abzuleiten ist, bedeutet eanda etwa:
Ende des Stammes, d. h. räumlich, örtlich, nicht zeitlich. Man zählt jetzt
noch acht Haupt-Omaanda. Mehrere derselben zerfallen wieder in 2–4
Unteroanda. Jede Haupt- und Unteroanda führt ihren Anfang auf die
Stammesmutter zurück. Die Annahme jedoch, daß dann alle Herero von
acht Stammmüttern abstammen, ist falsch, wie wir unten sehen werden. Die
Ur-Stammutter war nur eine, ihre Töchter bildeten die nachherigen Familien-
abteilungen. Jeder Herero weiß genau, zu welcher der acht Familien oder
Stämme er gehört, trotzdem die Angehörigen der Omaanda durcheinander
wohnen und durch Heiraten miteinander vermischt sind. Bei der Entstehung
der Omaanda soll es sich nach den Aussagen der Leute um geschichtliche Per-
sonen, wirkliche Geschehnisse handeln. Es sollen keine Märchen und Fabeln
sein. Aus dem Vorkommen einzelner, jetzt veralteten Worte kann man auf
ein hohes Alter dieser Sagen schließen, zumal sie sich im letzten Jahrhundert
nicht verändert haben sollen und auch unter allen Stämmen des Volkes, mit
geringen Ausnahmen, fast übereinstimmend erzählt werden. In den letzten
zwei Jahrhunderten sind sie jedenfalls nicht erst entstanden. Die Abandau
haben genau dieselben Sagen. Auch die nördlich wohnenden Ovambo, z. B. die
Ovakuanjama, besitzen sie, ebenso die Bantu-Stämme am Kongo, wo selbst das
Wort ekanda Plur. omaanda dasselbe ist und dieselbe Bedeutung hat. Die
Namen der einzelnen Omaanda sind von Geschehnissen, Begebenheiten im
Leben ihrer Stammmütter hergeleitet. Eigentümlich ist, daß fast alle Omaanda-
sagen gewisse Züge gemein haben; fast alle handeln von zwei oder drei
Schwestern, die zur Begräbnisfeier ihres Onkels gehen und von denen dann
immer die jüngere durchweg die verständigere und glücklichere ist. — So inhalt-
los uns diese Erzählungen jetzt erscheinen und auch kaum Züge bieten, welche die
Eigenart des ganzen Volkes oder gar die besondere Art der einzelnen Omaanda
näher charakterisieren, vollends wo ihre ursprüngliche Bedeutung uns nicht
mehr ganz durchsichtig ist, das stellen sie klar heraus, welche Stellung der
Frau und Mutter eingeräumt ist. Die acht Hauptomaanda sind folgende:

1. Etujeva; von ejuva, Sonne. Sie hat die Unterabteilungen: ekuë-
juva rojamuzi, = rojapera, = rojamutati, = rojahauari. Zu dieser Ganda

gehörten bzw. gehören der verstorbene Maharero, Kiarua auf Okahandja, Tjetjo auf Okazeva am Nosob, Zeraua und Manasse auf Omaruru, Kufuri und Kamaituara auf Otjofazu.

2. Okuënombura. Diese hat keine Unterabteilungen. Zu ihr gehörte der 1896 erschossene Mikodemus und Assa Kiarua, der Kriegshauptmann Samuel Mahareros.

3. Okuëndjata. Diese hat drei Unterabteilungen. Zu ihr gehörte der Häuptling Kambazembi auf Otzozondjupa, Kavizeri auf Okahandja, Samuel Maharero, Muambo auf Okatumba usw.

4. Okuëndjandje. Diese hat drei Unterabteilungen. Zu ihr gehörte der Häuptling Kanangatie auf Otjihaenena.

5. Okuahere. Diese ist Schwester-Ganda der vorigen.

6. Okuanti. 7. Okuatjiti. Zu diesen gehören die Mbanderu-Häuptlinge Rahimemua auf Otjihaenena und Salomo Aponda auf Otjikango.

8. Okuatjivi. Zu ihr gehörte Tjiharine, Häuptling von Omburo.

Hören wir nun, was zuverlässige Eingeborne über die Entstehung der Omaanda erzählen.

1. Okuejuva.

Es waren einst zwei Schwestern, deren Onkel gestorben war; sie gedachten zu seiner Leichenfeier zu gehen. Da sagte die eine: „Laß uns den Regen abwarten, es ist sehr heiß.“ Die andere jedoch fürchtete die Hitze nicht und ging. Jene nun, die den Regen abwarten wollte, wurde omukuenombura, Regenverschwägerter genannt. Die andere, welche die Mittagshitze nicht fürchtete, nannte man omukuejuva, Sonnenverschwägerter. — Diese Omukuejuva gebar drei Mädchen, von diesen kommen die drei omihoko, d. h. Familien, der Ovakuejuva. Sie spielten einst außerhalb der Werst. Da fand die jüngste eine eiserne Pfeilspitze und sagte: „Sie gehört mir.“ Als die zweite Schwester die Pfeilspitze, welche die jüngere gefunden hatte, sah, fragte sie diese: „Wo hast du die Pfeilspitze gefunden?“ Diese antwortete: „Hier!“ Da sprach die andere: „Ich will suchen, ob ich auch eine solche finde.“ Sie nahm einen Holzspan und scharfte in der Erde, fand aber nichts. Die dritte Schwester ruhte unter einem Baum mit Namen Omutati. Die nun, welche die Pfeilspitze fand, nannte man Omukuejuva des Hauses der Pfeilspitze; die, welche mit dem Holzspan die Erde auffcharfte, wo die Pfeilspitze gefunden war, nannte man die Omukuejuva des Hauses des Scharrens. Die, welche unter dem Baume ruhte, wurde genannt die des Hauses des Omutati. So entstanden die ekuejuva rojomuzi, ekuejuva rojapera und ekuejuva rojomutati. Es sind dies die drei omihoko, d. h. Familien der Ovakuejuva.

2. Ekuenombura.

Die Frau, welche die Mittagshitze fürchtete und auf den Regen wartete, gebar fünf Mädchen. Ihre Namen sind: Kanjukua, Ondjou, Ondomba, Kakoto, Ramuahengambe, d. h. die Ausgebreitete, der Elefant, das Haarbüschel, die Krumme und die Unveränderliche. Diese haben die Ovafuenombura geboren, d. h. von ihnen stammen sie ab.

3. Ekuendjata.

Es waren einst vier Frauen, die machten eine Reise. Da begab es sich, daß sie eine Wasserquelle fanden; sie setzten sich bei derselben nieder, um zu trinken. Das Wasser war jedoch nicht für alle hinreichend. Da sagte eine der Frauen: „Laßt uns weiter gehen;“ die andern aber: „Laßt uns ein Wasserloch graben, damit wir trinken.“ Die einen gingen weiter, die andern blieben bei der Quelle. So gingen sie auseinander. Die eine der Frauen, welche sich von der Quelle (ondjata) wegzugehen weigerte, nannte man deshalb Omukuendjata (Frau der Quelle)! Sie gebar zwei Töchter. Diese spielten einst im trockenen Flußbett und bauten Häuser im Sand. Die ältere Schwester baute ein kleines, und die jüngere Schwester baute ein großes Haus. Als die ältere sah, daß das Haus ihrer Schwester groß war, sagte sie: „Du, die du ein großes Haus gebaut hast, wirst genannt werden die Omukuendjata des großen Hauses.“ Die jüngere sagte: „Du, die du ein kleines Haus gebaut hast, wirst genannt werden die Omukuendjata des kleinen Hauses.“ Diese beiden Mädchen wurden später die Stammmütter, und noch heute sind ihre Häuser geteilt. Die zweite Frau welche bei der Quelle blieb, wurde eine ondjumba, d. h. eine Frau, deren Kinder alle gleich nach der Geburt sterben. Als sie wieder schwanger war, sagte man, man solle sie in eine Erdschweinhöhle stecken, um sie zu entzaubern, dann würden ihre Kinder am Leben bleiben. So geschah es, sie wurde in eine Erdschweinhöhle gesteckt und bekam lebensfähige Kinder. Daher nannte man sie die Omukuendjata des Hauses der Erdschweinhöhle. Mit den andern Frauen, die nicht bei der Quelle geblieben waren, ging es so: Sie setzten ihre Reise fort, da fanden sie einen omutupa, d. h. Mastdarm einer Giraffe, die von den ovatua, d. h. Angehörigen eines andern Volkes getötet war. Da sprach die eine: „Komm, laß uns eilig vorübergehen, damit uns die Ovatus nicht bei dem Mastdarm antreffen.“ Die andere sagte: „Nein, ich gehe nicht von dem Mastdarm weg, gehe du nur;“ sie blieb zurück, und jene ging. Deshalb nannte man sie Omukuendjata Omukuatjitupa.

4. Ekuendjandje. 5. Ekuahere.

Es waren einst drei Mädchen, ihre Mutter hieß Karombo. Diese drei gingen zur Beichenfeier ihres Onkels der gestorben war. Die Werst, wo er

gestorben war, war weit. Die Mädchen litten Hunger unterwegs. Da sagte die älteste: „Laßt uns in die Berge gehen und ozohera (Sing. ohere) d. h. Felsenkaninchen töten, damit wir essen und die Werft erreichen.“ Die beiden jüngeren aber erwiderten: „Gehe nur in die Berge, töte und iß sie, du wirst Omukuahere genannt werden; wir gehen zur Leichenfeier.“ Sie gingen weiter. Aber auch sie trennten sich, als sie in die Nähe der Werft kamen. Die eine sagte zu der andern: „Laß uns die Dunkelheit abwarten, ich bin onguze, d. h. ungesalbt (nicht mit Fett und Röteln eingerieben, wie die Herero bei Festlichkeiten tun), ich gehe nicht bei Tage in die Werft.“ Da sagte die andere: „Wenn du das Licht scheust, wird man dich omukuendjandje uondorera, Dunkelheit, nennen.“ Sie selbst kam zu der Werft, als die Sonne untergehen wollte. Sie wurde deshalb omukuendjandje uoserandu, d. h. die Omukuendjandje der Abendröte genannt. Diese drei Schwestern bildeten drei Häuser, d. h. Omihoko; zusammen hießen sie auch otjikutu, d. h. Sippe. Auch werden sie nach ihrer Mutter: ohere ja Karombo, ondorandu ja Karombo, ose-randu ja Karombo genannt. Woher der Name omukuendjandje, ekue-ndjandje, die Freigebige, kommt, ist nicht deutlich. (Siehe die Namengebung der Herero.)

6. Ekuauti. 7. Ekuatjiti.

Zwei Schwestern, Kinder einer Mutter, gingen zur Leichenfeier ihres Onkels. Die jüngere fand auf dem Wege otjizumba, d. h. ein kleines Bäumchen, okakuatjiti genannt, aus dem Wohlgeruch gemacht wird. Sie brach die Blüten von den Zweigen ab und sagte: „Ich habe einen schönen otjizumba gefunden.“ Als das die ältere Schwester sah, fragte sie: „Woher hast du den Otjizumba?“ Sie zeigte es ihr. Da brach die ältere die Zweige ab, welche die jüngere hatte stehen lassen. Die jüngere, welche die Blütenzweige, outi, abgebrochen hatte, nannte man Omukuauti. Die ältere, welche die größeren Zweige, oviti, Sing. otjiti, abgebrochen hatte, nannte man Omukuatjiti. Daher die Namen dieser beiden Omaanda: Ekuauti und Ekuatjiti.

8. Ekuatjivi.

Es waren zwei Mädchen, Kinder einer Mutter, die gingen zur Leichenfeier ihres Onkels. Die eine ruhte sich unter einem Omungamba-Busch aus. Da sagte die ältere zu ihr: „Du ruhst dich unter einem so häßlich riechenden, d. h. otjivi, Busch aus, man wird dich Omukuatjivi nennen.“ Sie setzten darauf die Reise fort, die Nacht brach herein, und sie mußten im Feld übernachten. Am andern Morgen setzte sich die andere und wärmte sich an den Sonnenstrahlen. Da sagte die erstere: „Was ruhst du, ehe es heiß geworden ist? Man wird dich nennen: Omukuatjivi uamuhuka.“

So sind alle Omaanda bis auf diesen Tag geteilt. Außer ihnen gibt es noch eine Ganda, welche die Herero nicht als solche rechnen. Die Frau dieser letzten Ganda hieß: Kapangure des Hauses des Dndungaua der Otjikojo Dmukonotja, d. h. die, welche keine Ganda hatte.



Siebentes Kapitel.

Die Familienverhältnisse.

1. Die Geburt.

Auch bei den Herero ist die Geburt eines Kindes ein freudiges Ereignis, für das schon im voraus allerlei Fürsorge getroffen wird.

Zunächst wird in der Nähe des heiligen Altars eine mit Gras und Fellen gedeckte Hütte für die Wöchnerin gebaut. Ist das erwartete Kind ein Knabe, so findet dieses „Haus der Wöchnerin“ (ondjuo jamuari) auf der Südseite, bei einem Mädchen auf der Nordseite des heiligen Pontok seinen Platz. Diese Hütte ist ebenso wie ihre Bewohnerin „heilig“, u zera, d. h. nicht zu berühren. Weder der Ehemann — er lebt deshalb während dieser Zeit auf einer Nebenwerst — noch sonst jemand außer der Hebamme dürfen sie betreten, solange die Wöchnerin darin liegt. Das dauert etwa drei Wochen. Zwei Öffnungen in der Hütte, deren eine dem Altar zugewendet ist, während die andere auf der entgegengesetzten Seite sich befindet, ermöglichen den Zutritt. Die letzten drei Monate ihrer Schwangerschaft hat die reiche Hererofrau meist liegend in ihrem eigenen Pontok zugebracht, ohne daß diese träge Ruhe die Leichtigkeit des Geburtsaktes irgendwie beeinträchtigte. Diese ist vielmehr ganz erstaunlich groß. Ein Beispiel statt vieler möge genügen. Die Magd des Missionars Diehl in Okahandja arbeitete noch fleißig in der Küche und sagte dann zu ihrer Herrin, sie müsse eben einmal ins Feld gehen. Schon nach einer Viertelstunde kehrte sie zurück, auf dem Rücken ihr eben neugeborenes Kindlein im Rückenfell (otjivereko) mit sich tragend. Sofort nach der Geburt bringt man die Wöchnerin aus ihrem Pontok in das Wöchnerinnenhaus, in das sie durch die hintere Türe hinein kriecht, auf ihr Lager. Wind und Wetter haben hier ungehinderten Zutritt; die Folge ist, daß die meisten Wöchnerinnen bald erkranken und oft lange leiden. Ist das Kind geboren, so ruft die Hebamme es in die Werst hinaus. Ist's ein Knabe, dann heißt's: „okauta“, d. i. ein Bogen; ist's ein Mädchen, so lautet der Ruf: „okazeu“, d. i. ein Zwiebelchen! Bei der Geburt eines Sohnes rennt der glückliche Vater voll Freude in der Werst herum und schreit ebenfalls: „okauta, okauta“! ein Bogenschütz! und alle Männer der Werst wiederholen

den Ruf. Bei einem Mädchen aber verhüllt der Vater sein Gesicht und versteckt sich. Für den Neugeborenen gibt's weder Bindeln noch Tücher, weder Wasser zum waschen noch Binden zum Schutz. Das Kleine wird einfach nackt in ein altes Fell neben die Mutter gelegt.

2. Verschiedene Gebräuche bei und nach der Geburt.

Nach der Geburt eines Kindes wird ein heiliges Kind geschlachtet, von dessen Fleisch andere Frauen nicht essen dürfen, die Männer aber genießen nur von Hals, Rippen und Rücken. Die Beine und das andere Fleisch kommen der Wöchnerin zu, dieses trägt den Namen ongarangandji, d. i. „werde keine Unfruchtbare!“ Von einigen Teilen wird für die Wöchnerin Suppe gekocht, die sie zur Stärkung heiß trinken muß. Ist das Fleisch gar, so wird der ombumbuangaro, der Brustknochen, auch in den Topf getan. Von Wirbelknochen und Schenkel darf die Wöchnerin vorerst nichts essen; sie werden in ein Gefäß gelegt und können nach acht bis zehn Tagen von jedermann genossen werden. Wieder andere Stücke, ojandendu „Rühe“ oder auch ojandendura genannt, legt die Wöchnerin unter sich und liegt darauf bis zum Abend. Ist ein Knabe geboren, so wird darnach dieses Fleisch an den Nabel des Kindes gehalten, damit er es beschmecke und dadurch heilige „makera“; sodann beißt jedes kleine Mädchen der Werst ein Stückchen davon ab. Bei einem neugeborenen Mädchen müssen die Knaben das Gleiche tun. Man nennt das rangera, d. i. opfern. Ein anderes Stück dieses Fleisches wird bis zur Heilung des Nabels aufbewahrt und dann erst den Kindern zu essen gegeben. Das nennt man tovesiua, d. h. „die Wöchnerin hat darauf gelegen“ und „die Kinder haben es gegessen.“ Die Bedeutung dieses Vorgangs ist völlig dunkel.

Jede Wöchnerin in einer Werst genießt vor dem Häuptling oder Wersteigentümer das Recht, alle gemolkene Milch durch Beschmecken mit dem Munde zu heiligen. Doch muß die Milch vorher zu jenem gebracht werden, damit er sie durch Hineinstecken des rechten Zeigefingers berührt, „tova“; erst dann kommt sie zur Wöchnerin, um darauf in die Kalabasse gefüllt zu werden.

Das abgefallene Nabelstrangstückchen wird, wie alle heiligen Dinge, mit dem oben erwähnten Wirbelknochen in den Knotensack, ondjatu onene jama-pando, getan und darin im Hause des Häuptlings aufbewahrt. In diesem Sack ist auch eine Schnur, ein Geschlechtsregisterriemen, in dem der Wersteigentümer bei der Geburt eines jeden Kindes einen Knoten (epando) macht. Stirbt eines seiner Kinder oder wird es Christ, was jenem fast gleichgeachtet wird, so löst er den Knoten auf, und das Kind gehört nicht mehr in die heidnische Kultusgemeinschaft. Gleichzeitig mit dem Abfallen des Nabelstrangs wird auch das Feuer, welches bisher an der hinteren Tür des Wöchnerinnenhauses brannte, gelöscht und an der vorderen, dem Altar zu, angezündet. Über diesem

Feuer werden nun zuerst das oben benannte Bruststück und der Oberschenkel des heiligen Kindes, die bisher aufbewahrt waren, gekocht, auch wenn sie schon in Verwesung übergehen. Jetzt erst kommt auch der Vater, um nach seiner Frau und nach seinem neugeborenen Sprößling zu sehen, und er allein darf diese Fleischstücke beschmecken. Dazu nimmt er den Mund voll Wasser, speit es über das Fleisch, beißt ein Stück ab und spricht: „Mba kuaterua omundu omurumendu“ oder „kazendu monganda indje ndji mua mbandje, ngai kure naua. Ai janda ko,“ d. h. „mir ist ein Sohn (eine Tochter) geboren in der Werft, welche ihr, meine Altväter mir gegeben habt; möge es dem Kinde wohl gehen und die Werft nie aussterben, nie zu Ende gehen!“

3. Die Namengebung des Neugeborenen.

Sobald die Wöchnerin sich gesund fühlt, geht sie durch die Bordertüre ihrer Hütte ein und aus. Sie nimmt dann ihr Kind auf den Rücken, oder der Vater trägt es zum Altar (okuruo). Auf dem Wege dahin folgt ihr die älteste Tochter des Häuptlings, die Bewahrerin des heiligen Feuers (ondangere) mit einer heiligen Holzschüssel voll Weihwasser und besprengt damit das auf dem Rücken sitzende Neugeborene und dessen Mutter, bis sie an den Altar kommen. Hier angekommen, setzt sich die Wöchnerin auf das Fell eines heiligen Ochsen und nimmt ihr Kind aus dem Rückenfell, um es dem omukuru, dem Ahnen, dem Gott der Werft, zu zeigen. Der Häuptling und andere Männer der Werft haben sich inzwischen um den Altar versammelt und auf den heiligen Ochschädeln Platz genommen. Jener nimmt einen Mund voll Weihwasser aus der heiligen Schüssel und speit es über Mutter und Kind.

Um den Altar her sind die Ahnenstäbe aufgestellt, welche die Ahnen repräsentieren. Zu diesen wendet er sich und redet sie an: „Es ist euch in eurer Werft ein Kind geboren, möge die Werft nie aufhören!“ Darnach nimmt er heiliges Fett, reibt es in seinen Händen, speit Weihwasser hinein und bestreicht mit dieser Salbe zuerst die Mutter. Dabei kreuzt er die Arme und salbt mit seiner Rechten die rechte, mit seiner Linken die linke Hand der Mutter; dann nimmt er das Kind, legt es auf seine Knie und versährt mit ihm ebenso. Darnach hebt er es auf seine Arme, berührt mit seiner Stirn die Stirn des Kindes und ruft dabei dessen Namen aus. Dieser Vorgang heißt okukunga, d. i. Stirnberührung mit Namen. Der Name selber knüpft sich meistens an eine jüngst geschehene Begebenheit, so daß jeder Name auch seine Geschichte hat. So heißt z. B. ein Kind Kamumbumbi, d. h. „er ist im Kuhmist“. Das Kind wurde nämlich gleich nach der Geburt in den Viehkraal gebracht und dort mit feinem, trockenem Kuhmist bedeckt und abgerieben, um es vor schnellem Tod zu bewahren; seine älteren Geschwister waren nämlich bald nach der Geburt gestorben. Als Maharero krank war, sagten

die Zauberer: „Wenn Maharero stirbt, geht die Welt unter, bricht auseinander, ndaha hanika. Ein Kind, das während der Krankheit Mahareros geboren wurde, erhielt darum den Namen ndaha, die Welt bricht auseinander. Nach Mahareros Tode geschah freilich solches nicht. Daher nannte ein Vater sein kurz nachher geborenes Kind dem Zauberer zum Trost kariuire, der Himmel fällt nicht auf die Erde! Ein anderes nannte man katouje, die Welt geht nicht unter! Alle drei Mädchen sind 1903 auf Otjosazu getauft worden. Einflußreiche Herero geben dem Kinde auch Namen nach anderen angesehenen Männern, so daß es dann oft fünf bis sechs Namen hat. Das heißen sie dann rukua omana, Namenbenennung.

Nach der Namengebung wird ein Mutterkalb (ongombe ondema) an den Altar geführt und die Stirn des Kindes mit der des Tieres in Berührung gebracht. Das Tier ist nun des Kindes erstes Eigentum und unverkäuflich. Damit ist das Kind ein rechter Nomade, ein omuherero geworden; das Kalb aber ist der heilige Grundstock seiner späteren Herden. Jetzt ist die Zeremonie beendet, und die Mutter kehrt mit dem Kinde in ihr eigenes Haus zurück. Das Wöchnerinnenhaus bleibt stehen, bis es zusammenfällt; kein Stückchen darf davon weggenommen oder verbrannt werden; denn: i zera, es ist heilig, verboten!

4. Zwillingsgeburt.

Ein seltenes und darum besonders glückverheißendes und freudiges Ereignis ist für den Herero die Geburt von Zwillingen. Sind es Knaben, so erhält der Vater dadurch große Vorrechte vor anderen. Die Zeremonien sind in solchem Falle noch weit größer wie bei der einfachen Geburt. Sobald festgestellt ist, daß es Zwillinge (epaha, omapaha) sind, verlassen alle anwesenden Frauen schweigend das Haus. Die Eltern selbst sind heilig und dürfen bis zu einer gewissen Zeit mit Niemandem sprechen, Niemanden grüßen noch gegrüßt werden. Die Übertretung dieser Regel hat Unglück zur Folge. Nach der Geburt kriecht eine der Hebammen aus der Hütte und schreit, wenn es Knaben sind: „Kuti, kuti, ekauta avevari,“ d. h. Land, Land, zwei Bogenschützen! Bei Mädchen heißt der Ruf: „Okazeu avevari,“ zwei Zwiebelchen, Zwiebelgräberinnen. Sobald der Vater den Ruf hört, verläßt er in Begleitung zweier Männer schweigend die Werft. Diese haben ihm unterdessen außerhalb der Werft schon eine Hütte zurecht gemacht und bedienen ihn. Ebenso folgt die Frau, von zwei Dienerinnen begleitet, mit ihren Zwillingen schweigend. Jedes Zögern oder Verweilen würde schweres Unglück über die ganze Werft bringen. Etwaige andere Kinder der Eltern bleiben in der Werft und dürfen nicht zu ihnen gehn. Jeder etwa anwesende Fremdling muß schnell und schweigend die Werft verlassen.

Die in der Hütte zusammenwohnenden acht Menschen erhalten nun jeder den Namen „Zwilling“. Sobald als möglich werden die Eltern entkleidet, in alte Felle gehüllt und dürfen nur untereinander, aber mit niemandem draußen sprechen. Wurden die Kinder am Morgen geboren, so wird dem Vater ein Ochse aus der Werst gebracht, vor der Hütte an einen Baum gebunden und von den zwei Begleitern erwürgt und geschlachtet. War es Abend, so erhält er nur ein Schaf zum Schlachten. Die ganze oupaha (Zwillingsgesellschaft) darf dieses Fleisch nur genießen, wenn es gekocht ist. Jeder beißt ein Stück ab und hält es den Zwillingen an die Fußzehen zum Beschmecken; so werden diese Erstlingsstückchen den Ahnen geweiht. Ist der Häuptling gerade zugegen, so hält er die Stücke erst in die heilige Asche am Altar und gibt sie dann feierlich jedem Erwachsenen in den Mund. Ist das Tier aufgezehrt, dann ruft der Vater in die Werst hinaus: „kuti kuti, tu nondjara“, Land, Land, wir haben Hunger! und sogleich bringt man ihm ein anderes Tier. Kommt gerade eine Viehherde an der Hütte vorüber, so hat der Vater das Recht, sich das beste Stück herausfangen und schlachten zu lassen.

Nun werden Boten zu allen Angehörigen des Stammes ausgesandt. Alt und jung, groß und klein müssen mit ihren Herden erscheinen. Sind sie da, so ruft man zur Hütte hinüber: „kuti kuti, ve ja va ongara“, Land, Land, sie sind gekommen und versammelt! Jetzt verlassen die Eltern mit ihren Zwillingen und Dienern die Hütte und begeben sich zur Werst. Sobald sie sich nähern, ertönt der Ruf: „Da kommt der Zwilling, auf, laßt uns ihn kehren!“ und nun werden sie von allen Seiten mit trockenem Mist, Reisig und ähnlichem beworfen, ohne jedoch getroffen zu werden, während die Weiber ihr Klagegeheul erheben, mave ror' ondoro.

Im der Werst angekommen, setzt sich der Vater mit seiner Begleitung an der Vorderseite des Altars nieder. Hier gibt alles, was männlich ist, dem Vater zwei Eisenperlen (omihanga); die Frauen bringen der Mutter je zwei omitombe, rundgeschliffene Plättchen von Straußeneierschalen. Letztere werden auf Schnüre gereiht, und etwa 400 von ihnen geben hernach ein omitombe, das Leibchen der Frauen. Beides, die Eisenperlen und die Schalenplättchen, werden in einen aus Wurzeln geflochtenen heiligen Opferkorb gelegt, darauf weiht der Vater das männliche und die Mutter das weibliche Geschlecht mit einem Pulver, das aus der Wurzel des omundjoze-Busches bereitet ist und auf einer Sandale zum Gebrauch fertig liegt. Der omundjoze-Strauch ist den Herero heilig; er wächst in den Bergen; seine dicken roten Wurzeln enthalten viel Tannin, einen guten Gerbstoff. Mit ihrem Saft bemalen sich die Herero bei gewissen Feierlichkeiten Lippen und Beine.

Der Weihende nimmt etwas von dem Pulver zwischen die Finger und bestreicht damit die linke Stirnseite, den linken Arm und die linke Brust dessen, der geweiht werden soll. Man nennt das okukunga, in Verbindung bringen,

vereinigen. (In gleicher Weise werden die Waffen, Kirris und Bogen der Männer und auch diese selbst nach der Rückkehr aus dem Kriege geweiht.) Die auf diese Weise erst geweihten Frauen gehen nun hin und bauen den Zwillingen neben der Werft eine Hütte, ähnlich dem Wöchnerinnenhaus. Die geweihten Männer holen aus dem Viehkraal einen Ochsen und erwürgen ihn. Während der ganzen Zeremonie bleibt das Vieh im Kraal und darf nicht geweidet werden. Sobald der Ochse abgehäutet ist, wird das Fleisch auseinandergeteilt und auf heilige Zweige und Büsche (omivapu) neben dem heiligen Pontoſ niedergelegt. Die beiden Vorderſchenkel werden zuerst gekocht und darauf alle Anwesenden zusammengerufen, um an der Zeremonie des Beschmeckens teilzunehmen. Vater und Mutter beißen zuerst ihr Stückchen ab, — sie treten also in diesem Fall an die Stelle des Werftbesizers oder Häuptlings —, den Kindern hält man es an die Fußzehen. Danach reicht der Vater das Fleisch allen Werft-Angehörigen. Das übrige Fleisch kommt in die Hütte des Zwillingsvaters, in die nun die Familie wieder einzieht und wo sie von dem Fleische lebt.

In den nächsten Tagen hält die Familie ihren Rundgang durch die Werft und besucht jeden Tag drei bis vier Hütten. Dabei setzt sich der Vater an die rechte Seite der Hütte und erhält von ihren Inſaſſen dieselben Opfergaben wie am Altar: Eisenperlen, Schalenplättchen und Schlachtochsen. Hat er Fleisch genug, so läßt er die letzteren leben, schneidet ihnen aber die rechten Ohrklappen ab, röstet diese und läßt sie von den Festgenossen durch Berührung mit dem Mund beschmecken. Hernach werden sie an Riemen aufgereiht und als Amulette um seinen Milchkalabaß gebunden. Nur einer der Zwillinge erbt diesen nach des Vaters Tode. Sind alle Hütten der Werft besucht, dann geht der Zwillingsvater — immer noch in seiner alten Fellkleidung — zu den Nachbarwerften, wo sich überall dieselbe Zeremonie wiederholt. Oft kehrt er erst nach einem Jahr mit seinen Opfergaben reichbeladen in seine eigene Werft zurück. Nun erst erhalten die Zwillinge am Altar ihre Namen in der bekantten Weise.

Nun erst wird auch der Vater gereinigt, hahuruka, und nicht länger mehr als unrein gefürchtet. Jetzt legen auch die Eltern den Namen epaha ab; dafür erhält der Vater den Namen Omupandje und die Mutter onjambari, d. h. „die zwei Kinder Säugende“. Zugleich legen sie jetzt auch ihre alten Kleider ab und ziehen neue an. Der Vater hat fortan die Rechte eines Priester-Häuptlings, darf beim heiligen Feuer opfern und ist der Stellvertreter, ja häufig auch Nachfolger im Opfer- und Priesteramt der Werft. In der Werft des alten Kukuri war der Vater des Ältesten Eliphas solch ein Omupandje. Zu gleichem Amte ist auch der Zwilling selbst berechtigt. Für diesen gibt es kein Verbot; er darf von allem Opferfleisch genießen und von jeder heiligen Kuh Milch trinken wie der Häuptling und Priester selber.

Sollte ein Zwilling von irgend jemand getötet werden, so gilt die Tat gleich der Ermordung eines Häuptlings, und die Wurst des Mörders wird vom Erdboden vertilgt. Stirbt der Häuptling eines natürlichen Todes, so ist der Zwillingsohn sein Nachfolger in der priesterlichen Würde. Dagegen erhält der erberechtigte Bruder (eigentlich wäre dies der Sohn der ältesten Schwester des Häuptlings) nur die Häuptlingswürde, nicht aber die des Priesters und nimmt von da ab den Namen des Zwillinges an.

Es mag noch der eigentümliche Brauch erwähnt werden, daß die Zwillinge, die in der Zeit geboren werden, in der ein Großmann der Wurst gestorben, aber noch nicht mit Totenopfern geehrt worden ist, nicht „zera“ sind. Mehrere Omaanda wie die Ovakuejandje, die Ovakuejuwa und die Ovam-bongara sollen diese Zeremonien bei einer Zwillingengeburt überhaupt nicht haben. Drillingsgeburten gibt es nicht.

Die Bedeutung dieser Vorgänge ist nicht ganz sicher. Schon von vornherein muß es auffallen, daß bei manchen Bantustämmen, wie z. B. bei den Ovambo, die Geburt von Zwillingen als ein Unglück für den Stamm angesehen wird und deshalb die Zwillinge getötet werden. Die Kosa-Kaffern töten hingegen einen Zwilling nur, wenn das Wohl des andern es fordert. Bleiben beide am Leben, so pflanzt der Vater an die Südseite seines Hauses das Blatt der *Euphorbia candelabris*. Ist es angewachsen, so zieht er es nach etwa sechs Monaten heraus, wäscht mit seinem Saft die Kinder und badet sie darnach in Wasser. Stehen aber zwei solche Euphorbienblätter vor einem Hause, so ist das ein Zeichen dafür, daß beide Zwillinge getötet wurden. — Die Herero sind nun zwar weniger grausam und lassen beide Zwillinge leben. Aber es ist fraglich, ob man daraus schließen darf, daß sie ihre Geburt als ein großes Glück für den Stamm ansehen. Zwar erhalten sie ihnen das Leben, schon um die ouvara, die Macht des Stammes, zu erhalten; aber es ist doch zu beachten, daß die Zwillinge und ihre Eltern zunächst als unrein gelten und für den Stammesgott als unschmackhaft, ungenießbar (va haha) angesehen werden. Auch das Wort „ve zera“ heißt eigentlich nicht „heilig“, sondern, wie oben schon bemerkt, „verboten“, so daß man es nicht berühren darf. Erst durch die vorher beschriebenen Handlungen werden die Zwillinge mit ihren Eltern hahuruka, d. h. schmackhaft, rein, gemacht. So erscheinen sie doch schließlich mehr als ein Gegenstand der Furcht und Scheu, als daß sie als ein großes Glück angesehen werden.

5. Pflege und Erziehung der Kinder.

Das Säugegeschäft wird von den Müttern meistens sehr lange fortgesetzt, da es ihnen an Milch nicht zu fehlen scheint. Selbst 60 jährige Großmütter sieht man noch ihre Enkelkinder säugen, falls die Mutter krank ist oder böse Brüste hat. Fast zur feststehenden Sitte ist es geworden, daß die junge

Hererofrau, die zum erstenmal gebiert, sich schon Monate vorher in die Werst ihrer Mutter begibt, um dort ihre Stunde abzuwarten. Die Kinder werden fast bei allen Stämmen zur Ganda der Mutter gezählt. Dadurch hofft man, den Stamm rein zu erhalten, da die Vaterschaft des Kindes bei den meisten mehr als fraglich ist. (Siehe: Polygamie und Ehe.)

Sehr bald bekommt nun der Säugling neben der Muttermilch auch Dickmilch zu trinken, die ihm meistens zu bekommen scheint; denn bald werden die Kinder dick und fett dabei und fangen früh an zu laufen. Die Mutter legt das Kleine nackt auf ein Fell in oder neben dem Hause.

Von der glühendsten Sonne beschienen, von Scharen gieriger Fliegen belästigt, die auf dem schmutzigen Gesichtchen sich niederlassen, schläft es doch ruhig und fest. Die notwendigste Reinigung besorgen die Diener der Schwarzen, die Hunde. Geht die Mutter zum Holz- oder Wasserholen oder auf Besuch, so wandert das Kleine einfach ins Rückenfell (otjivereko), wo es auf dem mütterlichen Rücken sanft und weich weiterschläft, wie unsere Kleinen in ihren Betten. Zum Säugen zieht die Mutter ihr Kind mit dem Fell einfach auf die Hüfte, von wo aus es die Mutterbrust leicht erreichen kann.

Sind die Kinder normal und gesund, so sind sie der Eltern Freude; nicht selten sieht man alte Männer mit ihrem Liebling (omuna) auf dem Arm da sitzen oder in der Werst umhergehen. Je größer der Kinderreichtum eines Herero, um so größer ist sein Ansehen. Besonders auf die Söhne sind sie stolz. Denn wenn auch die Töchter ihnen bei der Verheiratung viel Vieh einbringen, so verlassen sie doch damit auch die Eltern, wogegen die Söhne in der Werst bleiben und deren Ansehen (oruvara) besonders in Streitfällen vermehren helfen.

Sobald die Kinder laufen können, erhalten sie eine Art Kleidung zur Bedeckung ihrer Blöße, die Knaben einen Fellappen und die kleinen Mädchen, wenn sie etwas größer sind, eine Schürze (oruvanda), die aus 20 bis 30 herabhängenden Riemen besteht, und Perlenketten um den Hals. Zur Nahrung erhalten die Kinder der Reichen Dickmilch; von den ärmeren bekommt jedes Kind seine Ziege, deren Euter es meist wie die Mutterbrust benutzte. Sie ergreifen das Tier bei den Hinterbeinen und melken sich die Milch sogleich in den Mund; das nennen sie dann onda omahi, mit dem Munde melken.

Von Erziehung kann eigentlich bei den Herero keine Rede sein; aber eben dieser Mangel an jeder Erziehung fördert ihre völlig freie, ungehinderte selbständige Entwicklung. Schon früh treten dabei die besonderen Charaktereigentümlichkeiten der Kinder, ihre guten und schlechten Eigenschaften, zutage. Alles was die Eltern von ihren Kindern vom fünften bis zum zwanzigsten Lebensjahre erwarten, ist dies, daß sie tüchtige Viehhirten werden. Von früh auf hüten die Knaben daher das Vieh, und der ständige Umgang damit prägt ihrem Gemüt seinen besonderen Stempel auf. Da ist es, wo die Unkeuschheit

bei der Hererojugend geboren wird und sich in den jungen Herzen entwickelt. Zu ihr gesellt sich die Unaufrichtigkeit und Verlogenheit. Schon die kleinen Kinder besitzen eine unglaubliche Verstellungskunst und wissen begangene Unarten meisterhaft zu verbergen. Sie haben ja auch Zeit genug, alles Böse zu lernen. Denn die Beschäftigung der Knaben mit dem Vieh erfordert weder besondere körperliche noch geistige Anstrengung. Es ist der Hauptsache nach Müßiggang. Die Knaben

tun eigentlich nichts weiter als essen, herumlaufen, Vögel und Mäuse mit dem Bogen schießen und schlafen. Zu natürlich, daß da bei den meisten der Müßiggang aller Laster Anfang wird. Aber doch nicht bei allen. Jener Kanguasa oder, wie er heute als Evangelist heißt, Zachäus ist doch nicht der einzige gewesen, in dem gerade da das Sehnen und



Kinder von Otjofazu (im Hungerjahre 1898).

Verlangen nach einem Besseren und Höheren aufgewacht ist. In ihm wurde der Unwille gegen das Treiben seiner Jugendgenossen um so stärker, und er ruhte nicht, bis er bei den Missionaren in Gottes Wort fand, was das Sehnen seines Herzens stillte.

Die Mädchen haben sogar noch weniger zu tun wie die Knaben. Sie gehen ins Feld und graben oindje's (Zwiebelchen) aus, suchen sich Beeren und Harz und holen höchstens etwas Holz und Wasser herbei, wenn's befohlen wird. — So wird die Hererojugend früh reif, besonders im

Bösen; ja in ihren eigenen Augen sind sie noch früher erwachsen, als wie sie es in Wirklichkeit sind. Nicht selten hört man aus dem Munde eines zehnjährigen Knaben, der sich verlezt glaubt: „Bin ich denn ein Kind (omuatje)? ich bin ja ein omurumendu (ein Mann)! Oder: Bin ich denn ein omutua (Knecht)? daß ich nicht mehr tun kann, wie ich's gewöhnt bin?“

6. Die Beschneidung.

Der Knabe wird zum Jüngling durch die Beschneidung, welche in einem Alter von sieben bis zehn Jahren an ihm vollzogen wird. Auch bei dieser Handlung werden, wie bei der Zwillingsgeburt, eine Unmenge von Zeremonien beobachtet. Meistens und am liebsten vollzieht man sie in der Zeit großer Ereignisse, also kurz vor einem Kriege, bei Friedensschluß oder beim Tode eines berühmten Mannes. Sie dauert mehrere Tage und kostet durch große und oft müßige Festgelage, die dabei gehalten werden, der Werft des Häuptlings viel Vieh. Der Ort, an dem die Beschneidung vollzogen werden soll, wird zuvor durch das Los (ombetero) von den Stammesahnen erfragt und heißt otjivetéro. Er liegt gewöhnlich im Felde. Die Beschneidung selbst wird meistens nicht mit einem Messer, sondern mit einem scharfen Quarzstein vollzogen; wird in Ermangelung eines solchen doch ein altes Eisen oder Messer gebraucht, so wird dieses gleich nachher im Felde vergraben. Die Beschneidung heißt: sukareka, omasukarekero. Ein Beschnittener ist ein sukara, ein erst eben Beschnittener hat den Namen: omusuka rume, von omusuko = Jungfrau und rume = männlich, also männliche Jungfrau; ein Unbeschnittener heißt omuvena. Diejenigen, welche zu gleicher Zeit beschnitten wurden, werden nach dem Ereignis des Jahres ihrer Beschneidung genannt und zählen ihre Jahre von diesem otjiondo (Äpoche) an. (Siehe oviondo, Hererojahre.) Sind z. B. die Knaben im Jahre des Friedensschlusses beschnitten worden, so heißen sie alle ovotjohange = die der Friedensperiode; denn das Jahr heißt das Jahr des Friedens (otjohange). Die gleichzeitig Beschnittenen gelten als Altersgenossen (omakura) und reden sich auch so an: ekura randje, mein Altersgenosse. Die Bedeutung dieses ekura erklärt sich aus der Zusammensetzung des Wortes ue kura = erwachsen.

Wie vollzieht sich nun der ganze Hergang? Hat der Häuptling selber einen Sohn zu beschneiden, so läßt er aus seinem ganzen (Mannes)-Stamm alle zu beschneidenden Knaben in seine Werft holen. Die Eltern, von denen sie begleitet werden, müssen meistens eine Menge Opferochsen mitbringen; nur die Armen geben nach ihrem Vermögen. Alle aber müssen zur Druzo des Häuptlings gehören. Wollen andere, die nicht hinein gehören, ihre Knaben mit beschneiden lassen, so muß das an einem andern Beschneidungsplatz geschehen. Ist alles beisammen, der Häuptling am heiligen Altar und die Opfertiere im heiligen Kraal, dann geht die Feier los. Tanzende und singende

Frauen bewegen sich vor dem Viehkrall. Drinnen aber werden unter schauerlichem, ohrenzerreißendem Lärm die Ochsen einer nach dem andern gejagt, gefangen, niedergeworfen und, den Kopf nach Norden gewendet, von etwa sechs bis acht Männern in dieser Lage festgehalten und erwürgt, bis sie verendet sind. Inzwischen werden die Knaben draußen an dem Beschneidungsort auf heilige Ochsenfelle hintereinander niedergelegt, und der Beschneider, der sein Handwerk gut versteht, waltet unter Beihülfe zweier junger Männer seines Amtes. Nur die Mütter sind dabei zugegen und weinen ihre Tränen, während die Knaben zitternd und stumm daliegen.

Jetzt ist das heilige Fleisch am Altar gekocht. Das heiligste Stück ist das linke Hinterbein des Tieres, weil von dieser Seite die Kühe gemolken werden; aber von diesem Heiligsten gibt es noch ein Allerheiligstes, das Chango (Muskelfleisch des Oberschenkels). Es wird nicht gegessen, sondern im heiligen Pontok aufbewahrt, bis es gelegentlich des Besuches eines anderen Häuptlings geopfert wird. Dieser Opferakt gilt als besonders heilig und mag gleich hier Erwähnung finden. Die Ahnenstäbe werden dabei um den Altar gestellt, wohin sich der Häuptling, seine erste Frau, seine aller-nächsten Angehörigen und der Fremde begeben. Das heilige Stück wird nun in Stückchen geschnitten, die der Stammeshäuptling den Ahnen zum Beschmecken vorhält. Darauf nimmt er ein einzelnes Stückchen und hält es dem besuchenden Häuptling an den Mund, damit dieser es heilige. Dieser tut ihm ein gleiches. Nun bekommen die erste Frau und nächsten Angehörigen auch ein Stückchen. Die erste Frau gehört stets der Druzo des Häuptlings an; bei den anderen ist dies zweifelhaft. In diesem Fall stellt sich die betreffende Person hinter den Häuptling und beugt sich zur Erde. Dieser steckt dann ein Stückchen des Chango zwischen die Zehen seines Fußes und hält es nach rückwärts ihr hin, worauf die Person es in ihren Mund nimmt.

Für die beschnittenen Knaben sind draußen eine oder mehrere Hütten gebaut, wo sie sich bis zur Heilung ihrer Wunden aufhalten müssen. Das Betreten der Werft ist ihnen bei Tage verboten, nur bei Nacht dürfen sie hinter dem heiligen Pontok schlafen. Doch lassen sie sich auch zuweilen des Mittags in der Nähe sehen und machen dann in ihrem Zustande, mit weißbemalten Augenwimpern und rotgepuderten Lippen, einen jämmerlichen und grauenhaften Eindruck. Sind die Wunden geheilt und die heiligen Opfergebräuche vollzogen, so gelten die beschnittenen Knaben als Männer und sind diesen in allen Dingen ebenbürtig.

Der Ursprung der Sitte der Beschneidung ist zweifelhaft. Wahrscheinlich ist er bei den Arabern der Ostküste zu suchen, von denen die Urahnen der Bantuflämme sie angenommen haben dürften. Auffallend ist jedoch, daß

sie bei vielen von diesen fehlt, daß aber an ihrer Stelle sich wohl die Beschneidung der Mädchen findet, wie z. B. bei den Ovambo; auch bei den Herero soll die letztere hier und da gebräuchlich sein.

7. Die Pubertätserklärung der Mädchen.

Sobald bei einem Mädchen die bestimmten Jahre kommen, was in dem heißen Klima eher eintritt, wird es im Hause seiner Eltern eingeschlossen. Der Vater schlachtet dann ein oder mehrere Stück Vieh, von deren Fleisch die Mädchen aber nicht essen dürfen; für sie ist es unrein, doch kann jeder andere davon genießen. Unter mancherlei Ceremonien und Weißen wird ein Stück des Tieres im Namen des Mädchens den Ahnen dargebracht.

Zugleich mit dieser Sitte ist noch eine andere verbunden, das Abschneiden des Haupthaars und das Einflechten falscher Zöpfe (okukurura und okusetä). Es werden nämlich den Mädchen von drei bis sieben Jahren mit einem Stück Eisen oder scharfen Stein fast alle Haare abgekratzt. Nur ein Büschel oben auf dem Scheitel (ondomba) oder ein Kranz Haare rund um den Scheitel nahe Stirn und Ohren (otjinjenge) oder nur ein Teil der Haare auf einer Kopffeite (omuruva) bleiben stehen. In diese stehengebliebenen Haare flechten sie nun bei der Mannbarkeitserklärung die falschen Zöpfe, aus Wurzeln und Baumsfasern bestehend, ein und lassen sie dann, gleich dicken Perlenchnüren um den Kopf herunterhängen. Die ganze Verzierung trägt den Namen ongondjise und ist den Frauen heilig. Die Art, wie dieselbe getragen wird, ist bei den verschiedenen Stämmen verschieden. So lassen z. B. die Töchter der reichen Mbanderu diese Stränge übers Gesicht hinunterhängen, wieder andere nur kurz um den Kopf herum. Werden die Mädchen oder Frauen Christen oder kommen sie zur Predigt, um Christen zu werden, so fallen zu allererst diese falschen Zöpfe zum Zeichen der Abkehr vom Heidentum. Kehren sie in ihr altes Leben aber wieder zurück, so zeigen sie es zuerst dadurch, daß sie den Kopf wieder scheren lassen und die falschen Zöpfe wieder anflechten. Opfer und Festlichkeiten sind mit diesem Vorgang aber nicht verbunden.

8. Das Zähnefeilen (okuhikomajo).

Dieses ist ein Nationalzeichen der Herero; wer es nicht hat, Züngling oder Mädchen, gilt eben nicht als Herero. Im achten bis zehnten Jahre werden jedem Knaben und Mädchen die unteren Schneidezähne ausgebrochen und die zwei oberen in der Form eines Delta Δ ausgefeilt. Die unteren werden mit einem Stein ausgeschlagen. Zu diesem Zweck liegt das Kind lang ausgestreckt im Schoß des auf der Erde sitzenden Zähnefeilers, der natürlich seine Sache gründlich versteht.

Sämtlichen Kindern einer Druzo werden gewöhnlich gemeinsam die Zähne ausgefeilt. Selbstverständlich fehlt dabei weder Festveranstaltung noch Opfer. Nur ist diesmal das heilige Opferfleisch, das am Altar niedergelegt wird, nicht verboten, sondern darf von allen genossen werden. Auf das Haupt der Kinder wird etwas von den Wurzeln und Blättern des heiligen Opferstrauches (omuvapu) gelegt. Durch das Ausfeilen bekommt der Mund des Herero für unsern Geschmack ein häßliches Aussehen; doch gilt das Zeichen bei den Herero selbst als Schönheitszeichen. Es trägt den Namen oruvara ruomusisi, d. h. Zeichen oder gebildet nach dem heiligen Ahnenstier. Fehlt einem Mädchen, wie z. B. unsern Christenmädchen, dieses Zeichen, so findet es keinen Liebhaber oder Bewerber. Deshalb fallen auch manche von diesen in die Versuchung, sich das Nationalzeichen beibringen zu lassen, um den Reiz der Schönheit zu erhalten. Die Ovambo haben das Zeichen in der unteren Zahnreihe.

9. Das Tätowieren des Körpers.

Zur Verschönerung des Körpers wenden die Herero dieses nicht an. Wohl aber haben sie als Siegeszeichen auf den Armen kleine Einschnitte. Hat z. B. ein Jüngling einen Löwen oder Leopard erlegt, so schneidet er sich nach jeder solcher Heldentat mit einem Stein einen 10 bis 14 cm langen Ritz in seinen linken Oberarm, wobei aber das Blut auf die Erde fließen muß. Diese Narben heißen Dutoni, von tona = schlagen. Also Blut für Blut. Wir gebrauchen das Wort jetzt im christlichen Sinn für „Überwindung, Sieg“.

10. Verlobung und Heirat (ombarekero und orupuko).

a) Von Liebe ist bei Verlobung und Verheiratung keine Rede. Meistens sucht der Vater seinem Sohn die Braut schon, wenn dieser noch klein ist. Durch eine Verständigung mit den Eltern des Mädchens ist die Sache abgemacht. Sind die Kinder etwa 15 bis 17 Jahre alt, so werden sie miteinander verlobt. Der Jüngling schenkt dabei dem Mädchen eine Eisenperle, die dieses an ihre Schürze knüpft, und die Verlobung ist geschlossen. Sobald der Bräutigam weiß, wer seine Braut sein wird, darf er nach strengster Volkssitte ihre Werst nicht mehr betreten noch sie selbst vor der Hochzeit sehen.

Hat der Vater es aber unterlassen, seinem Sohn frühzeitig eine Braut zu suchen, so darf dieser selbst sich eine solche erwählen. Hat er die gefunden, die seinen Wünschen entspricht, so muß er es zunächst seinem Vater anzeigen. Eine Art Familienrat bespricht die Angelegenheit; fällt das Urteil günstig aus, d. h. findet man die Sache vorteilhaft, so wirbt der Vater selbst bei den Eltern um das Mädchen für seinen Sohn. Dabei sind nicht Liebe oder

Zuneigung der jungen Leute, sondern nur die äußeren Verhältnisse, Vorteil oder Ansehen, ausschlaggebend. In seltenen Fällen weigert sich jedoch auch wohl ein Mädchen, den ihr bestimmten Bräutigam anzunehmen und nimmt zum Zeichen dessen weder die Perle noch sonst ein Geschenk des Mannes an. Sind die Eltern nicht lieblos gegen ihre Tochter, so kann in solchem Fall ihre Weigerung entscheidend sein. Zuweilen, besonders wo politische Rücksichten mitspielen, erbitten sich auch alte Häuptlinge ein junges zwölfjähriges Mädchen zur Frau aus und erhalten es.

Die Heirat wird dadurch eingeleitet, daß die Eltern des Bräutigams denen der Braut einen Kaufpreis oder eine Art Morgengabe (otjitungu) bringen. Sie besteht aus sechs Stück Vieh, nämlich einer Färse, einem Ochsen, einem Schafschaf, zwei Mutterschafen und einem Schlachtochsen.¹⁾ Diese Verlobungsgabe ist immer dieselbe; doch erbitten reiche Leute ihrer Tochter nicht selten noch eine Anzahl Vieh hinzu. So mußte Niarua dem Salomo Aponda für seine Tochter Alwine, die zehn Jahre bei uns war, noch zehn Kühe hinzugeben. Bei Scheidung der Ehe müssen die Tiere zurückerstattet werden. Nach der Annahme der Gabe wird der Hochzeitstag bestimmt. Auffallend ist, daß der Schwiegersohn zur Schwiegermutter omuhenundu wird, d. h. sie dürfen nie gemeinsam etwas essen, und was der eine hat, ist dem andern verboten zu haben. Die Verlobten heißen omuvareke und omuvarekuu, d. h. die Erwählten.

b) Die Heirat (orukupo von ku-pa = zugeben) wird je nach dem Vermögen der Eltern mit großen Festlichkeiten begangen. Zehn bis fünfzehn Ochsen, die als heilig gelten, werden zu diesem Zweck nach dem Opferritus geschlachtet, d. h. erdroffelt; zahlreiche Gäste werden zur Werst der Braut geladen, wo die Hochzeit stattfindet. Der Pontok der Braut wird oberhalb der Tür mit heiligen Zweigen (omivapu) verziert; dabei wird dann das Hochzeitschaf geschlachtet, dessen Fleisch den Namen der Rute trägt, die sie in die Decke des Pontoks stecken (ondjova). Braut und Bräutigam dürfen nicht davon essen. Sie blasen nur ihren Atem auf das Fleisch, heiligen es damit und lassen es bei den Gästen herumgehen, von denen jeder ein Stückchen abbeißt. Das Opferschaf wird ebenso wie der Opferochse von der oben erwähnten Morgengabe genommen, doch dürfen kinderlose Eheleute nicht davon genießen.

Nun beginnt die eigentliche Hochzeitszeremonie. Die Braut faßt den über den Rücken des Bräutigams herabfallenden langen Riemen (orutjira) an und geht so hinter ihm durch die Werst; ein langer Zug folgt ihnen,

¹⁾ Die Färse soll die Keinheit (oukajona) und das Mutterschaf die Fruchtbarkeit versinnbildlichen.

dessen Teilnehmer alle die Ganda des Bräutigams rufen, z. B. uejuva, Sohn der Sonne, und dahinter ojojoto = sieh sieh sieh da! So geht's bis zum Altar, wohin die Braut geführt wird. Hier wird sie von ihren Eltern begrüßt. Der Vater nimmt aus der Opferschüssel einen Mundvoll Weiswasser und spricht es über die Braut. Die Hochzeitssohnen werden geschlachtet, ihr Fleisch kommt vor den Altar und wird später von den Eltern beschmeckt. Das rechte Vorderblatt des Djoto-Ochsen sowie die Vorderblätter der anderen werden hinter dem Hause der Brautmutter für die jungen Mädchen und Brautjungfern niedergelegt. Die Braut dagegen ist mit den übrigen Gästen. Sie wird nun von ihren Freundinnen geschmückt, d. h. diese legen ihr als Brautkranz (oruehe) das Netz des Opferschafes auf den Kopf. Tagelang dauert die Festlichkeit. Auf allen Feuern sieht man Töpfe voll Fleisch, und abends ziehen die Gäste mit Lasten Fleisches beladen heimwärts. Alles ist fröhlich und guter Dinge, selbst Tänze fehlen nicht. Dabei tritt die Braut mit ihren Brautjungfern ganz besonders hervor. Sie steht in der Mitte des Kreises, den etwa zwanzig Mädchen um sie herum bilden. Je zwei von diesen treten hervor, machen vor der Braut Halt und verbeugen sich vor ihr, die Arme steif zur Erde gestreckt. In gleicher Weise steht die Braut mit stierem Blick und zur Erde gestreckten Händen. Jetzt tritt ein drittes Mädchen in den Kreis und besingt die Braut; diese und die beiden andern verbeugen sich dabei gegenseitig nach dem Takte des Gesanges, den der Kreis der übrigen Mädchen mit Händeklatschen angibt. Bald darauf treten drei andere Mädchen in gleicher Weise vor an die Stelle der ersten, verbeugen sich nun aber gegen den Kreis. Haben auch sie ihr Lied gesungen, ist der Tanz zu Ende. So sah ich es, als ich im Jahre 1878 auf Djohangue die Leute besuchte. Dieses Feiern mit Schmaus und Tanz dauert einige Tage hindurch. Nach deren Verlauf nimmt die Mutter der Braut ihren „Kranz“ ab und setzt ihr die dreispitzige lederne Frauenkappe zum Zeichen ihrer neuen Frauenwürde auf. Inzwischen darf die Braut nicht im Pontok ihrer Mutter schlafen, sondern schläft mit ihren Brautjungfern hinter diesem. Der Bräutigam darf während dieser Zeit sich in der Werst nicht sehen lassen, sondern hält sich mit seinen Freunden „auf den Höhen“ (omuvanda), so viel als draußen, auf. Ist die Braut ihm gewogen, so schickt sie ihm wohl einige Stück Vieh hinaus, die er mit seinen Freunden verspeisen kann.

Soweit geht der erste Akt der Hochzeitsfeierlichkeit, und bis hierher verläuft alles gut. Schwierig wird die Sache nur manchmal, wenn nun der Bräutigam seine Braut als Frau heimholen will. Zweimal habe ich es erlebt, daß die Braut sich nach der Verlobung weigerte, ihrem Manne zu folgen. Das einermal, 1870 auf Okahandja, packten da auf Mahareros Befehl einfach vier Männer das Mädchen und schleppten es trotz Geschrei und Hülfserufens zur Werst ihres Mannes hin. Das anderemal wollte die

Braut Christin werden und weigerte sich deshalb, den heidnischen Mann zu nehmen. Dieser griff zur List und erklärte sich gleichfalls bereit, das Christentum anzunehmen; aber das Mädchen beharrte bei seiner Weigerung. Da ließ Mahavero sie einfach miteinander in ein Haus sperren mit der Erklärung: „So, ihr seid Mann und Frau.“ Doch kaum verließ der Mann auf einige Augenblicke den Raum, als die Frau sich mit seinem geladenen Gewehr das Leben nahm. Im allgemeinen gilt der Grundsatz: Ist die Morgengabe einmal angenommen und geschlachtet, dann muß auch die Braut dem Manne folgen, sie mag wollen oder nicht. Ausnahmen, daß die Eltern aus Mitleid mit ihrer Tochter die Verlobung wieder auflösen und die Morgengabe zurücksenden, sind sehr selten, kommen aber vor.

Der zweite Teil der Hochzeit beginnt also damit, daß der Bräutigam kommt und seine Braut in seine Werft holt. Ihre Mutter und andere Frauen begleiten diese. In der Werft des Mannes wird nun ein Schaf geschlachtet und dessen Fleisch auf die heiligen Zweige rings um den Altar her gelegt. Das neue Ehepaar versteht jetzt, gleich dem Vater der Braut, Priesterdienste. Es heiligt das Fleisch, aber nicht durch makera (Beschmecken), sondern durch okutova, d. h. sie halten es den Ahnenstäben zum Beschmecken hin, und darauf hält es der Werftpriester zu gleichem Zweck an ihre Füße. Danach essen alle Anwesenden davon. Es folgt der Rundgang des jungen Ehepaars durch die Werft, um sich bei jedem Pontok als Eheleute vorzustellen. Der Mann geht voran, und die Frau folgt ihm in der schon oben beschriebenen Weise, in der einen Hand seinen Schulterriemen, in der andern eine Holzschüssel haltend. Das Gefolge ruft: „omuna uondjandje, omuna uejuva“, „Der Sohn des Freigebigen! Better des Stammes (ovakuejuva), der Sonne.“ Wieder antwortet das Paar mit ojojohojo! Bei jedem Pontok werfen die Hauseltern der Frau einige wohlriechende Kräuter zum Einreiben ihres Körpers in die Schüssel. Diese selbst trägt ihren Frauenschleier (angareva) herabgezogen, da sie niemand anders als in ihrem Hut und ihrer Frauenkleidung sehen darf. Nach beendigem Rundgang ist auch die Hochzeitsfeier zu Ende. Es sei hier nur noch eine nicht näher zu beschreibende Sitte erwähnt: der junge Mann bringt unter gewissen Zeremonien die Mädchenschürze (oruvanda) seiner Frau in die Werft ihrer Eltern zurück, das heißt tuar' oruvanda.

Von jetzt ab sieht man die Frau nur noch in ihrer Frauenkleidung. Die vorerwähnte Kappe ist bei den verschiedenen Stämmen verschieden geformt. Bei den Herero hat sie drei spitze, lanzenartige, schmale Hörner; bei den Mbanderu sind diese meist kürzer und herzförmig. Vielfach sind die Rappen recht künstlich genäht und mit feinen Eisenperlen besetzt; oft zeigen auch die aufrechtstehenden Spitzen künstliche Figuren. Das Ganze glänzt natürlich von Fett und rotem Oker. Auch der Rücken-Fellmantel ist fein

geerbt und mit allerlei eingenähten Figuren und Perlen geschmückt. Zur ganzen Ausstattung gehören außerdem noch die Armringe (otuhuka) und die Fußringe (omihanga), beide sind von Eisenperlen hergestellt. Die letzteren reichen nicht selten von den Fußgelenken bis an die Waden hinauf. Das Ganze repräsentiert einen nicht unbedeutenden Wert, auch an Arbeit, der nicht weit hinter dem eines deutschen Brautkleides zurückstehen dürfte. Aber wehe dem, der diesen Schmuck anfassen wollte! Er ist ein *noli me tangere!* Denn der Geruch von Fett und Oker läßt sich so leicht nicht wieder von den Händen des Europäers fortbringen.

c) Polygamie. Es ist Sitte unter den Herero, daß Häuptlinge oder reichere Herdenbesitzer je nach ihrem Reichtum auch mehrere Frauen nehmen. Sie und da, wo gegenseitige Zuneigung in der Ehe vorherrscht, bleibt es jedoch bei einer Frau. Doch nur selten. Schon der Brauch, daß beim Tode eines Werftbesizers dessen Nachfolger auch die Frauen erbt (sie nennen es *ria* = essen), also zu seiner Frau hinzunehmen muß, bringt die Polygamie als Regel mit sich. Fünf bis zehn Frauen sind unter den Reichen keine Seltenheit; der alte Maharero soll deren sogar dreißig gehabt haben. Das geschieht, wie gerade bei dem Letztgenannten, meistens aus Politik. Er heiratete die Häuptlingstöchter, um ihre Väter zu seinen politischen Untertanen zu machen. So erreichte er es auch, daß er einer der angesehensten und gefürchtetsten Häuptlinge war. Nimmt ein alter Häuptling, wie z. B. der alte Kufuri, ein junges Mädchen zur Frau, so wählt er es meistens gleich nach der Geburt, nimmt es in seine Werft und sein Haus auf und läßt es mit seinen Kindern groß werden. Mit fünfzehn Jahren wird es dann seine Frau.

Dabei fallen dann alle jene Hochzeitsfeierlichkeiten fort. Die erste Frau bekommt die Bezeichnung *omunene*, die „große Frau“. Ihr Pontok zeichnet sich vor denen der anderen durch seine Größe, durch die Menge der Felle, die das Dach bilden, und durch das viele darauf liegende und darumstehende Brennholz aus. Der Werfteigentümer wohnt aber nicht mit darin, sondern in seinem eigenen Pontok. Die anderen Frauen heißen *ovombanda*, d. h. die nachher genommenen Frauen. Ihre Pontoks stehen in der Werft herum oder auch auf den größeren Viehposten auswärts.

Obwohl die erste Frau die „große“ heißt, hat der Häuptling doch seine Lieblingsfrauen. Wird eine oder die andere seiner Frauen alt, so setzt er sie auf die Viehposten und heiratet eine neue dafür. Nicht selten haben sie die Mutter und deren von einem anderen Manne stammende Tochter gleichzeitig zur Frau. Oft muß auch ein Mann eine Frau nehmen, um deren Schwester zu bekommen; oder stirbt seine Frau, so heiratet er ihre Schwester. Die Verwandten und Eltern der Verstorbenen haben schon bei der Heirat des

Witwers die Entscheidung getroffen. Nimmt dieser dennoch eine andere, so muß er die Morgengabe der ersten Frau zurückerstatten, also für ihren Tod gewissermaßen noch ordentlich bezahlen.

Solange die Frau lebt, darf sie der Mann, wenn sie ihm nicht gefällt, einfach nach Hause zurücksenden. Das geschieht z. B. bei körperlichen Gebrechen oder auch wohl bei Unfruchtbarkeit. Sind Kinder vorhanden, so bleiben in solchem Falle die Söhne beim Vater, die Töchter bei der Mutter. Im allgemeinen behandelt der Herero seine Frauen nicht schlecht. Sie stehen vielmehr in gewissem Ansehen und werden geachtet. Allerdings stehen auch hinter der Frau deren Angehörige, die eine Mißhandlung nicht dulden würden. Da aber die meisten Frauen eine böse Zunge haben, so hält die Furcht vor ihnen der Achtung der Männer mindestens das Gleichgewicht.

Es ist natürlich nicht zu verwundern, daß diese Vielweiberei mancherlei Übelstände und böse Dinge mit sich bringt. Der eine ist die Kinderarmut; trotz oder wohl gerade wegen der vielen Frauen haben die Heiden wenig Kinder; so kommt es vor, daß die Eihehe des Christen mit mehr Kindern gesegnet ist als die Viehehe des Heiden. Ein anderer Mißstand ist der viele Zank und Streit, der aus der Vielweiberei entsteht. Ein dritter liegt in den an die Polygamie sich anschließenden Gebräuchen, von denen gleich die Rede sein soll. Vorher ist noch zu erwähnen, daß unfruchtbare Frauen alles versuchen, selbst vom Zauberer sich behandeln lassen, um Kinderseggen zu bekommen. Hilft alles nichts, so geben sie nicht selten, wie einst Sarah, ihrem Manne eine Frau, die für sie gebären soll. — Es gibt jedoch auch viele ärmere Herero, die nur in Eihehe leben.

d) Auf eine vielleicht in ihren Anfängen gute, aber jetzt zu gar Bösem ausgeartete Sitte sei hier nur hingedeutet, die *oupanga*. Das Wort entspricht unserm Begriff „Verbindung“. (*Panga* heißt jemanden im Namen der Ahnen heilen, d. h. ihn mit den Ahnen wieder in Verbindung bringen, versöhnen. Die *ovapange*, irrtümlich mit den indianischen Medizinmännern verwechselt, sind priesterliche Heilkünstler, die mit den *ozanganga*, den Zauberern, nichts zu tun haben.) Es verbinden sich also zwei Männer durch Geschenke an Vieh miteinander zu inniger Freundschaft und werden dadurch zueinander *epanga*. Das gibt nun dem einen das Recht darauf, aus dem Vieh des andern sich beliebig zum Schlachten zu nehmen, aber auch auf seine Frauen.

Innerhalb des Rahmens der *oupanga* ist also der Ehebruch erlaubt; er wird aber unter anderen Verhältnissen je nach den Umständen als unerlaubtes Stehlen bestraft. Darauf weisen die Bezeichnungen: *vaka*, *vakira* und *katuka*, Überschreiten der bestehenden Sitte und Ordnung, hin. Doch fordert oft mehr die Habsucht als das Ehrgefühl die Bestrafung, die in einer

Buße an Vieh besteht. Läßt sich so nicht leugnen, daß nach dieser Seite bei dem Volk gar viele böse Sünden bei alt und jung vorkommen, so ist doch wieder auch nicht das ganze Volk nur in Unsitlichkeit versunken. Es gibt doch auch Männer und sonderlich Frauen und Mädchen, die auf ihre Ehre halten und jede Verführung mit Entrüstung von sich weisen. Solche vollkommenen Menschen, die den Weißen ihre Frauen und Töchter gegen Bezahlung preisgeben, verfallen der allgemeinen Verachtung und werden ausgestoßen. Es waren auch nicht nur Christen, sondern auch Heiden, die von ihren Plätzen weg lieber ins Feld zogen, um ihre Angehörigen den Nachstellungen der Weißen zu entziehen.

Man begegnet jetzt jungen „Herero“, deren Gesichtszüge und Haarmuchs sowohl an unsre Rasse wie an die der Herero erinnern, ein ruppiges Geschlecht, gegen das die Bastards auf Rehoboth noch schön zu nennen sind. Sie sind die Frucht unerlaubter Verhältnisse zwischen Weißen und Eingeborenen; ihre Zahl ist leider nicht gering und ihr besonderes Erbteil gerade die Untugenden beider Farben.



Achtes Kapitel.

Das häusliche Leben.

1. Wohnung.

Die Herero haben sich teils auf Hauptplätzen, ovihuro genannt, teils in kleineren Niederlassungen, Wersten, ozonlanda, angesiedelt. Auf jenen wohnt gewöhnlich der Stammeshäuptling. Außerdem haben sie eine Menge kleinerer Außenplätze, Viehposten (ozohambo). Ihre Häuser oder Pontoks (ondjuo) machen den Eindruck eines großen Bienenkorbes. Lange Stöcke werden im Kreise in die Erde gesteckt und oben zusammengebunden; in der Mitte ist eine kräftige Stange als Träger angebracht, auf dem das Ganze ruht. Nun werden die Stäbe in die Quere mit Baumbast sorgfältig und künstlich durchflochten; das Ganze wird mit Weidenzweigen und Baumrinde gedichtet, darauf mit frischem Kuhmist beschmiert und zuletzt zum Schutz gegen den Regen mit Mist und Lehm bestrichen. Ein kleines Loch an einer Seite dient zum Abzug für den Rauch; eine 60 bis 90 cm hohe und 60 cm breite Tür, die nur durch ein darüberhängendes Fell verschlossen wird, gewährt den Eingang. Neben dem Ständer befindet sich eine runde, erhöhte Feuerstelle aus Lehm. In solchen Pontoks lebt in der Regel eine ganze Familie mit Kind und Regel. Das Innere ist fast vollständig dunkel, und es bedarf erst

einige Zeit, bis das Auge des hineinkriechenden Gastes die einzelnen Gegenstände darin zu unterscheiden vermag. Da der Pontok außer der Türöffnung und dem kleinen Loch zum Abzug des Rauches keine andere Ventilation hat, so schlägt ihm ein die Sinne benehmender Dunst entgegen, zu dem sich Rauch, Tabaksqualm, der Geruch saurer Milch, ranzigen Fettes, ranziger Butter usw. zusammengemischt haben. Im Innern sieht er endlich gegerbte Ochsenfelle zum Schlafen und Schaffelle zum Zudecken auf dem Fußboden liegen. Im Hintergrund und an den Wänden herum liegen und hängen Holzlöffel mit langen



Pontok im Bau.

und kurzen Stielen, Kalabassen, Holzschüsseln, hölzerne Milcheimer und Gefäße von Ochsenhaut, in denen Fett und Talg aufbewahrt wird. An den Wänden selbst hängen Fellsäcke mit Tabak, Pfeifen, Messern, Perlen, Feuerzeug etc., dazu Scheren, Bogen, Pfeile

im Pfeilköcher, Gewehre, Pulverhörner aus Ochsenhörnern gemacht, Stöcke, Feldstühle usw. Neben diesem vorelterlichen Hausrat finden sich auch oft europäische Geräte und Gefäße aller Art, wie eiserne Töpfe, Porzellanschüsseln und Tassen, Blecheimer für Milch und Wasser, Pferdeesättel und eine hölzerne Kiste zum Aufbewahren von Munition und europäischen Kleidungsstücken. Außer alle diesem gehört zum Inventar jedes Pontoks eine unzählbare Zahl von allerlei kleinen Tieren, deren Namen man nicht gern nennt.

Besser und sauberer sind die Pontoks der Häuptlinge ausgestattet. Schon durch ihre Lage, im Nordosten des heiligen Viehtraals, und durch die Richtung der Tür, die nach der Seite des Altars hin gelegen ist, zeichnen sie sich vor den anderen aus. In ihnen werden alle Heiligtümer aufbewahrt: vor allem das heilige Feuer, das nie verlöschen darf, die heilige Milch-

Kalabasse, der Opferstock (otjiha), die heiligen Ahnenstäbe (ozondume), der Opferkorb (orunjara), die heiligen Sandalen, Speere, Bogen, Pfeile, Kirris und Stöcke der Urahn (ozohongue), das Beschneidungsmesser (oheo) und ein altes heiliges Opferochsensfell, auf dem der Häuptling schläft. Dazu kommen allenfalls noch einige Gewehre, eine Munitions- und eine Kleiderkiste. Eine der jüngeren Frauen sorgt für peinlichste Reinhaltung dieses Raumes, der nicht selten bis an 3 m Durchmesser hat. Häufig ist er auch von innen mit Lehm ausgeschmiert und der Fußboden mit Lehm und Mist festgestampft. Die übrigen Pontoks liegen im Kreise um den großen Viehkraal der Werft herum. Die ganze Anlage ist zum Schutze mit einer hohen Dornenhecke umgeben. Häufig haben sich zwei oder drei kleinere Familienkraale in der Nähe der Häuptlingswerft angebaut, so daß je nach der Jahreszeit dann wohl 200 bis 700 Menschen zusammenwohnen.

2. Nahrung.

Die längste Zeit des Jahres hindurch besteht die Nahrung der Herero aus Dickmilch (omaire), da sie als Nomadenvolk eben von ihrem Vieh leben. Jedes Glied der Familie hat für diese Milch seinen eigenen Kalabaß und hält streng darauf, daß ihn kein anderer benutzt. Fleisch wird außer bei besonderen festlichen Gelegenheiten, wie Beschneidungs- und Hochzeitsfesten, nur selten gegessen. Es sind immer Ausnahmen, wenn der Werftbesitzer außer der Zeit ein Stück Vieh schlachtet, oder es muß in dürren Jahren der Mangel an Milch und Feldfrüchten dazu treiben. In guten Jahren reicht eben die Dickmilch von Januar bis zum September aus; dann gibt's wieder frischmelke Kühe und damit süße Milch im Überfluß. Durch gute Zucht, worin der Herero Meister ist, sorgt er, daß stets zu rechter Zeit seine Kühe soweit sind. Infolge des Überflusses an Dickmilch in dieser Zeit waschen die Herero damit sogar ihre Kleider, wie ich oft gesehen habe. Auch auf Butterbereitung aus Süßmilch verstehen sie sich. Sie lassen letztere in einem mächtigen Butterkalabaß (ondukua) gerinnen, hängen diesen mit Riemen an einem Gestell von Pfählen auf und schütteln ihn so lange hin und her, bis die Butter fertig ist. Schade nur, daß sie diese nicht zum Genuß, sondern nur zum Einschmieren ihrer Leiber und Felle und zur Seifenbereitung verwenden.

In guten Jahren bietet auch das Feld dem Herero reichlich andere Nahrungsmittel dazu, z. B. die oindjes (Zwiebelchen), ovinakui oder ozona (wilde Kartoffeln), ozombani (Erdnüsse), die den Kastanien ähnlich sehen, und Beeren der wilden Rosinen (omandjembere oder ozonguindi), eine Art saurer Kirschen. Wenn viel davon wächst, essen selbst die Reichen viele „Feldkost“ und lassen die Kuhmilch den Kälbern, die dick und fett davon werden. Auch Knechte und Mägde haben in solchen Jahren ein gutes Leben.

Freilich ist der Herero auch ein Vielfraß, der ungeheure Mengen vertilgen kann. Wenn er es hat, so vertilgt er ein ganzes Schaf an einem Tage. Doch versteht er ebensogut zu hungern, er zieht dann nur seinen etwa 6 m langen Hungerriemen etwas fester um den Leib.

Sind die Jahre schlecht — und die meisten sind es —, so hat er dazu auch nur zu häufig Gelegenheit. Feldkost wächst dann nicht, und Knechte und Mägde müssen fast ausschließlich von Vogelbeeren (ozongaru), Wurzeln des omunguindi-Baumes, Mäusen, Vögeln und dem Fleisch jedes krepiernten Tieres leben, dessen sie habhaft werden können. Von jenen Wurzeln, die sehr zuckerhaltig sind, bereiten sie sich einen Aufguß, unserm Kaffee ähnlich. Auch die Weißdornbeeren mit ihren Steinkernen werden meistens heil verschlungen, manchmal auch mit anderen Kernen gemahlen und zu einer Art Kuchen verbacken. Die Hirten der Viehposten werden überhaupt nicht versorgt; auch sie leben von Wurzeln, Beeren und dem Fleisch des Viehs, das an Krankheit oder Magerkeit eingegangen ist. Selbst bei ansteckenden Krankheiten, wie Rinderpest, Lungenseuche und Milzbrand, verschmähen sie das Fleisch der betreffenden Tiere nicht. Sogar alte Felle werden in der Not eingeweicht, gekocht und gegessen.

Alles Fleisch wird ungewaschen und ohne Salz in den großen Kochtopf geworfen; das Fett wird am liebsten heiß getrunken; Magen und Gekröse bekommen die Knechte, denen eine Suppe davon ein wahrer Leckerbissen ist. Die Kinder leben, wie bereits früher erwähnt, vielfach von Ziegenmilch; es ist ein komischer Anblick, wenn sie des Abends der heimkehrenden Herde entgegenlaufen, jedes seine Ziege bei den Hinterbeinen faßt und sich die Milch in den Mund melkt.

Wie im allgemeinen nicht, so verstehen die Herero auch mit ihren Speisevorräten nicht Haus zu halten, sondern leben von der Hand in den Mund. Die Rinderpest hat ihnen in den Jahren 1897 bis 1900 etwa 95% ihres Viehbesitzes geraubt und sie so genötigt, europäische Kost: Reis, Mehl und Kaffee, zu allerdings sehr hohen Preisen — 1 kg Mehl oder Reis kosteten 1 M. — zu kaufen. Aber ein Sack Mehl hält bei ihnen kaum vierzehn Tage bis drei Wochen vor. Wer gekauft hat, versteckt den Erwerb nach Möglichkeit und kocht meistens des Abends oder Nachts; andernfalls stellen sich so viele Miteßer ein, daß es bald mit seinem Vorrat zu Ende ist. Der Herero gibt gern, solange er etwas hat, nimmt aber auch ebensogern, solange er etwas bekommt. Auch die manchmal reichen, meistens allerdings kärglichen Ernten an Kürbissen, Mais oder Weizen aus den Gärten reichen in keinem Falle weit. Der Bettler sind eben zu viele, und die Besitzer sind zu gutmütig, dem Bittenden die Gabe zu verweigern.

Neben dem Essen spielt das Rauchen oder „Tabaktrinken“ bei den Herero eine große Rolle. Begegnet uns ein Herero, so ist gewiß sein erstes

Wort: „tu pao 'makaja“ oder „tuako“! Gib mir Tabak, stopfe mir die Pfeife. In früheren Jahren bauten sie sich selbst ihren Tabak, d. h. sie ließen ihn durch ihre Knechte bauen. Arme Leute (ovatjimba) taten es selbst und erzielten aus dem Verkauf einen oft stattlichen Gewinn. Eine Rolle von 5 Pfund Tabak galt oft den fettesten Hammel oder einen zweijährigen Ochsen. 1880—86 konnten sie des Krieges wegen keinen Tabak bauen, zahlten dafür aber den Händlern für 3—5 Stücke Plattentabak oft eine Ziege oder ein Schaf. Auch die Frauen, ja selbst Knaben und Mädchen von sechs bis acht Jahren rauchen leidenschaftlich. Früher benutzten sie dazu Steinpfeifen oder auch jeden beliebigen hohlen Knochen; jeder war dabei mit Tabaksbeutel und Feuerdose ausgerüstet. Die „Kultur“ hat beides zugunsten der Streichhölzer und hölzernen Pfeifen verdrängt.

Ihre Weise des „Tabaktrinkens“ ist abstoßend; sie ziehen den Rauch ein und blasen ihn durch die Nase wieder aus. Oft lassen sie sich auch von Händlern aus deren Pfeife den Nikotinsatz geben, mischen ihn mit trockenem Kuhmist und rauchen so. Die Folgen sind häufig Betäubung und Zuckungen, in denen solch ein Tabakstrinker wie ein Halbtoter auf der Erde liegt. In Gesellschaft geht die Pfeife des einen von Mund zu Mund; sehr oft stecken dabei die mit ekelhaften Hautkrankheiten Behafteten die andern an. Vielen sind daher Lippen und Zahnfleisch infolge syphilitischer Erkrankung schwarz und blau.

3. Arbeit und Zeit.

Arbeit in dem Sinne, wie wir das Wort verstehen, ist dem Herero, dem reichen wie dem armen, eigentlich eine Schande und Dummheit. Was er darüber denkt, hat 1869 jene Hererochristin auf Otjikango, die im Hause des Missionars aufgewachsen war, deutlich ausgesprochen. Sie sagte: „Meinst du, wir Herero seien so törricht, wie ihr seid? Wir arbeiten uns den Rücken nicht krumm wie ihr. Wir haben Milch genug und können ohne schwere Arbeit leben.“

So war es in früheren Zeiten, als noch kein Herero durch die Not gezwungen war, Arbeit zu suchen. Ihre Viehherden waren ihnen die Hauptsache. Wenn sie daneben doch etwas Tabak- oder Gartenbau trieben, so mußte der Ertrag auch nur zur Vermehrung der Herden dienen. Im übrigen war es so: Wer Nahrung genug hatte, der lebte ohne Sorgen; wer nichts zu essen hatte, ging betteln. Erst die Mission hat einen Anfang zur Änderung darin gemacht; sie führte zunächst die Gartenarbeit allgemein ein; sie lehrte dann die Schwarzen auch Schmiederei und Wagenbauerei. Missionar Hugo Hahn brachte Missionsskolonisten, Schmiede und Wagenbauer, ins Land (vgl. später), und unter seiner strengen Zucht lernten die jungen Leute auch das Nötige. Als sie aber hernach verheiratet waren und ihren eigenen Vieh-

stand hatten, machten sie keinen Gebrauch von ihrer Kunst, sondern kauften sich Wagen, Fenster und Türen für ihre Häuser. Als diese alt wurden, bot ich den beiden Söhnen Tjendas an, ihnen Werkzeuge kommen zu lassen, damit sie sich ihre Sachen selber wieder in Ordnung bringen und durch derartige Arbeiten auch bei den andern Herero ein gutes Stück Geld verdienen könnten. Da wurde ich schön ausgelacht. „Wir sollen arbeiten wie die Weißen?“ hieß es, „fällt uns gar nicht ein; wir haben Ochsen genug, um uns Wagen kaufen und die alten bei den Weißen (ovirumbu) wieder machen zu lassen.“

Allerdings waren damals anfangs bessere Zeiten. Die Herero waren des langen Krieges — von 1846—68 — müde und zum Teil verarmt, sahen auch auf den Missionsstationen den Segen der Arbeit ein. Die Missionare bedurften Knechte und Mägde für Haus und Garten und leiteten diese zur Arbeit an. Die meisten Missionarsfrauen nahmen etwa drei Mädchen ins Haus. Desgleichen waren Hirten und Wagentreiber nötig. Wer aber den Schwarzen einen Wagen anvertraute, hatte nicht selten mehr Schaden wie Nutzen. Das Abholen unsrer Fracht von der Walfischbai, die nur unsern Proviant enthielt und 35 Zentner selten überstieg, kam uns teuer zu stehen. Die Schwarzen verloren oftmals drei bis vier Zugochsen, zerbrachen etwas am Wagen, eigneten sich auch von seinem Inhalt zuweilen an und erhielten außerdem nicht unbeträchtlichen Lohn. Der Wagentreiber bekam für etwa drei bis vier Wochen Fahrt 100 M. und die Kost; dazu kam für jeden Hirten und Wagenleiter für den Tag auch noch 1 M. und die Kost. So kam uns eine Fuhre von 30 Zentner auf etwa 20—40 Pfd. Sterling, also ca. 800 M.

Diese schlimmen Erfahrungen mit den Hererodienern haben mich dahin gebracht, daß ich schließlich die Frachten selber begleitete. Später ließen wir die Güter durch die Handelsstore holen, bezahlten für den Zentner 10 M. von Walfischbai bis Otjimbingue und ebensoviel für den Weg von dort bis Otjofazu, nachher fogar 12 M.

Der Herero bedarf als Arbeiter beständiger Aufsicht. Ohne sie macht er trotz sorgfältigster Belehrung doch alles falsch, selbst wenn er nur eine halbe Stunde allein ist. Seine Gleichgültigkeit ist eben zu groß und läßt ihn auch, außer in der Viehzucht, zu nichts kommen. Dabei bekommt und fordert er keinen geringen Lohn, sieht es aber doch bei aller Bezahlung noch als eine Gnade an, wenn er freiwillig bei den Weißen Dienst tut. Seine Meinung ist die: „Wir haben sie ja nicht nötig, aber sie haben uns nötig.“ Von Lassalles „ehernem Lohngesetz“ wußten und wissen sie auch heute noch nichts, und selbst unter der deutschen Regierung arbeitet der Schwarze nur, wenn er will; ist er's leid, so streift er, wie man's hier auch tut! Früher reichte ihre Arbeitslust so weit, bis sie etwas Geld verdient hatten, um neue Kühe

kaufen zu können. So blieben sie eben niemals lange im Dienst oder forderten so viel, daß man sie entlassen mußte. Dabei waren ihre Leistungen außerordentlich gering. Bedurfte es schon der äußersten Mühe und Geduld, sie etwa zur Herstellung von Lehmsteinen anzuleiten, so fertigte ein solcher Steinformer mit vier Handlangern an einem Tage etwa 600 Luftpiegel, eine Arbeitsleistung, die ein Weißer mit zwei Gehülfsen in einem halben Tage bequem ausführen könnte. Allerdings kosten dann die 600 Steine 15 M. in Bargeld, uns aber nur 5 M. Lohn, wozu noch für 9 M. Kost kam. Der größte Übelstand, der mit dem häufigen Wechsel verbunden war, war der, daß man immer wieder von vorne anfangen mußte, mit unendlicher Mühe völlig ungeschickte Leute anzuleiten, und so trotz hoher Löhne doch keine ordentlichen Arbeiter bekam.

Die meisten jetzigen Arbeiter sind durch die Rinderpest verarmt und müssen darum bei den Weißen Arbeit suchen, um leben zu können. So haben sehr viele von ihnen, aber noch viel mehr Ovambo, beim Eisenbahnbau gegen gute Kost und 15 M. Lohn für den Monat Arbeit gesucht und gefunden. Allerdings sind sie dabei auch an den Branntwein gewöhnt worden, und der meiste Verdienst ist bald wieder vertrunken.

Damals ist oft darüber geklagt worden, daß die Herero im Gegensatz zu den fleißigen Ovambo faul seien. Daran ist etwas Wahres. Der Herero will eben unter beständiger Aufsicht fortwährend angetrieben sein, der Ovambo dagegen, einem ackerbautreibenden Volke entstammend, ist an Arbeit und an Despotie von Kind auf gewöhnt. Darum ist er dem nomadenhaften Herero an Lust, Anstelligkeit und Geschicklichkeit in der Arbeit bedeutend überlegen. Auch durch Sparsamkeit zeichnet sich der Ovambo vor dem Herero aus. Dieser verbraucht fast alles für seinen und seiner Familie Unterhalt, jener arbeitet und spart, um seinen Viehbestand vermehren zu können.

Ich habe selbst die Probe machen können. Von 1869 bis 1880 mußte ich jedes Jahr andere Hererohirten haben um ihrer Untreue willen. Von da ab hatte ich zwei Ovambo als Hirten, von denen der eine, ein Großviehhirt, über sieben Jahre bei uns war, und der Kleinviehhirt über acht Jahre uns gedient hat. Bei ihnen habe ich auch über keinerlei Untreue zu klagen gehabt, dazu haben es beide zu einem guten eigenen Viehbestande gebracht.

Leider haben jetzt viele der jungen Leute es vorgezogen, anstatt an der Bahn zu arbeiten mit den weißen Händlern im Felde herumzustreifen, wobei sie nur mehr verloddern, als gut ist, und Arbeit ist das auch nicht gerade.

Allerdings bedarf dieses dunkle Bild, das ich von der Arbeitslust der Herero entworfen habe, sehr der näheren Erläuterung. Wer das Hereroland kennt, das alles andere als ein ackerbaufähiges Land ist, wer weiß, wie es dort bis in die Zeit der deutschen Einwanderung hinein an Arbeitsgelegenheit und Beschäftigung, die etwas hätte einbringen können, gefehlt hat, wer weiß,

daß die Herero eben stets nur ein Nomaden-, d. h. Hirtenvolk gewesen sind, deren einzige Arbeit, sie so zu nennen, die Beschäftigung mit ihrem Vieh, und deren einzige Erwerbsquelle eben dies ihr Vieh war: der wird sich über die Arbeitsunlust und Ungeschicklichkeit der Herero nicht mehr so sehr wundern. Ja, wäre Hereroland das, was der Transvaal oder die Kapkolonie oder auch Ovamboland ist, d. h. besäße es so vielen und ergiebigen fruchtbaren Boden wie diese, dann würden auch die „faulen“ Herero längst vor unsrer Zeit Ackerbau getrieben haben, wie es die Ovambo tun. Gerade diese, die ja zum Teil auch unter deutscher Herrschaft stehen, liefern den Beweis dafür, daß die Schwarzen da, wo ihnen der Ackerbau einen angemessenen Ertrag liefert, auch fleißige Arbeiter sein können. Bei den Ovambo kommt hinzu, daß der Despotismus ihrer Häuptlinge diesen über allen Viehbestand ein Besitzrecht gebracht hat, daß also der Ackerbau für viele die einzige Erwerbsquelle ist. Bei den Herero dagegen ist jeder sein eigener Herr und findet eben seinen Lebensunterhalt in seinem Viehbestand und Herdenbesitz. Nun hat man immer wieder von den Missionaren verlangt, sie sollten die Herero zur Arbeit erziehen. Aber so berechtigt diese Forderung an sich ist, so schwer ist doch auch ihre Durchführung. Denn wenn das Land fehlt, das bebaut werden kann, was sollen die Schwarzen denn arbeiten? Oft genug haben wir sie buchstäblich Steine zusammenschleppen und wieder auseinanderstreuen lassen, nur um sie überhaupt zu beschäftigen und an körperliche Arbeit zu gewöhnen. Man weist jetzt vielfach auf die Erfolge der etwa zwanzigjährigen Kulturarbeit hin, die dem Lande doch immerhin ansehnliche Erträge abzugewinnen vermocht habe. Aber worin bestehen diese der Hauptsache nach? Der Meistgewinn kommt aus dem, was die Herero leisten, aus der Viehzucht. Ferner bedenke man doch, daß die Kulturarbeit bis jetzt etwa 60 Millionen in dem Lande verwirtschaftet hat, während die Versuche der Missionare sich mit wenigen tausend Mark begnügen mußten. Und endlich, die meisten Versuche der Kolonisation, durch rationelle Bodenkultur dem Lande einen Ertrag abzugewinnen, sind bis jetzt an dem unfruchtbaren Boden und dem völlig ungünstigen, weil regenarmen Klima gescheitert. Auch für den Weißen bleibt nichts übrig als Viehzucht zu treiben, wenn er einen Gewinn herauswirtschaften will, oder Händler zu werden. In jenem aber ist der Herero uns bei weitem überlegen, und dieser Beruf, der nur zu oft seinen Erfolg dem Ruin der Schwarzen verdankt, ist eine mehr als fragliche „Kulturarbeit“.

Doch es gibt eine nicht uninteressante Tatsache, die beweist, daß auch der Herero unter geeigneten Verhältnissen und wenn er mit ausreichenden Mitteln versehen ist, es in der Arbeit der Landwirtschaft wohl zu etwas bringen kann und auch zu etwas gebracht hat, noch ehe die allgemeine Kolonisation der Weißen im Jahre 1886 ihren Anfang nahm. In den

Jahren 1864—69 waren die Herero infolge der zwanzigjährigen blutigen Raubkriege der Nama stark verarmt. Damals lernten sie in der frisch aufblühenden Missionskolonie Otjimbingue den Segen der Arbeit kennen. Das Vorbild der Missionare trug mit dazu bei, daß sie einsahen, wieviel man bei treuer Arbeit erreichen könne, und weckte dadurch auch in ihnen Sinn und Lust für solche. Da wurden auch sie fleißig. Überall, wo in den Flußbetten, wie im Swakoptal bei Otjimbingue, Otjifango, Otahandja, Otjosazu,



Weizenernte in Otjosazu.

Otjizeva oder bei Omaruru geeigneter feuchter Boden war, gaben sie sich unter Anleitung der Missionare an die Arbeit. Jeder, der Reiche und der Arme, erhielt sein Stück Land je nach Ansehen und Größe der Familie. Die Missionare mußten Marktscheider spielen, um Streit zu verhüten, und kein brauchbares Fleckchen blieb unbebaut. Da lernten diese Nomaden, die nie ein Ackergerät gesehen, mit Pflug und Spaten und Hacke umgehen, pflügen und säen. Ich selbst habe jahrelang meine Herero den Pflug führen gelehrt. Es war eine Lust zu sehen, wie klein und groß von früh bis spät den Dünger hinaus ins Flußbett trug oder mit den Wagen hinausfuhr. Jeder, der nur irgendwie konnte, tauschte sich für Vieh Pflüge und Spaten, Wagen und Hacken, Beile und Eimer ein. Fast jeder Reiche — auch von den Heiden draußen im Feld — hatte damals seinen eigenen Wagen. Es mögen ihrer wohl an 200 damals im Lande gewesen sein,

obwohl ein solcher 40—50 Ochsen kostete. War dann das ganze Feld im Flußbett bestellt, so wurde es mit einer Dornhecke zum Schutz gegen das Vieh eingezäunt.

In gutem Lande, wo weder zu viel Sand noch zu viele Steine waren, gab es dann, wenn die Ernte eingebracht wurde, nicht selten zweitausendfältige Frucht. Ich habe es selbst oft genug gesehen, wie aus einem Korn 15 bis 20 Halme herauswuchsen. Allerdings wurde gar häufig die Frucht durch eine hereinbrechende Wasserflut oder durch den Frost stark geschädigt. Kam aber im November die Ernte gut ein, dann gab es fröhliches Leben auf den Plätzen. Verwandte und Bekannte kamen aus dem Felde auf die Stationen, halfen den Weizen mit Sicheln und Messern schneiden, eintragen, trocknen und auf Ochsenfellen mit Steinen ausreiben und im Winde reinigen. In den Jahren 1870—80 konnten die Eingeborenen jährlich für 60—80 000 M. verkaufen und sich Kleider, Gerätschaften, Munition, besonders aber Vieh dafür eintauschen.

Wie es dazu noch um solch eine Weizenernte bestellt ist, weiß man in der Heimat nicht. Tausende von Vögeln stellen sich nebst dem gefräßigen Springhasen ein, ihr Teil wegzunehmen, ebenso eine Menge Bettler und Diebe. Ganze Haufen von gerösteten Sagen liegen da. Dem Ochsen, der da drischt, kann man das Maul auch nicht zubinden. Gut ein Viertel ging bei der Ernte für die Hungrigen drauf, ein Viertel verwahrten sich die Leute, und zwei Viertel verkauften sie. Der Krieg von 1880—90 machte der Herrlichkeit ein Ende, mehr aber noch die nachfolgenden regenarmen und dürren Jahre.

Tabak kann jedoch auch in trockenen Jahren überall, freilich mit viel Mühe, gebaut werden. Der erste Herero, der sich im Jahre 1846 ein Beil und Spaten von Missionar H. Hahn kaufte, Kapelaha, war arm wie Hiob; durch fleißigen Tabakbau ist er ein reicher Herdenbesitzer geworden. Er starb als reicher Mann 1886 bei Otjosazu. Tabak pflanzte er noch in seinem Alter. Ob man da ohne jede Einschränkung die Herero ein Volk von Faulenzern nennen darf?

In der Hauptsache sind die Herero Viehzüchter. Für Viehzucht ist auch das Land vor allem geeignet, nicht für Ackerbau; wäre es das, so würden auch die meisten Herero Ackerbauer sein, und die Engländer hätten das Land nicht fahren lassen! Die Viehzucht betreiben die Herero mit größter Leidenschaft, sie ist ihr ein und alles. Ihre Phantasie beschäftigt sich Tag und Nacht mit ihren Herden wie hier ein Börsenkönig mit seinen Papieren. Für ihr Vieh leben und sterben sie; seine Eigenschaften besingen sie. Es besteht gewissermaßen eine Sympathie zwischen ihnen und ihrem Vieh. Ihre ganze Liebe und Zeit gehört ihren Lieblingen. Der Herero kennt jedes Stück an seinem Gehörne und seiner Farbe. Aber auch das Vieh sympathisiert mit

seinem Herrn. Als der reiche Häuptling Kambazembi in Otjonzondjupa sich 1876, von der Kultur angehaucht, Hemd, weiße Hose und Jacke kaufte und damit kleidete, staunten ihn seine Herden an, sprangen um ihn herum und liefen schließlich vor ihm weg; sie kannten ihren Herrn nicht mehr! Kambazembi zog, nicht wenig erstaunt, seine Kultur schleunigst wieder aus und hing sie auf den Ochsenkraal. Da saßten einige seiner Lieblingsochsen die Kleider auf die Hörner und rannten damit in das Dorngebüsch, die ganze Herde hinterher, bis die Fexen an den Bäumen hingen. Kambazembi aber trug bis zu seinem Tod in der Nähe seiner Herden keine europäischen Kleider mehr!

Um sein Vieh zu vermehren, scheut der Herero keine Mühe. Er kann wochenlang hungrig, müde und matt herumlaufen und um Vieh betteln. Um eine Ziege oder Schaf zu erhalten, ist ihm kein Weg zu beschwerlich und zu weit. Er bettelt sich durch, bis er es hat, nimmt es auf seine Schulter und trägt es nach Hause. Für sein Vieh vergießt er seinen Schweiß. Nach den Eigenschaften des Viehes benennt er die Berge, Flüsse und Plätze. In seinem Epochenjahr-Kalender stehen Namen und Erlebnisse seines Viehes, in seinem Wochenkalender bezeichnet ein Brettchen oder ein Stock den Gewinn und Verlust daran. Nicht nach der Menge seiner Leute, sondern nach der Zahl seiner Herden wird der Herero geschätzt, geachtet und geehrt. So war es ja auch schon bei den Israeliten und Kananitern.

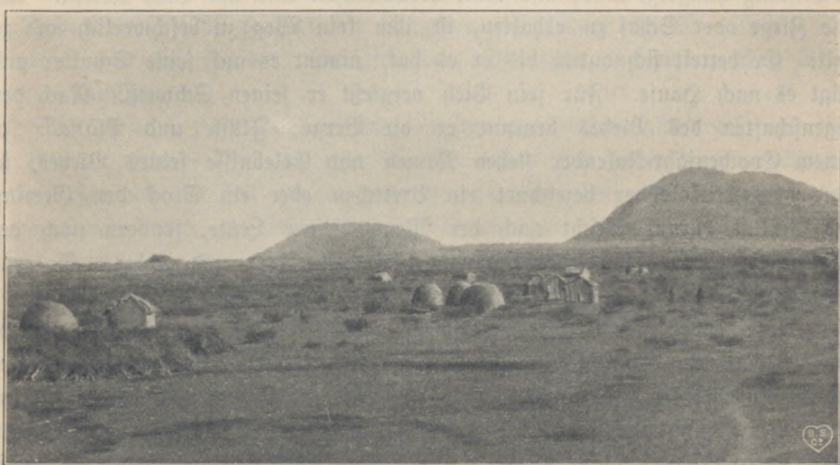
„Wir haben viele Arbeit, schwere Arbeit,“ hört man sie oft sagen. Das Vermehren der Herden ist keine leichte Arbeit. Darin aber ist der Herero ein Meister. Ohne Geld, oft nur mit einer Kuh und einem Bullen, fängt er an, und nach zehn Jahren hat er Herden. Das Hüten der Herden ist in guten Jahren nicht schwer. Die Söhne und Knechte weiden sie. Oft genug geht auch ein alter Häuptling noch mit aufs Weidefeld. Die Kinder weiden das Kleinvieh. In dünnen Jahren nimmt besonders das Tränken ihre Zeit in Anspruch. Von morgens früh bis abends spät sind sie dann daran, Brunnen zu graben und den Durst der Herden zu stillen. Sehr oft habe ich sie gesehen, wie sie mit den einfachsten Werkzeugen, spitzen Stöcken und Holzschaukeln, bei hungrigem Magen 20–30 Brunnen nacheinander in dem Bette des Nosob gruben, und mußte über ihre Ausdauer staunen. Der Herero ist hierin das gerade Gegenstück zu dem Nama; er liebt sein Vieh und sorgt für Wasser; der Nama läßt es laufen, ohne es zu weiden und zu tränken.

In Dornkraalen wird das Vieh eingehegt. Diese sind bei dem Reichtum des Landes an Dornen bald gemacht. Das Melken besorgen die Frauen. Die Kühe geben nach ihrer Rasse wenig Milch. Um leben zu können, müssen die Leute deren viele haben. Eine Kuh gibt auch bei guter Regenzeit den Tag nur vier Liter Milch, ein Teil von dieser gehört dem Kalb. Die Kuh wird gemolken, bis ein neues Kalb da ist, so daß beide Kälber zusammen

noch trinken. Stirbt ein Kalb, so läßt sich die Kuh nicht mehr melken. Wird den Kälbern zu viel Milch entzogen, so gehen sie im Sommer ein. Auch das Melken ist ein Stück Arbeit und bedarf Herero-Verstand. Die Kälber benutzt die Hererojugend als Reittiere. Ein Stück Holz durch den Nasenknorpel des Tieres mit einem Riemen daran bildet den Zaum, der nackte Rücken den Sattel. So werden die Herero schon frühe tüchtige Reiter und führen oft Wettrennen aus.

4. Handverke.

Von Handwerkern in unserm Sinn kann bei den Herero nicht die Rede sein. Das Wort dafür fehlt in ihrem Sprachschatz. Ein Handwerker ist



Kufuris Werft auf Otjofazu mit Pontots und Lehmsteinhäusern.

eben ein Arbeiter (omuungure) wie jeder andere. Anlage und Geschick zum Handwerk finden sich aber auch bei ihnen. Die Jünglinge, die in den Werkstätten der Missionskolonie schmieden und schreineren, Wagenbau und Büchsenmacherei lernten, brachten es immerhin zu einer gewissen Fertigkeit. Unter Anleitung ihrer Meister bauten sie vollständige neue Wagen, selbständig jedoch wurden sie nicht.

Die Herero sind, wie die meisten Bantuvölker, kulturlos und doch kulturbedürftig. Ihre bienenkorbartigen Hütten, die übrigens doch auch mit Kunst gebaut sind, vertauschten sie zum Teil bald mit Lehmsteinhäusern. In Okahandja, Otjofazu, Omaruru, wo überall 1870 weder Haus noch Garten zu sehen war, standen einige Jahrzehnte später eine Menge von Lehmsteinhäusern, welche sich die Leute selbst gebaut hatten. Gewehre freilich und Wagen ließen sie sich von den Weißen machen. Speere, Scheren, Messer,

Beile, Armbänder, Eisenperlen machten ihnen schon in alten Zeiten die Bergdamara. Diese hatten die Schmiedekunst von ihren früheren Herren, den Nama, erlernt. Die Herero kaufen das Eisen in Drahtform für schweren Preis, und der Bergdamara verfertigt daraus mit den ursprünglich einfachsten Werkzeugen die Dinge. Eine einfache Lehmesse, ein unaufgeschchnittenes Ziegenfell, hinten mit einem Brett, vorne mit einem ausgehöhlten Gemswbockhorn versehen, als Blasebalg, ein Stein zum Amboß, ein Steinhammer, eine selbstverfertigte Zange und ein Durchschlag ist alles, was sie dabei gebrauchen. Von Speeren gibt es zwei Sorten, die engä, ganz aus Eisen, mit dem Schaft 5 Fuß lang, die Spitze 9 Zoll lang, 4 Zoll breit, der Schaft mit einem Ochsenchwanz versehen, und die engaruvio, 8 Zoll lang und spitz, 2 Zoll breit, mit rundem Halse hinter der Schneide und an einen 4 Fuß langen harten Holzschaft befestigt. Die Messer (oruvio) sind 6 Zoll lang und mit einem Holzgriff versehen. Ein recht schöner Hauptlingspeer kostete eine junge Färse. Von Beilen gibt es auch zwei Arten, ekuva, 5 Zoll lang, 2 Zoll breit, mit einem spitzen Hals ohne Öhr und schräg in einen Stiel geschlagen, dessen Kopf 3 Zoll dick ist, und ombejo, das krumme Beil, ebenso in einen Stiel oder auch mit einem Öhr auf einen Stock gesteckt. Beide werden zum Verfertigen der hölzernen Geräte gebraucht.

Als Holzarbeiter verfertigen die Herero eine Menge Tranktröge (etemba) für ihr Vieh. Solch ein Trog, 5 Fuß lang, 1½ Fuß breit und 1 Fuß tief, aus dem nicht zu harten Holz des Omuama-Baumes, kostet viel Arbeit und Zeit. Oft arbeiten sie drei Wochen mit dem Beile an dem Holz herum, bis es die richtige Form hat. Kuhmist, Lehm, Fett und Dickmilch werden dabei nicht gespart, um das Reißen zu verhindern. Noch schwieriger ist das Verfertigen von Milcheimern, Schüsseln und Löffeln aus hartem Holze. Auch hieran arbeiten sie oft Wochen, bis solch ein Eimer fertig ausgehöhlt, abgerundet, verziert, mit Mist und Fett eingerieben und zum Gebrauch fertig ist. Es würde zu weit führen, all diese Dinge im einzelnen zu beschreiben. Immerhin muß man ihre hölzernen Milcheimer, Schüsseln, Löffel und Schaufeln mit und ohne Stiel bewundern, wenn man ihre Werkzeuge, unter denen Säge und Bohrer fehlen, und das harte Holz kennt. Jede Werst hat an Hunderte solcher Gefäße und Geräte. — Jeder Herero hat seinen Kirri, Keule (onguinja oder ombani). Der onguinja ist aus Eisenholz, 2 Fuß lang und hat einen faustgroßen runden Kopf; der ombani, 3½ Fuß lang, ebenfalls aus hartem Holz, zeigt ein 3 Zoll dickes, 6 Zoll langes ovales Ende. Beide sind Waffen gegen Menschen und wilde Tiere.

Auch mit der Schuhmacherei, Gerberei und Schneiderei sind die Herero nicht unbekannt. Die alten Herero trugen meist Sandalen aus den Fellen der Giraffen, dann sogenannte Feldschuhe aus Ochsenhäuten. Das Gerben der harten Felle dauerte oft lange, da sie außer der Rinde des Drusu-

Baumes und der Wurzel des Omindjozu-Strauchs keinen andern Gerbstoff haben. Höchst interessant ist es, zuzusehen, wie der Herero die rohen Tierfelle bearbeitet, sie zuerst in Kuhmist einweicht, enthaart, mit Fett und Diermilch einreibt, mit den Händen zieht und ausreckt, mit den Füßen stampft, daß ihm der Schweiß von der Stirne rinnt, dabei mit dem Fell schwagt und schimpft, daran zieht und es am Abend in die feuchte Erde vergräbt. Am andern Tage geht das Verfahren von neuem an, bis das harte Fell weich ist. Darauf wird es in die Gerblohe gesteckt, gegerbt, wieder mit Fett und Butter angerieben und gewalkt, bis es beinahe trocken ist. Endlich wird es von einigen Leuten gereckt, auf die Erde ausgespannt und mit Holznägeln zum Trocknen festgepfählt. Aus diesem Leder verfertigen die Männer ihre Feldschuhe, Hosen, Jacken und Hungerriemen, und aus einer etwas härteren Ochsenhaut die Ochsenriemen. Die Ochsenfelle zum Schlafen, die zum Zudecken und die Mäntel behalten die Haare. Für ihre Schuhe brauchen sie keinen Leisten, für ihre Kleider keine Muster zum Zuschneiden. Als Nadeln dienen ihnen spitze Dornen; Zwirn machen sie sich aus Tiersehnen. Die Männer nähen die Kleider, die Frauen die Mäntel und Schalfelle. Besondere Mühe legen die Frauen auf das Verfertigen ihrer dreispitzigen Mützen, ihrer Schleier und Mäntel. Jene werden aus Kalbfellen, diese aus Schaffellen gemacht. Die drei spitz auslaufenden, bei den Mbanderu herzförmigen, steifen, durchscheinenden, in die Höhe stehenden Aufsätze der Mützen werden fein genäht und verziert. Die Frauenmäntel aus Schaffellen sind ebenso zierlich genäht und mit Eisenperlen besetzt. Eine Hererofrau mit ihrer selbstgemachten Mütze, ihrem Mantel, ihren vielen Arm- und Fußringen, mit ihren vielen Halsperlen, mit ihrem Leibchen aus Straußeneierschalenplättchen, dazu tüchtig mit Fett und rotem Oler eingesalbt, gebärdet sich ebenso stolz wie eine europäische Dame in seidnen Kleidern und Hut mit afrikanischer Straußeneifer! Das Frauenleibchen mit seinen Hunderten runder Plättchen aus Straußeneierschalen, die, auf Tiersehnenfaden gereiht, zu einem Ganzen verbunden sind, stellt übrigens auch ein Stück Kunstwerk der Frauen dar.

Auch die Töpferei wurde früher betrieben. Man fand in jeder Werft kleine und große selbstgemachte Tontöpfe vor. Die Herero bereiteten diese aus dem feinen Lehm der Termitenhäusen, den sie kneteten, zu einem Topf formten, mit glatten Knochen glätteten und in einem tiefen Loch in dem Boden mit trockenem Kuhmist von außen und innen ausbrannten. Die Glasur wurde durch Fett ersetzt. Diese Töpfe waren jedoch sehr zerbrechlich und wurden daher bald durch eiserne vom Kap her verdrängt.

5. Spiel, Tanz, Musik.

Um das hieran anzuschließen, so waren den Herero auch Spiel, Tanz, Musik und Gesang bei ihren Festlichkeiten nicht fremd. Gerade die Tänze erfreuten

sich einer besonderen Beliebtheit, und zwar solche der Männer und der Frauen (omuhiva und outjina), sowie der Kriegstanz. Eine Anzahl von 30—40 Männern, alle von Fett und rotem Oker triefend, bilden einen Kreis; in ihn hinein stellen sich zwei Tänzer und ein Vorsänger. Dieser besingt die Tugenden der alten Häuptlinge, auch wohl die der Lieblingsochsen, und schlägt dabei mit den Händen den Takt, die beiden andern tanzen in Luftsprüngen dazu. Die Männer des Kreises ringsum aber stampfen die Erde mit ihren Füßen, daß sie zittert. Solch ein Tanz und besonders ein Kriegstanz hört sich schauerlich an. Der Frauentanz ist ähnlicher Art, nur mit dem Unterschied, daß sich die beiden Tänzerinnen gegeneinander mit stierem Blick und auf die Erde ausgestreckten Händen verneigen und die Frauen, die den Kreis bilden, im Refrain der Vorsängerin antworten und mit beiden Handflächen den Takt zum Gesang schlagen, was sich in der Ferne wie dumpfer Peitschenknall anhört. Die jungen Mädchen besingen, besonders bei hellen Mondscheinabenden, mit Händeklatschen in langem Zuge um die Werst ziehend, ihre Tiere, besonders gern aber die Tugenden der Weißen, sogar der Missionare und Missionarsfrauen. Sie ahmen dabei das Geziß der Eisenbahn, den Donner der Kanone, aber auch das Gebaren des Weißen nach, der sich von ihren Leuten hat überlisten lassen. Die Jünglinge spielen auf ihren Bogen (otjihumba) und vertreiben sich die Zeit mit einem eigentümlichen Spiel. In den festen Sand werden drei Reihen kleiner Löcher gemacht, in diese legen sie eine Art Müsse (ozombanjui), die der einen Reihe heißen die Kühe, die der zweiten die Ochsen, die der dritten die Kälber. Die Müsse werden nach bestimmten Regeln umgelegt, wobei sich der Gewinner oder Verlierer ergibt. Stundenlang können sie sich bei diesem Spiel ergötzen. Der Weiße sieht zu, begreift aber sehr schwer oder so gut wie nie die Regeln dieses Spieles, die dem Schwarzen doch so selbstverständlich sind.

Abschließend dürfen wir nach dem Ausgeführten sagen, daß die Herero in ihrer Weise doch auch ein betriebsames, ja fleißiges Volk sind. Für wieviele Millionen Mark Vieh haben sie früher oft jährlich gezüchtet? Mit dem Einzug der europäischen Zivilisation und Kultur fiel freilich ein gut Teil ihrer früheren Arbeiten fort. Sie kauften sich europäische Kleider, sogar Reitstiefel, Frackröcke, Zylinder, dergleichen Uhren und allerlei Schmuckgegenstände, die man ihnen brachte. Dazu Gerätschaften, Beile, Schüsseln, Gimer, Tassen, kurz alles; nur keine Pflüge und Spaten brachte man ihnen. Anstelle der Dornnähadeln und des Sehnenzwirns kauften sie billige Stahlnadeln, Baumwollzwirn und Kleiderstoffe, bis sie sich schließlich ihre Kleider auf der Nähmaschine nähten. Die Reicherer schafften sich endlich oft die schönsten Möbel an. Ebenso ließen sie sich ihre omaere, Dickmilch, durch

den Geschmack an Mehl, Reis, Kaffee, Zucker und Branntwein verleiden. So verschwand wohl die Noththeit ihrer Körper, aber ihre Gärten gerieten auch in Verfall, Weizen wurde nicht mehr gebaut, und die Viehträlle wurden leerer. Ob ihnen da die europäische Kultur mit ihren Zugaben nicht mehr genommen als gebracht hat?

6. Alter, Krankheit und Tod.

Das Hereroland ist ein gesundes Land, die Menschen werden darin alt. Ich habe viele Herero gekannt, die 80—100 Jahre alt waren. Auch der weiße Mann kann dort alt werden, wenn er mäßig und keusch lebt. Bei dem unzünftigen Leben der Herero ist es eigentlich zu verwundern, daß sie so alt werden. Das Klima, die reine, bazillenfreie Luft, die naturgemäße Nahrung, die sorgenfreie Gemüthsart müssen zu jenem das Gegengewicht bieten. Es ist auffallend, wie wenige Krankheiten unter den Leuten vorkommen. Schwindsucht und Wassersucht treten nur selten auf, Lungenentzündung (ohoko), öfter, jedoch selten mit tödlichen Verlauf. Gebrechen von der Geburt her, wie Krüppelhaftigkeit, Wasserkopf, Blindheit, sieht man höchst selten, Wahnsinn fast nie. Dagegen fehlen Hautkrankheiten nie. Die ansteckende Syphilis kommt häufig vor. Die Herero behaupten, diese und eine ähnliche Krankheit früher nicht gekannt zu haben, sie hätten sie erst von den Nama übernommen. In ihrem Sprachschatz haben sie auch kein Wort dafür, sie nennen sie mit dem Namawort *Otjuavua*. So viel ist gewiß, daß diese Krankheiten jetzt bei dem polygamischen Eheleben bei beiderlei Geschlecht einen guten Nährboden finden. Doch sieht man selten, daß Kinder syphilitisch zur Welt kommen. Die Krankheit zeigt sich in Augen-, Ohren- und Zahnfleischentzündungen. Auch dann zeigen die Leute eine große Widerstandskraft dagegen. Geschwüre wie die schwarzen Blattern (*otjindimba*), Furunkel, Karbunkel (*esena*), sind auch nicht selten. Jene bekommen sie regelmäßig nach dem Genuß milzbrandkranker Tiere. Oft haben sie den Tod zur Folge. Die Rose kennt man auch nicht, ebensowenig Keuchhusten und Rachenbräune, eher schon die schwarzen Pocken, die dann meist auch tödlich verlaufen. Im Jahre 1864 bekamen sie diese von den Nama. Lympe und Impfung kannte man nicht; viele Nama und Herero starben darum an der Seuche, viele freilich genasen auch. Wasserpocken sind auch dort nicht gefährlich. Die am ehesten noch epidemisch auftretende Krankheit ist auch im Hererolande das Malariafieber, dieser besondere Feind der Weißen fast überall in den Tropen. Ich hatte 1874 mit meiner Familie 2½ Monate lang Malaria, aber auch sämtliche Bewohner des Platzes lagen daran darnieder. Chinin hatten wir nicht und kannten es auch noch nicht. Doch kein Todesfall kam vor. Mit dem Gebrauch des Chinin mehrten sich auch die Malariafälle. Vollends gilt das vom Schwarzwasserfieber. Bis zum Jahre 1890 kannten wir dieses überhaupt nicht. Auch die Jäger am

Ngamisee kannten es nicht. Es entsteht durch den unzeitigen, unvorsichtigen Genuß des Chinin. Die Eingeborenen bekommen es in der Regel nicht. Nur der Häuptling Kanaimba, dessen Malaria mit Chinin behandelt wurde, starb daran. Das ist der einzige Fall, den ich kenne.

Im Jahre 1898 trat nach der Kinderpest die Menschenpest auf, und zwar in Folge des Fleisches der verpesteten Tiere, das sich die Leute zu essen erlaubten. Man hielt diese Krankheit zuerst für Malaria und gab Unmengen von Chinin dagegen, während man behauptete, die Kinderpestbazillen würden von der Sonne getötet. So aßen die Leute das Fleisch und starben ebenso schnell als ihre Kinder. Nach meiner Berechnung sind damals an 10 000 Herero gestorben. Ganze Werften starben aus. In meiner Filialgemeinde Otumba, wo die Leute meinen Anordnungen nicht folgten und ganze Mengen vergifteten Fleisches trockneten und aßen, starben 40 Getaufte und 200 Heiden, auf Djosazu dagegen nur 5 Getaufte und 100 Heiden. Das Chinin erwies sich hierbei eher schädlich als nützlich. Der Typhus war bis zum Jahre 1898 unbekannt. Er ist seitdem eingeschleppt worden. Trotz des allerschmutzigsten Wassers, das auch ich und die andern Weißen oft trinken mußten, widerfuhr uns nichts, keiner von uns starb daran. Dysenterie indes besiel nach dem Genuß schlechten Wassers, dessen Brunnen uns bekannt waren, hier und da unvorsichtige Eingeborene, endete jedoch selten mit dem Tode. Viele Säuglinge sterben an chronischem Darmkatarrh. Krebskrankheiten habe ich unter den Herero nie gesehen noch von solchen gehört, ebenso nicht von Diphtheritis oder Cholera. Auch Influenza, Scharlach und Masern sind höchst selten.

Mittel gegen die bei ihnen vorkommenden Krankheiten kennen die Herero auch. Bei Lungenentzündungen und Hautkrankheiten gebrauchen sie das Brenneisen, bei Blattern und Schlangenbiß das Gift der Schlange Ondara, bei Verwundungen und Mundfäule ein Pulver aus der Wurzel und den Blättern des Omutanderutibaumes, bei Malariafieber die Blätter der Rizinusstaude, bei unbekanntem inneren Leiden ein Schwitzbad in dem Fell und Mist einer eben geschlachteten Ziege. Die Zauberer kennen noch eine ganze Menge anderer Kräuter und Wurzeln als Heilmittel. Das Land ist reich an arzneihaltigen Pflanzen. — Die alten Herero sahen in jeder Krankheit eine Besäuberung oder Vergiftung, gegen die sie bei den Medizinmännern, Dzanganga, Entzauberung und Heilung suchten. — Trotz allem Elend und allen Kriegen vermehrten sich die Herero nicht wenig. Auf den Missionsstationen, wo die Leute in Monogamie und sittlicher lebten, hatten die meisten Familien 5—8 Kinder, wohingegen die polygamischen Heiden mit ihren 5—10 Frauen nur wenige Kinder hatten. Viele von ihnen neigten nachher auch zur Eihe. Auf meiner Station Djosazu mit ihren Filialen kamen bei 600 Getauften auf jährlich 15—20 Kindertaufen oft nur 3—5 Sterbefälle.

7. Sterbebett, Tod und Grab.

Furcht des Todes erfüllt den Herero sein Leben lang. Da er sich beständig von feindlichen Mächten, Gespenstern und bösen Menschen verfolgt glaubt, so ist schon sein Leben ein trostloses, noch vielmehr aber sein Sterben. Geht es mit einem kranken Familienvater zum Ende, so läßt er seine Kinder an sein Lager kommen, um sie zu segnen. Er nimmt sein Lieblingskind, omuingona, zwischen seine Knie, legt ihm die Hände auf und wünscht ihm Segen, Glück, Viehreichthum und Größe. Dies nennen sie ser'ondaja ombua, guten Segen, im Gegensatz zu ondaja ombi, böser Segen, d. h. Fluch, der die Umstehenden mit Grauen und Entsetzen erfüllt. Einem hiermit „Gefegneten“ bringt dieser nicht allein Schrecken, sondern in den meisten Fällen auch Krankheit und Tod. Er wird unter dem beständigen Gefühl, verflucht zu sein, krank, magert ab und scheidet schließlich dahin. Von der Wirkung eines solchen Fluches sind die Herero fest überzeugt. Um ihm zu entgehen, kamen manche Leute zur Missionsstation, indem sie ebenso überzeugt waren, daß Gottes Wort ihn aufhalte.

Der sterbende Heide legt sich darauf ruhig auf seinem harten Sterbepfissen auf eine Seite und sagt: „Tate, me koka hi nondjo, indee! „Water, ich sterbe, ich habe keine Schuld, gewiß nicht!“ Die Umstehenden antworten: „ua ta ua ja, ua pandjara,“ er ist gestorben, gegangen, verloren! Dann stirbt er ruhig ohne Todesangst, wie ein Christ nur sterben kann. Aus diesem Bewußtsein der Schuldfreiheit ist auch wohl das Sprichwort entstanden: Ondiro kai nomuini, der Tod hat keinen Herrn, den man bezahlen muß. Die Anverwandten und Freunde sitzen, so viele ihrer nur ins Sterbehaus hineingehen, um den Sterbenden herum. Man hat ihm ein Fell übers Gesicht gelegt, und einer lüftet dieses von Zeit zu Zeit, um zu sehen, ob er schon tot ist; keiner aber denkt daran, ihm einen Trunk Wasser für den Durst zu reichen. Mit stummer Teilnahme und Schmerz sitzen sie da, bis sich dieser endlich in Weinen und Heulen auflöst, ein oft Mark und Bein durchdringendes Geheul (ondoro), das die ganze Nacht anhält. Dazu kommen dann noch die Klageweiber, die morgens und abends ihre Totenklage anstimmen. Wer das einmal mit angehört hat, vergißt es nie wieder. Die Totenklage (omlutandu) wiederholt sich drei Wochen lang jeden Morgen und Abend beim Aus- und Eintreiben des Viehes; dabei besingen sie im Wechselgesang des Toten Güte und Taten. — Oft geschieht es, daß hinterbliebene Frauen und Kinder sich in ihrem tiefen Schmerz dabei das Leben nehmen. Die Totenklage bei dem Tode des Wilhelm Maharero im Jahre 1880, des ältesten Sohnes des Oberhäuptlings Maharero, also gleichsam des damaligen Kronprinzen, welcher der Liebling des ganzen Volkes war, übertraf alles, was ich bis dahin von solcher gehört hatte. In der Pestzeit 1898 hörte man weder von Heiden noch von Christen Weinen oder Totenklage, noch sah ich Tränen, das war furchtbar mitzuerleben.

8. Begräbnis.

Der Tote wird nicht, wie bei uns, gewaschen und rein gekleidet. Bei den Heiden ist es Brauch, daß den Leichen das Rückgrat durchhauen wird; denn nach ihrem Glauben befindet sich in diesem ein etiva, Wurm, Seele, der erst herauskriechen muß; andernfalls wird der Tote zu einem Gespenst und erscheint den Menschen als Plagegeist. Der Leichnam wird darauf zusammengebunden, den Kopf zwischen die Knie, und in Felle gewickelt. Die Sandalen und die Pfeife des Toten werden beigelegt. So kann er jetzt begraben werden. Im allgemeinen begraben die Herero ihre Toten, besonders Häuptlinge, im Schatten eines Kameeldornbaumes, omuhivirikua (Gepriesener) oder omusuver' omaendo (Gräber liebender). Das Grab wird 6—8 Fuß tief gegraben, mit einer Nische an der Nordseite, und durch Totenopfer geweiht (vgl. diese). In diese Nische wird der Tote hineingesetzt, das Gesicht nach Nordosten hin, weil dort die alte Heimat der Herero sich befindet. Die Nische wird dann mit Holz zugestellt und das Grab zugeworfen. Darauf wird die Totenklage (ondoro) gehalten. Die Trauernden tragen dabei Trauermäntel und Mützen (otjipiriko). Der Pontof des Toten aber bleibt leer stehen, bis er verfällt. Bei den Frauen und Kindern, die ohne weiteres begraben werden, fallen die Opfer weg, nur der Klagegesang wird gehalten. Bei Armen, Knechten und Mägden fällt alles weg. In späteren Zeiten, als die christliche Sitte auch unter den Heiden Anklang fand, ließen sich die Häuptlinge und Reichen auch in einem schönen Sarge begraben. Nach dem Tode und Begräbnis eines Häuptlings oder Großen zieht die ganze Werst drei Jahre lang im Feld umher, von einem Platz zum andern, und bringt von Zeit zu Zeit an seinem Grabe die bestimmten Opfer.

9. Grabdenkmal.

Das Grabdenkmal besteht aus vielen, auf Bäumen in der Nähe des Grabes aufeinandergeschichteten Ochsenköpfe der Dzongondjoza-Ochsen; oft sind es 30—60 Geweihe. Aber nicht alle Herero haben Ochsenköpfe als Denkmal. Das richtet sich vielmehr nach dem Symbol der oruzo, Kaste. Die Druzo Maharero hat das Kuddu zum Symbol und darum Kudduhörner auf dem Grabe; andere haben Schafgeweihe usw.

Der Häuptling Zerawa war der erste, der in einem Sarg begraben wurde; Mahareros Grab erhielt ein eisernes Gitter. Ihre Todesjahre haben darum den Epochenamen: Jahr des Sarges und Jahr des Eisengitters.

10. Auferstehungsglaube.

Als man den religiösen Ahnendienst der Herero noch nicht näher kannte, hat man oft gesagt, die Herero glauben nicht an ein Fortleben nach dem

Tode. Fragt man auch jetzt noch einen Herero: „Wo bleiben eure Leute nach dem Tode?“ so antwortet er: „ich weiß es nicht!“ Aber ihr ganzer Ahnendienst und die tägliche Beobachtung bezeugen es, daß sie doch an ein Fortleben glauben, ja noch Spuren eines Auferstehungsglaubens sich bei ihnen finden. Wo Ahnenkult besteht, muß auch der Unsterblichkeitsgedanke die Gemüter lebhaft bewegen. Ihren Ahnen bringen sie Opfer, mit ihnen reden sie am Grabe. Vor ihnen fürchten sie sich, ihr Segen und Fluch hat Folgen für sie. Der Tote ist für den Herero nicht tot; er hört, fühlt, sieht, straft und denkt an sie.



Grabdenkmal eines Hererohäuptlings in Otanjoze.

Sagt einer zum andern: „Mukuru ma munu, maa tjiti, mee purire ove,“ Gott sieht's d. h. der Ahne, er tut es, ich werde dich anklagen, so glaubt der andere gewiß, daß dies eintrifft. Sie üben darum selbst noch an toten Feinden, die schon im Grabe liegen, Blutrache. Zauberer graben sie aus dem Grabe und verbrennen ihre Leichname, um sie unschädlich zu machen.

Was aber den Auferstehungsglauben anbetrifft, so erzählte mir ein alter Herero aus dem Kaosfeld, der mit der Mission noch nie in Berührung gekommen war: „Sehr ferne von hier, am Ngamisee, im Lande der Ovatjuana, ist ein sehr hoher Berg — nebenbei bemerkt ist er nicht sehr hoch, aber ein Fremdling in der Wüste —, an einer Seite dieses Berges ist eine Höhle. Alle guten Menschen stehen nach dem Tode wieder auf, steigen in diese Höhle hinein, aus ihr auf den Berg und von da in den Himmel.“ Auf die Frage, wohin aber die bösen Menschen kämen, wollte oder konnte er keine Antwort geben.

11. Geisterglaube und Dämonenfurcht.

Nicht allein große Leute, sondern auch ganz gewöhnliche Menschen stehen nach dem Glauben der Herero nach ihrem Tode wieder auf und erscheinen als Gespenster (oviruru), in der Gestalt eines Werwolves, eines Hundes mit Ochsenfüßen, einer Katze mit Hundefüßen usw. Der eine Geist hat die Augen hinten am Kopf, der andere auf dem Rücken; alle aber verüben all das Böse, was sie auch schon im Leben begangen hatten, weiter sind sie Ausbünde menschlicher Bosheit und Schlechtigkeit; sie stehlen und rauben nicht allein Vieh, schlachten und verspeisen es, sondern auch Frauen, heiraten sie und haben Kinder mit ihnen, „wahre Scheusale“, sagt der Herero. Die Fabeln der Herero erzählen von guten und bösen Dämonen und Gespenstern. Hereroland ist eben auch eine Domäne der Finsternis; darüber könnte ich aus den Erlebnissen mit den Leuten manches berichten, was dem Leser unglaublich erscheinen würde. Ich könnte manche Fälle anführen, die ich selbst mit erlebt habe, und auch andere Weiße könnten es.

Um den Einfluß der abgesehenen Geister unschädlich zu machen, bringen die Herero ihnen Opfer. Wie alle Naturvölker, so sind auch die Herero einem finsternen Gespensterglauben unterworfen. Die Furcht bildet überall den Hauptbeweggrund bei den Kundgebungen ihres religiösen Lebens, und dieses Furchtgefühl gibt auch dem Ahnenkultus ein unheimliches Gepräge. Von ihren Ahnen, noch vielmehr aber von den abgesehenen bösen Geistern haben sie nur Schlimmes zu befürchten. Vertrauensvoll blicken sie nie zu ihren Göttern auf. Der Trieb der Selbsterhaltung jedoch drängt sie zu dem Wunsche, mit den Mächten, die über sie Gewalt haben, einen günstigen Ausgleich herzustellen, durch allerlei Opfer ihre Gunst zu gewinnen oder durch Zauberer und Zaubermittel sich ihrer zu erwehren. Sie sind jedoch auch vor den Zauberern und ihren Nachstellungen in beständiger Furcht. Diese sind es, die den größten Vorteil aus dem Geisterglauben ziehen, indem sie sich für ihre Kunst gut bezahlen lassen, die doch nur darin besteht, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben.

12. Aberglaube.

Wenn auch das Religionswesen der Herero sich als eine Ansammlung von Aberglauben darstellt, so darf doch nicht übersehen werden, daß auch dieser Aberglaube immerhin Glauben und nicht Unglauben ist. Aberglauben durchdringt aber nicht nur die Herero, sondern auch manche Kreise christlich zivilisierter Völker. Es ist auffallend, wie im Hererolande eine Anzahl abergläubischer Vorstellungen und Gebräuche vorkommen, welche die Herero mit vielen Völkern, auch mit den Deutschen, teilen. Wären sie vor zweihundert Jahren mit weißen Völkern in Berührung gekommen, so könnte man annehmen,

daß sie einen Teil ihres Aberglaubens von diesen übernommen hätten. Das ist jedoch nicht der Fall. Der Aberglaube ist eben wie eine wuchernde Schlingpflanze, die überall gleich den schwachen Glauben so mancher Schwarzen wie Weißen zu ersticken droht.

Welche starken Wurzeln er noch in den Herzen der Herero hat, wird uns das folgende zeigen. Ich führe indes hier nur einige der hauptsächlichsten Erscheinungen des Aberglaubens aus meiner Sammlung an; das Ganze würde zu viel Raum in Anspruch nehmen. Es gibt eine Menge Dinge, welche huna, d. h. wahr sagen, und alle bei Tag und Nacht in Furcht und Schrecken setzen. Es sind dies die ovihune, die wahr sagenden Dinge. Den wahr sagenden Menschen nennen sie omuuke, Wahrsager, von uka, prophezeien, Geheimnisse sagen.

Ein einfaches Wolfsgeheul bewirkte in den Kriegsjahren 1880—1885 in unserer Gegend, daß sämtliche Herero in Eile an Otjofazu vorbeiflüchteten und erst Halt machten, als sie aus dem Bereiche des wahr sagenden Wolfes heraus waren. Das lachende Geheul des Schakals ist, je nachdem die Töne klingen, unheilverkündend. Das dumpfe Stöhnen eines heiligen Werftbullen, — man muß solches nur mit angehört haben, um das zu verstehen, — bedeutet ebenfalls Unheil und Tod. Im Jahr 1884 besuchte ich auf Otjikume eine reiche Häuptlingswerft; da geschah es, daß die ganze Werft in Folge des Ochsengefühnes floh. — Ein Ochs oder Rind, dem das Fell an einer gewissen Stelle an der Klaue aufspringt, bringt Unheil. Sie schlachten das Tier sofort und geben das Fleisch den Armen; sie selbst essen es nicht, aus Furcht, bezaubert zu werden. — Im Jahre 1893 hatte ich eine Färse, die plötzlich aus der Nase blutete. Der Hirte kam zitternd angelaufen und sagte, ich solle dem Tier sofort den Hals abschneiden, denn es verkündige Unheil! Ich gab ihm Medizin, die er dem Tier eingeben sollte; aber er weigerte sich ernsthaft und behauptete, wenn er das täte, würde er sofort sterben. Da tat ich es selbst, und das Tier starb nicht und der Hirte auch nicht. — Das Geschrei der großen Nachtule (ondjimbi), das der kleinen Gule (orutautau), das des Käuzchens (orugungutuva) und sein: o tate, o tate! o Vater, o Vater, bedeutet den Tod. Die Grille mit ihrem Gezirpe verkündet Unheil, der den Mond anbellende Hund den Tod eines Kranken. Ist jemand von einem Hunde gebissen worden, so rupft man aus dessen Schwanz einige Haare und steckt diese in die Wunde, so heilt dieselbe. Kommt ein Gase oder Steinbock von rechts nach links durch die Werft gelaufen, so bringt das dieser Unheil. Der Dpserprieester schlachtet ein Schaf (ozomeva) dagegen und besprengt die Werft mit Weihwasser. Das Messer, früher oft auch eine eiserne Pfeilspitze, mit dem die Tiere kastriert oder die Kinder beschnitten werden, wird das Jahr über am Altar verwahrt; wird es zu einem andern Zweck gebraucht, so sterben einige Tiere an den Wunden und ebenso die Knaben, bei denen es

gebraucht ward. Eine solche eheo, Pfeilspitze, wurde im Jahre 1869 dem Häuptling Kandirikirira von einem bösen Herero entwendet und in sein Kopfkissen gesteckt. Der Alte starb. Das Jahr benannte man nach der Pfeilspitze (ojoheo).

Eine noch größere Rolle spielen die omikue, die Sehnen oder Muskeln. Omikue via toko, die Muskeln hüpfen, zucken. Es sind nicht weniger als 24 Stellen am Körper, wo jede Bewegung der Muskel ihre Bedeutung hat. Zuckt es im Handgelenk, so bedeutet das Beute im Krieg; Zucken im innern Handballen bedeutet schweren Kampf; Zucken am Daumenballen bedeutet Friede, „Grüßen mit dem Feinde.“ Die Omikue bewirken im Kriege oft große Verzagttheit und das Verlieren eines Gefechts wie im Jahre 1881. Die Herero zogen damals mit einem zweimal so starken Kommando den Nama entgegen. Da bekam der Anführer Muskelzucken auf der linken Backe unterm Auge. Dies bedeutet ein verlorenes Gefecht und den Tod großer Leute. Da bemächtigte sich des ganzen Kriegsheeres ein Schrecken; wie mit einem Zauberschlage machte das ganze Kommando kehrt und wandte sich nach Okahandja zurück. Die Omikue bewirken aber auch Berwegenheit und Siegesgewißheit. So lief ein Herero ohne Gewehr und Speer, nur mit einem Kirri bewaffnet, in den Krieg, gewiß, daß er Beute machen werde. Er kam auch mit dem Gewehr eines Feindes, den er erschlagen hatte, zurück. — Im Jahr 1884 flüchteten alle Herero hinter Otjosazu an einem Sonntag bei uns vorbei über den Swakop. Ein Mensch, der im Monde allerlei sah, hatte Muskelzucken bekommen und schrie: „Was liegen wir hier? Auf, gegen Hendrik Witboi! der Sieg ist unser!“ Und es traf so ein! — In den Gedärmen geschlachteter Tiere sehen sie an dem Zucken derselben Sieg oder Flucht, Glück und Unglück. Das Fleisch an den Sehnen des Rückgrates eines solchen Tieres essen die Herero nicht, es bringt den Tod. — Sticht oder juckt es einen an der inneren Seite des rechten Fußes, so bedeutet das Tod in der Familie. Haben die Herero Dindjes gegessen, so bringen sie deren Schalen an den Altar. Das bringt Segen. Sieht jemand eine Schlange und ruft sie bei ihrem Namen, so beißt die Schlange ihn; ruft er aber: omuvia, d. h. Riemen, so bleibt sie ruhig liegen. Das Ausfleuchten eines Meteors von Westen nach Osten bedeutet Krieg mit den Feinden.

Auch uns Missionare nannten sie ovauke, Wahrsager. Unsere Bücher, die sie nach dem holländischen boek benannt hatten, gaben die Veranlassung dazu. Ombuke, von book und uka wahr sagen, heißt Wahrsagebuch. Die Herero kamen 1870 mit den wunderlichsten Dingen und Fragen zu mir, die ich ihnen aus meinem Ombuke sagen sollte. Hatten sie Ochsen verloren, war ihnen etwas gestohlen, ich mußte es aus dem Ombuke ja wissen. So gibt es noch eine ganze Menge Dinge, die ich hier nicht alle nennen kann, an denen ihr Aberglaube hängt, desgleichen eine ganze Anzahl Amulette zum Schutz gegen Unglück. Alle diese Dinge verloren jedoch ihre Kraft, jemehr das Evangelium

sich Bahn unter ihnen brach. Kein Getaufte glaubte mehr an sie, noch fürchtete er sich vor ihnen. Gottes Wort wurde ihre Wehr und Waffe, sie lernten nach Oben schauen und vertrauen.



Neuntes Kapitel.

Soziale Verhältnisse und Rechte.

Vorbemerkung: Um die sozialen Verhältnisse und Rechte ganz zu veranschaulichen, müßte ich eine Menge Beispiele aus dem Leben anführen. Das würde jedoch den Rahmen des Buches weit überschreiten. Es ist deshalb nur das Allerwichtigste erwähnt.

1. Eigentumsrechte an das Land.

Als ich Anfang 1869 ins Land kam, war mein erster Eindruck, ich befände mich in einer Wüste, in der alle Grenzen wegfielen und Grund und Boden jedem und keinem gehöre. Es ging mir, wie so manchem Neuling später, ich meinte mich in einem herrenlosen Lande zu befinden. Ein großer Irrtum! Das Land war Eigentum des ganzen Volkes. Darum gab es nirgend einen Grenzstein oder Pfahl, der das Eigentum dieses und jenes begrenzte, keinen Schlagbaum, kein Schild mit der Aufschrift: Verbotener Weg. Es gab keine Weide-, Wasser- noch Holzrechte. Jeder, der Schwarze wie der Weiße, weidete und tränkte sein Vieh, wo er Weide und Wasser fand. Jeder hielt so viel Vieh, als er wollte. Kein Gesetz besagte, für wie viel Vieh er Weiderecht habe. Hatten z. B. unsern Nachbarn auf Okahandja die Heuschrecken die Weideplätze vernichtet, so schickten sie ihre Herden zu uns nach Otjofazu; war auch auf unsern Weidetriften nichts mehr zu fressen, so sandte man das Vieh dahin, wo noch Weide und Wasser war. Dieses uneingeschränkte Weiderecht hatten eben alle, die Weißen wie die Schwarzen. — Jeder baute sein Haus, wo er wollte, und man hatte nicht erst nötig, einen Bauplan einzureichen. Lehm, Steine, Kalk, Holz, Balken nahm man, so viel man nötig hatte und wo man sie am nächsten fand. Auch Garten und Kornland nahm jeder, wo er das beste fand. Nur der Weiße bedurfte dazu der Erlaubnis seines Nachbarn. Solange einer auf einem Platze wohnte und ihn benutzte, behielt er ihn; zog er weg, so nahmen ihn etwaige Verwandte in Gebrauch.

Nach dem Recht der Herero ist das ganze Land Gesamteigentum des ganzen Volkes. Wohl hatten sich im Laufe der Zeit die verschiedenen Stämme ihre Weidedistrikte gewählt, wo sie wohnten, lebten und starben und ihre Toten begruben. Die Gräber ihrer Vorfahren, die ihnen heilig sind, bildeten den Mittelpunkt ihrer Stammesitze; so waren die beiden Nosobtäler die Wohnsitze der Mbanderu, die Gegend von Dvifokorero bis Stamba die der Bingavas, Waterberg und Umgegend die der Rambazembis, Omaruru die der

Zerauas und Okahandja die der Mahareroschen. Dies war jedoch für den einzelnen Herero kein Hindernis; die Leute der verschiedensten Stämme wohnten mit und durcheinander.

Die Herero sagten damals: „ehi orovaherero, okuti kuetu,“ das Land und Feld gehört uns, den Ovaherero. Keiner, selbst die Häuptlinge nicht, hatten das Recht, Land zu verkaufen. Wo Weiße oder Missionare die Erlaubnis zum Bau von Häusern, zur Anlage von Gärten und Kornfeldern erhielten, geschah es geschenkungsweise. Später erst ließen wir uns sogenannte Schenkungsurkunden geben. Nicht etwa den Herero, sondern habgierigen Weißen gegenüber genehmigte dann die Regierung solche. Nach dem Landesrecht konnte jeder Weiße auf einem Platze wohnen und hantieren, solange er wollte. Haus und Garten waren sein Eigentum, so lange er lebte. Er hatte jedoch kein Recht, diese an einen zweiten zu verkaufen. Nach einem Todesfall oder nach dem Verlassen eines Platzes fällt alles an die Volksgemeinde zurück. Als dann aber die Weißen kamen und Rechtsansprüche auf diese und jene Plätze machten, kamen auch die Konflikte mit den Anschauungen der Herero.

Als im Jahr 1885, am 21. Oktober, zwischen dem Oberhäuptling Maharero und dem deutschen Reichskommissar Dr. Göring der Schutz- und Freundschaftsvertrag abgeschlossen wurde, gab Maharero den Deutschen nur Minenrechte gegen Lehnsgeld, trat ihnen jedoch keinen Fuß breit Land zu Eigentum ab, noch verkaufte er solches, noch stellte er es in Aussicht. Maharero räumte den Deutschen nur das Recht ein, wie es auch schon lange vorher ohne Vertrag bestand, sich unter Wahrung der Rechte des Volks im Lande niederzulassen, Handel zu treiben, nach Mineralien zu suchen und diese gegen Abgaben zu gewinnen, während der Grund und Boden den Herero verbleiben solle. Auf die Gefahr hin, daß Professor Dr. Dove auch mir „süßliche Altweiberanschauungen“ vorwirft, bemerke ich hier nur zu seiner Darstellung in seinem Buch S. 189, daß diese weder streng gerecht noch überhaupt human ist; auch daß sein Urteil über die Herero, die er, einige schlechte Subjekte ausgenommen, kaum ihrem Charakter nach genügend hat kennen lernen, wie auch über das Land, gleich dem so vieler Reisenden, ein ganz einseitiges ist. Woher kennt Dr. Dove die Denk- und Anschauungsweise der Herero? Sind etwaige einzelne Handlungen eines Menschen hinreichend, um den Charakter eines ganzen Volkes darnach zu bemessen? Wahrlich, dann kämen auch wir Deutsche bei einer solchen Beurteilung schlecht weg. Erklärt man ganz Hereroland als „herrenloses Land“, so ist das eben auch ungerecht. Die Herero hatten ihr Land schon längst erobert, als sie von den von Süden kommenden Nama unterjocht wurden. Und haben sie sich nicht ihr Land in den Freiheitskriegen wieder erobert? Daß weiter die Herero überhaupt nicht den Begriff von Grund und Boden kennen sollen, spricht gegen alle Erfahrung. Wenn dem so wäre, warum haben denn so viele deutsche Farmer von ihnen gekauft?! Eben durch

diese vielen Farmkäufe haben sie doch die Herero als Eigentümer des Landes anerkannt. Doch ich komme bei dem Kapitel „Deutscher Schutzvertrag“ auf diese Dinge noch einmal zurück.

2. Bewegliches Eigentum.

In bezug auf bewegliches Eigentum hört aller scheinbare Kommunismus auf. Jedes Stück Vieh, jede Kuh samt deren Milch und den dazu gehörigen Gefäßen, Eimern und Kalabassen, haben ihren Eigentümer. Auch Mann, Frau und Kinder haben keine Gütergemeinschaft. Jeder und jedes hat seine eignen Kühe, von deren Milch nur er trinkt. Für Fremde und Reisende hat ein jeder Häuptling einen Kalabas (omuaha), in den die Milch von gewissen Kühen eines Verstorbenen gemolken wird. Von dieser Milch kann auch ein jeder Stammesangehörige und Hungerige genießen. Geht ein Häuptling auf Reisen, so wird die Milch seiner eigenen Kühe in einen besonderen Kalabas getan, und nur Gäste, die ihm an Rang gleichstehen, dürfen davon genießen.

Der Herero ist Nomade und Viehzüchter ersten Ranges. Um sein Vieh gegen Seuchen oder gegen Feinde zu schützen, gibt er Kühe und junge Färsen an Freunde und andere Werkbesitzer leihweise zur Aufzucht und Aufsicht. Wer Vieh von vielleicht zwei oder drei andern zur Aufzucht erhalten hat, hat nur die Nutznießung, die Milch, von dem ihm geliehenen Vieh und die Freude und den Stolz auf eine große Herde. Der Herero traut es seinem Nächsten dabei zu, daß er ebenso treu mit des Freundes Vieh ist als mit seinem eigenen. So hat der Herero überall Herden und Herdchen, die ihn vor Armut schützen. Den wirklichen Viehbesitz und Reichtum des einzelnen festzustellen, ist darum für den Nichtherero unmöglich. Übrigens hat der Eigentümer über sein Vieh nicht die unbeschränkte Macht wie etwa in Deutschland jemand über seine Einlage bei einer Bank. Die Hirten haben ein großes Wort dabei mitzureden; denn sie sind es, welche das Kapital vermehren. Darin besteht ihr Hirtenstolz und ihre Hirtenmacht.

3. Mundrecht.

Ein eigentümliches soziales Recht ist das, was sie okuramb'eria nennen, d. h. das Recht, ein Stück Vieh zu jagen, um zu essen. Hat z. B. jemand Hunger, so hat er das Recht, das erste beste Stück Vieh, d. h. Schaf, aus der Herde seines Nächsten herauszujagen, es sofort zu schlachten und zu essen. Der Hirte zeigt das seinem Herrn an, dieser schimpft aber höchstens und macht es bei nächster Gelegenheit ebenso. Mein Kollege, der dieses Recht noch nicht kannte, bat seinen Häuptling um ein Schlachtschaf; denn er habe ihm ja versprochen, ihn nicht verhungern zu lassen. Er erhielt sofort ein prächtiges Tier vom Häuptling. Dieser ging nun auf die Reise, kam an den Kleinviehherden meines Kollegen vorbei, ergriff das erste beste Stück, schlachtete

und aß es. Als mein Kollege davon hörte, war er natürlich über diesen frechen Diebstahl an hellem Tage ärgerlich. Der Häuptling aber fragte ganz erstaunt, ob denn der Missionar die Sitten und Rechte der Herero nicht kenne? Er habe ja nur getan, was alle anderen auch täten; das sei durchaus kein Diebstahl! Im übrigen ist es mit der Sicherheit des Eigentums so bestellt wie im alten Sparta; es besteht die Freiheit zum Stehlen, nur muß sich der Dieb nicht ertappen lassen.

4. Eigentumsrecht an Menschen und Sklaverei.

Sklaverei gibt es bei den Herero nicht. Obwohl sie wissen, daß ihre Nachbarn, die Ovambo, Menschen verkaufen, verachten sie dies, und es gilt ihnen als großes Unrecht. Sie kaufen oder verkaufen nie ein Kind oder einen Knecht. Kriegsgefangene, Kinder und Frauen von Nama und Bergdamra, behalten sie als Knechte, und je nach dem sich diese betragen, ist ihr Los leicht und schwer. Die Bergdamra werden nicht schlechter behandelt als jeder arme Hereroknecht. Sie werden wie alle, die nicht zu den Herero gehören, Ovotua genannt, was fälschlich zu der Annahme geführt hat, als seien sie Sklaven. Omutua aber heißt nicht: Sklave, sondern nur: Nichtherero. (Siehe Kapitel: Bergdamra). Erst mit der deutschen Herrschaft fingen die Herero-Häuptlinge an, auf Begehren der Regierung gegen 1000 arme Leute an die Johannisburger Goldminen-Gesellschaft zu verdingen. Samuel Maharero erhielt für jeden seiner Leute 10 M. Man sieht dies zwar nicht als Sklaverei an, aber im Grunde genommen waren diese Leute damit ihrer Freiheit beraubt.

5. Verfassung.

Die Verfassung der Herero ist eine Art Patriarchalismus. Sie werden von Häuptlingen (ovahona) regiert; diese sind zugleich die Priester ihres Stammes. Jeder Stamm hat einen solchen Priesterhäuptling. Der Oberhäuptling, d. h. der reichste, stärkste und angesehenste Häuptling heißt omuhona ombara, was etwa unserm Souverän entspricht. Die Nachfolge in der Häuptlingschaft erbt sich nicht auf den ältesten Sohn des Häuptlings fort, sondern auf den ältesten Sohn seiner ältesten Schwester. Ein eigentlicher Akt einer Salbung oder Einsetzung des neuen Thronfolgers findet nicht statt.

Der hervorragendste unter allen Hererohäuptlingen war Maharero, d. h. der, „der nicht von gestern her ist.“ Er wurde von allen andern Häuptlingen als Oberhäuptling anerkannt, weil er der Anführer in den Freiheitskämpfen 1861—1868 war. Mit Hilfe des Unterjochers der Herero, des Jonker Afrikaner, hatte er schon vorher manchen Stamm seine Macht fühlen lassen und war schließlich von den Herero ebenso gefürchtet, als es Jonker war. Durch seine vielen Heiraten mit den Töchtern anderer reicher Häuptlinge hatte er diese an sich gekettet. Der große Friedensschluß 1870 in

Okahandja ging zwar nicht von ihm aus, sicherte ihm jedoch den ersten Rang unter allen Häuptlingen. Er war der politisch schlaueste von ihnen, und sein ganzes Trachten ging dahin, seine Oberhäuptlingschaft zur Geltung zu bringen, und eine Alleinherrschaft zu erlangen, wie sie Jonker hatte. Zur Erreichung dieses Zieles war ihm kein Mittel zu schlecht. Ehrgeiz, Habgucht und Herrschgucht hatten sich seiner ganz bemächtigt.



Maharero.

In den Kriegsjahren 1846—68 war das heilige Feuer vieler kleineren Häuptlinge erloschen. Diese waren somit dem Untergange geweiht. Maharero gab allen von seinem heiligen Feuer und fettete sie damit an sich; sie wurden seine Untertanen und für immer von ihm abhängig. Als Herrscher seines Volkes verstand er es, Weiße wie Schwarze, sich verbindlich zu machen. Er verstand es auch, die Herero zu bewaffnen. Sie

mußten ihm ihr Vieh und ihre Jagdbeute bringen, und er kaufte Gewehre und eine Unmenge Munition dafür. Die Dummen bewahrte er vor Ausfugerei seitens der Händler. Er nahm auch die Munition für seine Leute in Verwahr, damit sie diese nicht verschwendeten. Kein Herero noch Händler durfte ohne seine Erlaubnis Handel treiben. Er suchte dadurch Streitigkeiten zwischen beiden zu verhindern; denn nichts war ihm unangenehmer als solche. Unter seinem Stamme ließen sich auch 1844 die ersten Missionare

nieder, und sein Stamm war der erste, unter welchem die Mission Wurzel faßte. Er erkannte in den Missionaren, die er freundlich behandelte, nicht allein ein Mittel, seine Macht zu befestigen, sondern auch sein Volk zu heben. Seine eigenen Söhne sowie die Söhne anderer Häuptlinge sandte er in die Eingebornen-Gehilfenschule nach Otjimbingue und ließ sie dort unterrichten. Zur Befestigung seines Ansehens bewog er auch die andern Häuptlinge, Missionare bei sich aufzunehmen und diese freundlich zu behandeln. Ein rechter Priesterkönig, der sich für das Leben aller, der Schwarzen wie der Weißen, der Händler wie der Missionare verantwortlich fühlte! Diese Machtstellung, die er alle fühlen ließ, haben ihm viele Händler und Reisende sehr übel ausgelegt. So viele schlechte Eigenschaften aber Maharero auch hatte, so kann man ihm doch nicht absprechen, daß er für sein Volk sorgte und die unterjochten Herero wieder zu einem Volk machte, mit dem auch die Weißen rechnen mußten. Mit den Engländern schloß er 1875 einen Freundschaftsvertrag ab. Ein englischer Resident, Palgrave, und Major Musgrave wohnten in seiner Residenz Otahandja, und mit ihnen regierte und beeinflusste er die andern Stämme. (Siehe: Englisch-Protectorat.) Auch mit der deutschen Regierung schloß er einen Schutz- und Freundschaftsvertrag im Jahre 1885 ab, den er jedoch schon 1888 wieder löste. (Siehe: Deutscher Schutzvertrag.) Maharero starb 1890, leider zu früh für die Entwicklung des Landes und Volkes. Sein Sohn Samuel wurde als nichtberechtigter Thronfolger durch Hauptmann von François zum Oberhäuptling gemacht, und der berechtigte Thronfolger Mikodemus beiseite geschoben. (Siehe: Erbrecht und Erbteilung.)

6. Macht des Häuptlings.

Wie wir gesehen, hat jeder Stamm seinen eigenen Häuptling. Das Ansehen und die Macht eines solchen besteht jedoch weniger in der Zahl seiner Leute als in der seiner Herden. Die Brüder eines omuhona sind seine Ratsleute und Helfer. Sie beaufsichtigen die Herden, nehmen an den Ratsitzungen teil und heißen ovanene, Große. — Das Verhältnis eines Häuptlings zu seinen Untertanen ist das eines Vaters zu seinen Kindern. Das ganze Volk, vom Oberhäuptling bis zum letzten Untertan, betrachtet sich als eine große Familie. Der Häuptling kennt alle seine Leute und nimmt teil an ihrem Wohl und Wehe. Ist jemand krank oder gestorben, so wird ihm das gemeldet. Ist jemand in Not, so findet er bei dem Häuptling Hilfe. In Kriegszeiten gibt dieser jedem Krieger seine Munition und sorgt bei Zeiten dafür, daß seine Leute sich mit den besten Gewehren versehen. — Da es bei den Herero noch keine Staats- und Einkommensteuer gibt, so sind die Häuptlinge für ihren Unterhalt auf ihren eignen Viehbestand angewiesen. Maharero hatte eine Anzahl alter, reicher Herdenbesitzer, von denen er sagte: „Sie unterhalten und ernähren mich.“ Ein ferneres Einkommen war für ihn ein gewisser

Tribut, den er als Erbteiler aus dem Nachlaß von Verstorbenen erhob. Auch Strafzahlungen bei diesen und jenen Vergehen gehörten ihm. Die Machtbefugnisse, die ein Häuptling hat, gehen nicht viel weiter als seine väterliche Gewalt, und auch diese wird oft sehr gelinde gehandhabt.

7. Gerichtsvesen und Gerichtsversammlungen.

Einen geschriebenen Gesezeskoder, nach dem regiert wird, gibt es natürlich nicht. Die unmittelbar im Volke lebenden Gesetze sind meist religiöser Art und von den Vorvätern überliefert. Jeder Herero kennt sie. Eheverträge, Kontraktverträge und dgl. kannten die alten Herero nicht, darum auch nicht den Bruch solcher. Weide-, Holz-, Wald- und Jagdgesetze gab es auch nicht. Dahingegen bestehen gewisse Erbschafts- und Ehescheidungs-Gesetze sowie Gesetze über Diebstahl und Mord. Alle Vergehen gegen die Volksgesetze werden den Häuptlingen und besonders dem Oberhäuptling zur richterlichen Entscheidung unterbreitet. Seine Entscheidung ist meist maßgebend. Zur Schlichtung größerer Streitigkeiten in Volksangelegenheiten wird ein sogenanntes otjira anberaumt. Ob dieses Wort mit omutjira, Ochsenchwanz, zusammenhängt, ist nicht recht klar. Diese Ratsversammlungen werden nahe bei dem Ochsenkraal und okuroo, Altar, abgehalten. Dort werden die Streitigkeiten, (ozombiri, von zira, antworten) besprochen und beantwortet. Dabei sitzen die Häuptlinge auf ihren Stühlen, die Räte auf ihren Ochsenköpfen. Die Angeklagten hocken in einiger Entfernung mit untergeschlagenen Füßen auf der Erde, hinter ihnen ihre Verwandten und Verteidiger, ihnen zur Seite die Ankläger, ihnen gegenüber der Oberhäuptling, die Perlenmütze auf dem Kopfe und den Häuptlingsstab in der Hand. Die Friedenspfeife geht bei den Großen von Mund zu Mund, die Tagesneuigkeiten werden besprochen, endlich tritt Stille ein. Der Angeklagte, etwa ein Dieb, wird unter einem Kreuzfeuer von Anklagen verhört. Er verteidigt sich und leugnet, solange er kann. Der Raum erlaubt es nicht, solch eine interessante Gerichtsverhandlung im einzelnen zu beschreiben. Ist der Dieb endlich seiner Schuld überführt, so spricht der Häuptling das Schuldig aus. Nach Hererogesez muß er oder seine Verwandten für jedes Stück Kleinvieh, das gestohlen worden, fünf andere bezahlen; sind es Ochsen oder Kühe, so muß er zwei andere bezahlen. Ist er und seine Angehörigen arm, so erhält er eine Tracht Prügel. Ist der Dieb der Angehörige einer angesehenen Familie, so wird er geringer bestraft als im entgegengesetzten Fall. Bei kleineren Diebstählen beträgt die Strafe nur den Wert des Gestohlenen, wenn das Eigentum noch unbeschädigt zurückerlangt wird. Erzdiebe wurden mit dem Tode bestraft. Der Häuptling sandte seine „Gerichtsvollzieher“ aus und ließ den Dieb erschießen, wo man ihn fand. Stiehlt einer Gegenstände, wie z. B. Arm- und Beinringe oder Schmucksachen, die einem Toten angehörten, so wird dies besonders hart bestraft. Als im Jahr

1869 ein Dieb dem Häuptling Randirikirira das oheo, die Pfeilspitze, mit welcher die Knaben beschnitten wurden, gestohlen und sie in den heiligen Kräutersack des Häuptlings versteckt hatte, um ihn damit zu bezaubern, erhielt dieses Jahr den Namen ojoheo zur ewigen Erinnerung an diesen Diebstahl. In solchen Fällen werfen die Zauberer das Los (ombetero) oder suchen aus den Eingeweiden eines Opfertieres den Täter zu erforschen. Der Dieb des oheo wurde nicht ermittelt.

Gottesurteile mit Gifttrank und dgl., um einen Dieb oder Missetäter zu ermitteln, sind bei den Herero unbekannt. — Nimmt jemand wissentlich einen Dieb auf, so macht er sich mitschuldig und wird ebenfalls bestraft. Daß jede Familie für einen Dieb aus ihrer Mitte mit verantwortlich ist, erschwert wohl das Stehlen, nicht weniger jedoch auch die Entdeckung des Diebes. In dem uralten Brauch „die Spur suchen“, den wir bei fast allen Negeren finden, sind auch die Herero Meister. Leute einer Werst kennen die Fußspur (ondambo) fast eines jeden, eine Sache, die übrigens so sehr schwer nicht ist, wo man fast immer bloßen Fußes geht, und dadurch erst recht fast ein jeder Fuß seine besondere Bildung oder Verbildung gewinnt. Schwieriger ist, die Spuren gestohlenen Viehs zu finden. Die Diebe treiben solches bald rückwärts, bald vorwärts, jetzt auf den Weg, dann ins Gras, dann in den Sand, dann in die Spuren andern Viehs, das eben aus einer Werst kommt. Aber der Spürsinn des Herero ist großartig; er sieht sofort, ob eine Spur alt oder neu, von gestern oder vorgestern ist. Jeder kennt auch die Schliche des andern aus Erfahrung. Ein geriebener Gartendieb stahl jede Nacht auf Otjosazu Mais und ging mit seiner Beute kreuz und quer, sogar durch die Werst, bis sich die Spur im Feld verwichte. Ein anderer Dieb legte sich auf die Suche, fand die Spur, verbarg sich am Abend und faßte den erschrockenen Dieb, als er gerade seine Beute aus der Erde herausgrub. Eine tüchtige Tracht Prügel und die doppelte Zahl Mais seitens seiner Angehörigen war die Strafe.

8. Ehebruch.

Ehebruch und Hurerei wurden bei den alten Herero hart bestraft, jener besonders bei angesehenen Leuten. Eine ganze Anzahl Vieh mußte der schuldige Teil an den gekränkten zahlen. Auch Ehescheidungen waren die Folge. Hatte z. B. eine Frau sich mit andern Männern vergangen, so hatte ihr Mann das Recht, sie zu entlassen. In dem Fall, daß die Ehebrecherin selbst ihren Mann verließ, mußten ihre Eltern die Morgengabe zurückerstatten. Die Kinder aus solch einer aufgelösten Ehe gehörten dem Manne an. Hatte eine Frau mit einem Weißen Umgang gehabt, so wurde sie entlassen, und der Weiße mußte seine Tat oft mit zehn Kühen büßen. Ähnlich wurde ein Weißer bestraft, wenn er ein angesehenes Hereromädchen verführt hatte. Kinder aus solchen Verhältnissen gehörten der Frau; sie wurden als verachtete Brut, ovikondi,

Abfälle, angesehen. Es sind mir, trotz der vielen Weißen, die damals im Lande waren, nur wenige Fälle dieser Art bekannt geworden; bei dreien kamen Engländer in Betracht. Die drei Kinder dienten, von den Herero verachtet, als Viehwächter. Einige Deutsche vervollständigten die Zahl. Einige Engländer heirateten Hereromädchen, reicher Leute Kinder, ließen sich mit ihnen trauen, lebten mit ihnen wie Eheleute und ließen ihre Kinder christlich erziehen. Diese Ehen standen auch bei den Herero in Ehren, und die Kinder zählten sie zu den Ihrigen. — Notzucht war unerhört. Gatten Kinder angesehener Leute sich vergangen, so wurde dies mit zehn Stück Vieh gebüßt. Unfruchtbare Frauen wurden selten entlassen, der Mann hatte aber das Recht, eine zweite Frau dazu zu nehmen. Unnatürliche Verbrechen, wie Abtreibung der Frucht, kamen eher vor; Blutschande jedoch nicht. Wo man bei ganz verkommenen Leuten von solcher hörte, erregte sie Abscheu und Verachtung.

Die alten Herero kannten trotz ihres zerrütteten Ehelebens doch noch Schranken der Sitte und der Ehre. Leider sanken diese seit 1885 mit dem Hereinkommen der Deutschen fast ganz dahin. Vergewaltigungen aller Art kamen seitens mancher Soldaten und Weißen vor. Ehen mit Hereromädchen durften jene nicht eingehen, dafür ging die Hurerei im Schwange, ohne irgendwelche Bestrafung zu erfahren. Eine Menge Kinder aus solchen „Verhältnissen“ — ein Wort, das ja so oft Unzucht und Sünde zudecken muß — liefen zur Schande des deutschen Namens im Lande herum. Auf Windhuk gab es deren nur 71, und im ganzen Lande wohl die doppelte Zahl. „Nur wenige hielten sich für zu gut, sich mit den ‚Hyänen‘, den eingebornen Weibern, abzugeben.“ Die Herero waren alledem gegenüber machtlos. Gestraft konnte in der alten Weise nicht mehr werden. Die Männer aus der Missionsgemeinde zogen mit ihren Frauen und Töchtern ins Feld, um diese, wie sie sagten, gegen solche Verbrechen zu schützen. — Doch ich habe nicht die Absicht, das Gefühl sträubt sich dagegen, diesen ganzen Sumpf zügelloser Fleischeslust bloßzulegen. Aber welche Schuld hat auch hiermit das deutsche Volk gegen das „unter seinen Schutz“ genommene Volk der Herero auf sich geladen!

9. Mord.

Kein Weißer war von den Herero bis zum Jahre 1903 ermordet worden. Den Fall mit dem Engländer Christ und seinem Begleiter Mac Nab in der Kriegszeit 1880 kann man nicht als beabsichtigten Mord bezeichnen. Es verrät eine große Unkenntnis oder auch Haß gewisser Bücherschreiber, wenn sie schon vor dem Aufstand schrieben, die Herero hätten Weiße ermordet. Daß die Herero in den Kriegen ihre Feinde, Nama und Bergdamra, mordeten, bleibt stehen. Die Nama hatten es aber noch viel ärger getrieben. Sie statt dessen den Herero gegenüber in Schutz zu nehmen, ist die Rehrseite solcher unbilligen Darstellung. Wir Missionare haben es nie abgeleugnet, daß die

Herero nicht allein ihre Kriegsgefangenen auf barbarische Weise hingeschlachtet, die Leichen verflümmelt und selbst die Toten aus den Gräbern ausgegraben haben, sich an ihnen zu rächen, daß sie gefallenen Feinden das Herz aus dem Leibe gerissen und ihr Blut leckten (s. Blutrache), um sich Mut zu machen, und Kinder an einem Felsen zerschmetterten. Ich habe es jedoch auch gesehen, daß die Nama sich gleiche Greuel, ja noch schlimmere zu schulden kommen ließen. Viele Herero liefen noch 1880 mit abgehackten Füßen und Händen herum und zeugten von ihrer Weise. Aber werden uns nicht ähnliche Taten der Grausamkeit auch von unsern Vorfahren zur Zeit des Arminius aus ihren Befreiungskriegen gegen die Römer berichtet? Und wie hoch standen doch sonst die alten Germanen über den Herero! Bei all solchen Greueln im Kriege muß man sich aber doch wundern, daß sonst der Mord bei den Herero eine Seltenheit war. Lustmorde, wie sie hier in Deutschland leider zu oft vorkommen, kennt man vollends unter den Herero nicht. Als im Jahr 1852 eine Frau eine andere aus Eifersucht tötete, nannten die Herero dies Jahr das Jahr der Eifersucht (ojoukoze). Ein Zauberer, der einen andern angeblich mit Gift getötet hatte, wurde nach seinem Tode aus dem Grabe geholt und verbrannt, um ihn für immer unschädlich zu machen. Zur Erinnerung an dieses Feuergericht nennen sie das Jahr 1871 ojtjuiju, das Jahr der heißen Asche. — Giftmörder ließ Maharero in zwei Fällen erschießen.

Kindesmord kam höchst selten vor. Eine Frau, die ihr Kind getötet hatte, wurde ins Feld gejagt und dort abgetan. Blutrache kam in der Weise vor, daß der Rächer, wenn er seinem Feinde nicht gewachsen war, sich selbst das Leben nahm, und so seinen Feind für seinen Tod, sein Blut, verantwortlich machte. Die Verwandten eines solchen Selbstmörders rächten dann sein Blut an dem Feinde. „Es ist unser Blut, und Blut fordern wir für Blut.“ Zwei Engländer, die im Kriege zwei Herero wegen Ungehorsam erschossen hatten, mußten schwere Summen an Gewehren und Munition als Blutgeld dafür bezahlen. Gräberschändung durch Hinwegnahme alten Holzes von der Umzäunung galt als ein Verbrechen an den Toten und wurde schwer gebüßt.

Da jeder Häuptling auch zugleich der Stammespriester ist, so galt eine Beleidigung desselben als ein schweres Verbrechen. Ungehorsam und Widersetzlichkeit gegen ihn wurde mit Verbannung und Tod bestraft. Ein schweres Verbrechen war auch Verwünschung und Verfluchung, die nach Hereroglauben den Tod des Verfluchten zur Folge haben. Starb ein von einem andern Verfluchter, so wurde sein Tod als Mord schwer bestraft. — Es kam in den letzten Jahren vor, daß Weiße einen unschuldigen Herero im Zorn erschossen; da aber die Mörder nicht nach den Gesetzen des Volkes, sondern unter Zubilligung mildernder Umstände bestraft wurden, verloren die Herero nicht nur das Vertrauen zu einer gerechten Gerichtsbarkeit der Weißen, sondern es setzten sich auch Rachegeanken gegen sie in ihrem Herzen fest.

Denn alle solche Verbrechen verjähren für sie nicht; sie werden nicht vergessen und oft lange nachher an den Verbrechern oder deren Nachkommen und Verwandten schwer gerächt. Die Herero schätzen das Leben eines ihrer Leute, und sei es auch nur das eines Knechtes, einer Frau oder eines Kindes, wie vielmehr das eines Großmannes, sehr hoch. Ein Mord an ihnen fand noch immer, und wenn auch erst nach Jahren, seine Vergeltung, wie z. B. das Morden der Nama 1850 auf Okahandja durch das Blutbad, welches Maharero am 23. August 1880, dreißig Jahre später, unter diesen auf demselben Platze anrichten ließ.

10. Erbrecht und Erbteilung.

Das Erbrecht der Herero ist für einen Nicht-Herero sehr schwer zu verstehen. Noch schwerer ist es auszufinden, nach welchen Grundsätzen und Gebräuchen das Erbe geteilt wird. Der Natur der Sache nach ist dabei nicht an ein Erbrecht zu denken, welches in bestimmten Gesetzesparagrafen besteht. Und doch ist es ein fest ausgeprägtes Recht, welchem auch der Sterbende seinen letzten Willen anpaßt. Der Kulturmenschen denkt leicht, daß ohne schriftlich niedergelegte Gesetze und Verordnungen auf allen Lebensgebieten völlige Anarchie an der Tagesordnung sei. Wie irrig ist jedoch diese Auffassung! Auch ohne schriftliche Ausprägung herrscht bei den kulturlosen Völkern im Familienleben, in der Ehe, betreffs des Eigentums und der Erbschaftsverhältnisse, im Gemeinde- und Volksleben neben mancher Willkür doch eine gewisse Ordnung und nicht selten ein recht verwickeltes, bis ins einzelne ausgestaltetes Rechtsverfahren. Die von den Vätern ererbten Sitten, Gebräuche und Satzungen anzuerkennen, gilt als eine Pflicht, unter die sich jeder beugt. Es ist dies ein Rechtsgefühl und Rechtsbewußtsein, dem wir bei den Herero besonders beim Erbrecht begegnen.

Aus diesem allgemeinen Rechtsgefühl heraus hält es der Herero auch für überflüssig, ein Testament zu machen. Wohl kommt es vor, daß dieser und jener vor seinem Sterben eine letztwillige Verfügung über einen Teil seines Nachlasses trifft; diese wird auch, insofern sie das Rechtsgefühl der Erbberechtigten nicht verletzt, beachtet. Im Grunde genommen steht jedoch dem Sterbenden keine testamentarische Verfügung über sein Eigentum zu, dieses wird vielmehr immer nur als ein Teil des Gesamtbesizes des Stammes angesehen.

Es ist hier nicht möglich, auf das Erbrecht bis in all seine Einzelheiten einzugehen. Im allgemeinen gilt folgendes Recht. Da dem Stammeshäuptling die Rechtspflege sowie die Verwaltung des Stammeseigentums zusteht, so ist er auch bei allen größeren Erbschaften in seinem Stamm der anerkannte Erbteiler.

In die Erbtheilung selbst gewinnen wir vielleicht am leichtesten einen Einblick, wenn wir uns zuerst klarlegen, welches die Erbmasse ist, auf welche sie sich bezieht.

1. Erbmasse.

Zu der Erbmasse gehören: a) in erster Linie die Herden des Verstorbenen, welche zu seiner und seiner Frauen eanda gehören; b) solches Vieh, welches neben dem Stammesvieh mehr persönliches Eigentum — otjirumatetu, von rume männlich und ta sterben — des Verstorbenen war. Dieses besteht aus dem Anwuchs der Färse, die jeder Herero als Kind bei seiner Namengebung erhält, ferner aus dem Vieh, das er vom Vater für besondere Tapferkeit als Geschenk erhalten. Dieses Vieh ist durch besondere Einschnitte in die Ohren vor dem andern kenntlich gemacht. Solches persönliche Eigentum wächst oft zu einer ansehnlichen Herde heran. Wie der Tote, hat auch jeder seiner Söhne und Töchter solches persönliche Eigentum. c) Gehören zu der Erbmasse die Witwen und minderjährigen Kinder; d) die Wagen, Wagenochsen, Pferde und Gewehre, sofern solche von dem Gandavieh gekauft sind; e) endlich die ovituurua, das Altenanteil, aus fragwürdigem Eigentum bestehend, wie alten Gewehren, alten Wagen, altem abgelebtem, blindem, einäugigem Vieh, besonders aber auch solches Vieh noch einschließend, welches ursprünglich einer anderen Ganda als der des Verstorbenen und seiner Frauen angehörte und geschenkweise auf den Toten übergegangen war.

Neben diese Erbmasse — eta genannt, von ta sterben — tritt die zu der Druzo gehörende ehaha, das heilige Feuer, und die heiligen zur Druzo gehörenden Ochsen und Kühe — diese sind unverkaufbar —, ferner die Ahnenstäbe, der Opferkorb, der otjiha, das eigentliche Stammesheiligtum, sowie die verschiedenen Milchgefäße, Gimer, Kalabassen, Amulette, die Ahnenschnur, überhaupt alles, was dem Toten heilig war.

2. Erbtheilung.

Das Gandavieh nun des verstorbenen Mannes oder Frau fällt an die Erbberechtigten der verschiedenen Omaanda. Wie die Kinder nach dem Gandagesetz immer nur in der Ganda ihrer Mütter bleiben und nicht in die des Vaters übertreten, so kommen auch nur die Verwandten von mütterlicher Seite hierbei in Betracht. Das erste Erbrecht hat die älteste rechte Schwester des Erblassers. Ist eine solche nicht vorhanden oder gestorben, ist der ältere rechte Bruder des Verstorbenen der Haupterbe. Ist auch dieser gestorben, wird es der jüngere rechte Bruder. Hat der Verstorbene aber überhaupt keine rechten Geschwister, so wird ein etwa noch vorhandener Bruder seiner Mutter der Erbe. Doch sind diese alle gleichsam nur vormundschafliche Erben bis zu ihrem Tode; mit diesem fällt das Erbe nach denselben Ganda-

Gesetzen an die Kinder des Verstorbenen selbst. Bis dahin freilich sind sie selbst mit ihren Müttern ein Stück Erbmasse, das von dem Haupterben mit übernommen wird.

Das persönliche Eigentum des Toten teilen sich die Kinder untereinander. Die ovituurua, den Altenteil, erben die fernestehenden Verwandten.

Da aber ein reicher Herero oft 2—4 Frauen aus den verschiedensten Omaanda hat und die verschiedenen Kinder nur von der Ganda ihrer Mutter erben, so liegt auf der Hand, wie verwickelt das die Erbteilung oft macht und daß es dabei nicht ohne Streitigkeiten abgehen kann. Das bewog viele Herero auch aus andern Stämmen seinerzeit, Maharero zum Erbschlichter zu machen, ein Umstand, welcher dessen Machtstellung als Oberhäuptling nur noch mehr befestigte. Reiche Häuptlinge jedoch, wie Rambazembi, Mureti und Zeraua räumten Maharero dieses Recht nicht ein.

Die Vererbung des zu der Druzo des Verstorbenen gehörigen Viehes und der Heiligtümer geht andere Wege. Hier schlichtet sich die Sache leichter. Das Druzo-Erbe geht auf den ältesten Sohn der ältesten rechten Schwester des Häuptlings über. Ist ein solcher nicht vorhanden, wohl aber ein Bruder des Häuptlings, der zu dessen Druzo gehört, so wird dieser Druzo-Erbe und zugleich Häuptling. Ist auch ein solcher nicht da, so tritt der älteste Sohn ein. — Bei der Druzo-Erbteilung müssen der Schwesterjohn, der Bruder oder der eigene Sohn, sofern sie Christen sind, verzichten. Sie können als Christen weder den religiösen Opferdienst verrichten noch an ihm teilnehmen. Auf das Ganda-Erbe haben sie jedoch dieselben Ansprüche wie ihre heidnischen Geschwister und Verwandte. In vielen Fällen sind sie freilich auch hier die Benachteiligten. Durch Gottes Wort gebunden, können sie ihre rechtmäßigen Ansprüche nicht mit der oft nötigen Rücksichtslosigkeit geltend machen, wie den Heiden das möglich ist. — Nach dem Tode eines reichen Herero tritt der Haupterbe sofort in die Rechte seines Vorgängers. Dieser Antritt der Erbschaft soll früher mit einer religiösen Zeremonie verbunden gewesen sein, daß nämlich der Haupterbe die linke Hand zu einer Faust ballte, indem er den Daumen in die Faust einlegte. Er mußte die Faust so geschlossen halten, bis der Nachlaß, das ehabe, geteilt war. Es sollte aber damit angedeutet werden, daß, so fest wie die Finger zusammengeschlossen sind, ebenso fest auch das Erbe zusammenbleiben solle. Ich selbst habe diese Zeremonie nie bei Erbteilungen beobachtet und andere Weise wohl auch nicht. Das Ganda-Erbe jedoch, das eka, wird oft erst monatelang nach dem Tode des Erblassers geteilt.

Sind die Begräbnisfeierlichkeiten vorüber, so setzen sich die aller-nächsten Verwandten des Toten an die Seite des Trauerhauses, des omutambo, auf die Erde. Jede Frau, Sohn und Tochter des Toten erhält

einen Milchkalabas desselben in den Schoß. Der Nachfolger in der Häuptlingschaft, oder war der Tote ein gewöhnlicher Werkbesitzer, die Söhne desselben, erhalten die Kalabasse, aus denen der Tote selbst getrunken hat. Die zur Druzo gehörenden Rüge werden nun zwischen dem Altar mit dem heiligen Feuer und dem Klagehaus vorbeigetrieben, Stück für Stück, damit ein jeder Druzo-Angehörige sieht und weiß, welcher Rüge Milch ihm in Zukunft zu trinken erlaubt ist. Diese Zeremonie soll verhindern, daß die Rüge und deren Milch nicht durch Unberechtigte entweicht werden. Die Erbteilung bei den Druzo-Gegenständen wird mit *ria*, d. h. essen, bezeichnet.

Veranschaulichen wir das Ausgeführte an dem Beispiele Mahareros.

Die nächsten Erbberechtigten Mahareros waren 1890 schon gestorben, der Sohn seiner ältesten Schwester wie auch seine rechten Brüder, desgleichen sein eigener ältester Sohn Wilhelm. So wurden Tjetjoo, ein Schwesterjohn Mahareros, und Riarua, der eine seiner Schwestern zur Frau hatte, die Erben des Ganda-Viehs, um dieses hernach auf die Kinder weiterzuerben. Der eigentliche Druzo-Erbe wäre sein Schwesterjohn Nikodemus gewesen, der 1896 wegen eines Aufstandes erschossen wurde. Doch als Christ konnte er den Druzodienst nicht übernehmen. So ging dieser auf Kavezeri, einen Halbbruder Mahareros, über, der mit ihm aus einer Druzo war, und dieser wurde der Priester des Stammes. Das Druzo-Erbe sollte merkwürdigerweise nach Mahareros Willen eigentlich ganz dahinsinken. Er hatte kurz vor seinem Tode den Befehl gegeben, die Druzo-Gegenstände mitsamt seinen Kleidern, Hut, Schuhen und Sandalen mit ihm zu begraben, weil er fürchtete, sie würden entweicht werden. Doch nur die Kleider begrub man mit ihm, jene jedoch nicht, weil das einer Vernichtung des Stammverbandes gleichgekommen wäre. Als freilich Kavezeri sich 1903 taufen ließ, erlosch mit ihm der Druzodienst des Maharerostammes. Nikodemus war so auch der berechtigte Erbe der Häuptlingschaft und, wollte man ihn als Christen übergehen, sein Vetter Tjetjoo, der auch in einer Druzo mit Maharero war. Samuels Nachfolge war nach Anschauung der Herero durch zweierlei ausgeschlossen: er war ebenfalls Christ und zum andern nicht aus Mahareros Druzo.

Als sich 1900 auf Djosazu mein alter Häuptling Kufuri taufen ließ, dessen Söhne auch schon alle bis auf einen getauft waren, übergab er mir die sämtlichen heiligen Druzo-Geräte. Damit endete auch bei seinem Stamm der Druzodienst.

Nachtrag zu Kap. VIII, Nr. 11, S. 131.

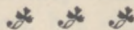
Über die Zauberer sei noch ein Wort zugefügt. Sie spielten ehemals eine große Rolle bei dem Volk, bis ihr Ansehen immer mehr sank. Es gab ihrer vier Arten.

An erster Stelle stand der Medizinmann (omupange), von panga, durch Zauberei heilen, der nach dem Glauben der Herero nicht nur heilen, sondern auch töten konnte. Er heilte die Kranken durch Entzauberung (huhura); dabei wurde ein Tier geschlachtet und geopfert (siehe Opfer). Dem Omupange lag weiter die Pflicht ob, Regen zu machen; er konnte aber auch den Regen verscheuchen, und zwar mittelst des Omukaravizebusches. Er weihte auch die Kalabasse ein (okukaripira).

Die zweite Art waren die ozonganga (Zauberer). Die Worte onganga (Sing.) und onganga (Perlhuhn), haben jedoch nichts miteinander gemeinsam. Die ozonganga waren bis in die Neuzeit die gefährlichsten Menschen. Ihre Kunst bestand in der Giftmischerei. Ihr gefürchtetstes Gift, das ounganga, war aus Medizinkräutern bereitet. Die Herero schwuren bei diesem Gift: „Indee oanga!“ Nein, bei dem Gift, d. h. des Zauberers. Ein onganga wurde von seinem Vorgänger geweiht; doch es würde zu weit führen, diesen Weiheakt zu beschreiben.

Zum dritten kamen die ozondjai. Diese waren früher die mächtigsten Zauberer, und ihr Amt war oft mit dem des Häuptlings verbunden. Zuletzt galten sie nichts mehr.

Endlich die ovaúke, die Wahrsager. Auch diese spielten früher eine ziemlich große Rolle. Sie hatten das Los zu werfen. Unter dem rechten Knie trugen sie, an ein Riemen gebunden, 4—6 eiserne Perlen. Mittelst dieser Perlen suchten sie einen schuldigen Missetäter herauszufinden. Die Perlen (otuvio, verschieden von otúvio, Messer) wurden dabei in der flachen linken Hand hin und her gewürfelt und hießen dann ozombete (Treffer). Je nachdem sie nach diesem oder jenem Finger, die ihre bestimmte Namen und Bedeutung hatten, liefen, „trafen“, gaben sie den Schuldigen an.



Zehntes Kapitel.

Die Bergdamra.

Bevor ich zu den freundlichen und feindlichen Berührungen der Herero mit ihren Nachbarvölkern und den Weißen, zu Handel und Kriegen, übergehe, ist es nötig, erst noch ein kurzes Wort über zwei Völkerschaften zu sagen, die unter ihnen bezw. an ihren Grenzen wohnen, die Bergdamra und die Buschmänner.

Die Bergdamra sind ein besonderer Volksstamm und von den Herero, Nama und Buschmännern ganz verschieden. Sie sind in keiner Weise mit den umwohnenden Bantuvölkern verwandt und reine Neger. Was ihre Herkunft, ihre Vergangenheit und ihre ehemalige Sprache anbelangt, sind sie ein dunkles Rätsel. Ob sie mit den sogenannten Ovatus im Norden von alters her verwandt sind, wer weiß es? Die Herero nennen sie ovazorotua, d. h. Schwarze, nicht zu den Herero Gehörige; daher die kürzere Bezeichnung ovatus, die aber nicht: Sklaven, sondern: Nicht zu den Herero Gehörige, Fremde bedeutet. Im Unterschied von den Viehdamra, d. i. den Herero, nannten die Nama sie Bergdamra, weil sie kein Großvieh, sondern nur Kleinvieh züchteten und in den Bergen lebten. Sie selbst nennen sich haukhoin, d. h. Menschen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Bergdamra schon den größten Teil des Landes bewohnten, noch ehe die Herero und Nama in dieses kamen. Ihre früheren Wohnsitze erstreckten sich nach allen Anzeichen bis an den Orangefluß. Von dort wurden sie von den aus dem Süden der Kapkolonie weichenden Nama nach dem Norden gedrängt. Im Hererolande haben sie, ehe die Herero vor etwa 150 Jahren mit ihnen in Berührung kamen, in starken Werften gewohnt. Die eigentliche Unterjochung der Bergdamra ging von den Nama aus. Als im Jahre 1791 die ersten Weißen sich den Grenzen des Hererolandes näherten, fanden sie die Bergdamra in den Ausbergen nördlich von Rehoboth. Sie hatten nur wenig Kleinvieh und lebten von Wild, Beeren, Heuschrecken und Baumharz. Hernach sind sie auch von den Herero unterjocht worden. Als die ersten Missionare 1842 ins Land kamen, fanden sie die Bergdamra schon als Knechte der Nama und Herero zerstreut im Lande wohnen. Ihre damaligen wie heutigen Hauptwohnsitze waren die Berge zwischen Rehoboth und Otjimbingue und die Berggelände bis hinauf nach dem Erongo und Omatjo-Gebirge, ja bis Waterberg und Otjivandatjongue. In den östlichen Gebieten sind die damaligen weißen Jäger ihnen nicht begegnet.

Die Anzahl der Bergdamra mag in den Jahren 1840 etwa 20 000 betragen haben. Ihre Vermehrung war den Herero gegenüber eine sehr geringe.

Sie bilden auch heute noch keine eigentliche Nation für sich. Von einer politischen Verfassung und einem Zusammenhang ist wenig bei ihnen zu sehen. Sie sind weder in Stämme eingeteilt noch haben sie Häuptlinge wie die Herero. Durch den Einfluß der Mission sind sie schon 1870 auf Okombahe und Otjimbingue unter kleinen Häuptlingen gesammelt und mehr freiere Leute geworden. So trifft die Behauptung nicht zu, erst die deutsche Regierung habe ihnen zur Freiheit geholfen. Schon lange vorher, ehe diese 1895 ihre Freiheit anerkannte und Okombahe und seine Bewohner unter deutschen Schutz stellte, hatten die Herero auf die Einwirkung des Missionars Hugo Hahn hin den Bergdamra Okombahe als Wohnsitz und die Mission ihnen Daniel Cloete als Lehrer und Baumann als Missionar gegeben. So bleibt diesen das Verdienst, daß die Bergdamra nach und nach von den Herero als freie Leute anerkannt wurden. Es waren jedoch bei der Zerrissenheit der Bergdamra immerhin nur 5—6000, welche die Mission sammeln und in kleine Familien- und Häuptlingsverbände vereinigen konnte. Die Missionare blieben auch ihre Anwälte den Herero wie den Weißen gegenüber.

Im großen und ganzen findet man nur einen geringen Familien- und Verwandtschaftszusammenhang unter den Bergdamra. Der Hausvater ist das natürliche Oberhaupt, im übrigen muß jeder selbst für sein Fortkommen sorgen. Jeder hat volle Freiheit zu wohnen, zu tun und zu lassen, was er will. Aus diesem geringen Volkszusammenhang heraus ist es erklärlich, weshalb das Volk nie selbständig handelnd auftritt, und wo es ausnahmsweise, wie auf Okombahe, geschehen ist, ist dies unter dem Einfluß ihrer Missionare geschehen. Die Bergdamra sind im langen Lauf der Jahre die Knechte aller geworden, ein zertretenes, unterdrücktes Geschlecht, ausgeraubt und hingemordet durch die Nama, die Herero und zum Teil auch von Weißen. Aus ihrer tiefen Stumpfheit hatten sie sich nie aufzuraffen vermocht, um sich ihrer Feinde zu erwehren. In seinen Felsengebirgen wohnend, hat sich das Volk nur den einen Ruf, den des Raubens und Stehlens, erworben. Als gute Spione und Helfershelfer der Nama zogen sie der Beute wegen mit diesen und wurden von den Herero deshalb aufs tiefste gehaßt und hingemordet.

In ihrem Körperwuchs sind die Bergdamra durchschnittlich kleiner und schwächer als die Herero, hinsichtlich der Farbe dunkler. Wasser braucht der Bergdamra noch weniger als der Herero, und da er sich nicht mit Fett und rotem Oker einreibt, so hat er von Staub und Asche ein aschgraues Aussehen. Hat er sich ausnahmsweise einmal gewaschen, so tritt seine pechschwarze Farbe hervor. Auch der Nicht-Anthropologe findet leicht den Unterschied zwischen einem Bergdamra und Herero heraus. Die Gestalt, besonders die der Frauen und Kinder, der dicke Bauch, der dicke, runde, niedrige Schädel, die niedrige Stirn, die platte Nase, die dicken, wulstigen, auf-

geworfenen Lippen, die breiten Mundwinkel, die hervorragenden Mandeldrüsen, das kurze, wollige Haar lassen sie als echte Neger erkennen. Geradezu ekelhaft sehen viele Bergdamra wegen der dicken Schmutzkruste aus, die den Körper bedeckt, vollends, wenn ein fleckenartiges Abschuppen der Haut und die ärnliche Fellkleidung ohne Kopfbedeckung und Schmuck hinzukommt.

Obwohl die Bergdamra in Farbe, Gestalt, Wohnungs- und Lebensweise von den Nama so weit verschieden sind, als nur zwei Rassen es sein können, so finden wir doch die auffallende Tatsache, daß den beiden Völkern eine Sprache gemeinsam ist. Es ist dies ein sicheres Zeichen, daß die Bergdamra zuerst von den Nama unterjocht worden sind. Schon 1840 sehen wir sie als Knechte des Jonker Afrikaner in Windhuk. Kaperinna und Katjipatera, zwei der berühmtesten Bergdamra-Großen, die auch unter den Herero hernach noch als Großleute der Bergdamra galten, waren damals Hirten des großen Jonker Afrikaner.

Die Bergdamra haben die Sprache ihrer Unterdrücker angenommen. Eine andere Lösung des Rätsels gibt es nicht, es sei denn, daß jene Vermutung recht hätte, die Nama seien Abkömmlinge von alten Phöniziern und Bergdamra, und diese hätten ihnen die Sprache und jene die Farbe vererbt. Doch wer kann das beweisen? Es ist nicht meine Absicht, hier auf die Nama-Sprache näher einzugehen; nur das sei bemerkt, daß die Bergdamra weder die feinen Unterschiede in der Tonhöhe der Worte noch auch die Schnalzlaut der Namaspache kennen und sich doch mit diesen im gewöhnlichen Leben so gut verständigen, als seien sie Glieder eines Volkes.

Die Lebensweise der Bergdamra ist die allerärmlichste, und ihre Wohnungen sind die allerelendesten, die nur gedacht werden können. Die Bergdamra sind weder Jäger noch Hirten im eigentlichen Sinn des Wortes. Jagdzüge, wie die Nama und Herero sie machen, kennen sie nicht; nur da, wo sich Wild in der Nähe ihrer Wohnungen findet, fangen und töten sie es in Fallgruben, die sie mit einem Verhau von Dornbüschen umgeben. Ihr eigentlicher Lebensunterhalt ist Feldkost, d. h. alles nur irgendwie Eßbare, Feldzwiebeln, Grassurzeln, Baumharz, Eidechsen, Mäuse, Raupen, Heuschrecken, Bienenhonig usw. Wirklich gute Tage haben sie, wenn die Heuschrecken das Land heimsuchen. Sie schlagen diese in Mengen tot, rösten sie am Feuer, stampfen sie zu Mehl, essen und verwahren auch davon. Feldzwiebeln (oindjes) graben sie lastenweise, wenn sie gut gewachsen sind, und verkaufen sie gegen Ziegen- und Schaffelle an Herero. Brei und Suppe von diesen Zwiebeln lieben sie ganz besonders. In schlechten Zeiten sammeln sie die Samen der bitteren Wassermelonen oder suchen den Grassamen, den die fleißigen Ameisen sich gesammelt haben, und kochen ihn mit Heuschrecken und Mehl von Melonenkernen zu einer Suppe. Schon um 1870 legten sie Tabakgärten an und verkauften den Tabak gegen Fleisch an die Herero. So

sah ich in den siebziger Jahren auf Okatjapja zur Zeit der Tabaksernte eine Menge Herero mit Fleisch und Ziegen herankommen und Tabak dagegen bei den Bergdamra einhandeln. Die Bergdamra sind auch leidenschaftliche Raucher und ziehen den Dacha, den wilden Hanf, dem Tabak oft genug vor.

Die Bergdamra wohnen vereinzelt in den elendesten Grashütten. Einige gabelförmige Holzpfähle werden in die Erde festgesteckt, Reiser und Buschwerk werden ohne jede Ordnung kreuz und quer darangelehnt, die Zwischenräume mit Gras und Reisig ausgefüllt, und die Hütte ist fertig. Sie hat nicht mehr als Manneshöhe und ist eben groß genug für eine Feuerstelle in der Mitte. Durch das undichte Dach und das niedrige, enge Türloch entweicht der Rauch und strömen der Wind und Regen herein. Je nachdem die Sippe groß ist, findet man 5—10 solcher elenden Hütten in den Bergschluchten zusammenstehen. Sehr auffallend war es mir immer, sehr wenig Kinder in ihren Behausungen zu finden und diese oft zum Erbarmen abgemagert. Das ganze Inventar einer solchen Hütte besteht meist nur aus einem Haufen Gras und alter Felle, auf denen sie schlafen, aus einigen Tontöpfen, hölzernen Näpfen, Kürbischalen, einigen spitzen Stöcken zum Feldzwiebelgraben, einigen platten Steinen, auf denen sie die Beeren und Melonenkerne zu Mehl reiben und, wenn es hoch kommt, einem drei Fuß hohen, einen Fuß dicken ausgehöhlten Baumstamm mit einem 5 Fuß langen Stampfer zum Zerstampfen der Feldzwiebeln und Heuschrecken. Ein spitzer, langer Stock, einige roh gearbeitete Wurfspeulen, einige Bogen und Köcher mit Holzpfeilen für die Perlhühner- und Mäusejagd sind ihre Waffen. In den Jahren 1870—1890 suchten die Klügeren unter ihnen auch an Gewehre und Munition zu kommen. Sie vermieteten sich so lange als Arbeiter an Weiße, bis sie sich das Gewünschte verdient hatten. — Eine Nationalkleidung haben sie nicht, Männer wie Frauen gehen ohne jegliche Kopfbedeckung. Die Kleidung besteht meist nur aus einem Bauchriemen, an den sie vorne und hinten ein Stückchen Fell als Schurz binden. Die Schurzfelle der Frauen sind mit allerlei Riemen, Knöcheln, Knöpfen, Perlen u. dgl. verziert. Bessergestellte tragen auch einen Fellmantel, aus Ziegen- und Schaffellen roh zusammengenäht, und legen ihn selbst in der größten Hitze nicht ab.

Die mehr zivilisierten Bergdamra haben sich unter der Leitung der Missionare auf Okombahe, Tjumb und Tjumamas an Gartenbau und etwas Viehzucht gemacht und leisten in jenem oft mehr als die reichen Herero; andere sind fleißige Tabakbauer geworden; wieder andere betreiben das Schmiedehandwerk und verfertigen für die Herero Beile und Perlen oder bessern deren Gewehre aus. Es ist oft von Weißen, die eben ins Land gekommen waren und nur solche Bergdamra gesehen hatten, die sich auf Missionsstationen und bei ansässigen Weißen an Arbeit gewöhnt hatten, behauptet worden, die Bergdamra seien im Gegensatz zu den Herero fleißige und zu-

verlässige Leute. Es unterliegt keinem Zweifel, daß da, wo sie menschlich behandelt und mit Geduld angeleitet wurden, auch tüchtige Arbeiter aus



OBELL FUS SU

Bergdamragruppe.

ihnen geworden sind. Man darf jedoch nicht vergessen, daß sie früher als Knechte der Nama und Herero an harte Arbeit gewöhnt worden sind und Gehorsam gelernt haben und sich darum, nachdem sie in etwa ihre Freiheit

wieder erlangt haben, nun bei den Weißen gegen Lohn und gute Kost dankbar und anständig erweisen. Daß viele von ihnen anstelliger und gelehriger sind als manche Herero, haben auch wir Missionare oft genug erfahren. Was aber Lügen und Stehlen anbelangt, so übertreffen sie darin die Herero. Der Herero stiehlt ein Stück Vieh, um seine Herde zu vermehren, der Bergdamra, um seinen Bauch zu füllen. Während das Stehlen bei dem Herero kein Vergehen ist, so ist es bei dem Bergdamra kein Verbrechen. Er nimmt, wo er findet, und ist im Stehlen berühmt. Seine in den Bergen an rauhes Leben gewöhnte Natur, seine harten, an Dornen und Steine gewöhnten Füße entziehen ihn seinen Verfolgern und ermöglichen es ihm, seine Beute in den Bergen ungestört schlachten zu können. Dem Kolonisten Redeker auf Otjimbingue schlachteten sie in einigen Jahren an 200 Esel. Gefallene Pferde waren im Nu in den Büschen der immer Hungrigen verschwunden. Als Hirten haben sich mir die Bergdamra immer als untreu bewährt, die Mädchen waren als Mägde zu faul und schmuzig.

Unsitte, Ehebruch, Vielweiberei, Weibergemeinschaft sind bei den Bergdamra an der Tagesordnung. Der Mann wie die Frau haben das Recht, einander zu verlassen, wenn sie wollen. Blutschande ist unter ihnen nicht selten. Wie es bei der Verlobung und Heirat zugeht, lassen wir uns von einem Bergdamra selbst erzählen. Wenn ein Bergdamra-Jüngling ein Mädchen gern hat, läßt er das ihre Eltern wissen. Darauf besucht er diese und bringt etwas Feldkost für sie mit; nehmen sie diese an, so weiß der Freier, daß die Eltern geneigt sind, ihm ihre Tochter zu geben. Jetzt kommen die Eltern des Freiers und bitten um die Tochter als Frau für ihren Sohn. Haben sie das Jawort erhalten, so schicken sie den Eltern des Mädchens einige Stück Kleinvieh. So kann jetzt der Trauakt folgen. Die junge Frau erhält von ihren Eltern ein Stück Kleinvieh als Hochzeitschmaus, welches sie ihrer zukünftigen Schwiegermutter gibt. Dies wird geschlachtet; das junge Ehepaar darf jedoch von dem Fleisch nicht essen, sondern nur die Eltern des Ehepaares. Die Mutter des jungen Mannes schneidet nun mit einem Messer einige Schnittwunden in die Oberschenkel des jungen Paares, nimmt von dem Blute des Mannes und streicht es über die Schnittwunden des Mädchens und umgekehrt, dann bestreicht sie mit dem ausgebratenen Fett obigen Tieres beider Köpfe, Arme und Beine, nimmt die Gallenblase des Tieres, legt sie auf den Kopf des jungen Mannes und bindet sie dann auf den Kopf des Mädchens fest. Diese kocht nun einen Feldzwiebelbrei; nachdem dieser fertig ist, nimmt die Mutter des jungen Mannes die Gallenblase vom Kopfe des Mädchens und bindet sie auf den Kopf ihrer Mutter fest, wo sie bleibt, bis sie vertrocknet ist. Hernach wird das junge Paar mit einem Gemisch von Kuhmist, der zerstoßenen Rinde eines bestimmten Baumes und Blättern von Zauberbüschen eingesalbt. Nachdem dies geschehen ist, nimmt

Die Mutter des jungen Mannes etwas von dem Zwiebelbrei in die Hand und läßt ihre Schwiegertochter davon essen. Ebenso macht es der Vater des jungen Mannes mit diesem. Nach all diesen Ceremonien, bei denen die Mutter des jungen Mannes die Stelle der Priesterin versteht, dürfen die jungen Eheleute ihren Brei zusammen essen, solange sie als Eheleute zusammen leben. Kinder und unverheiratete Leute beiderlei Geschlechts dürfen keinen Brei zusammen essen. Die Eltern der jungen Frau verlassen ihre Hütte, und das junge Paar zieht in diese ein.

Sehr vieles von den Sitten und Gebräuchen der Bergdamra, besonders ihr Zauberwesen und ihre Giftmischerei, entzieht sich unserer Kenntnis. Auch von ihren religiösen Vorstellungen ist nicht viel zu sagen. Ihr Nationalzeichen ist, daß sie jedem neugeborenen Knaben und Mädchen das vorderste Glied des kleinen Fingers an der linken Hand abschneiden. Das Feilen der Zähne und die Beschneidung, wie die Herero sie haben, haben sie nicht. Speisegesetze haben sie nur einige. So essen z. B. die Männer von keinem Hasen. Wer von einem solchen ißt, wird wie dieser, wenn er stirbt, nicht wieder lebendig. Wer nicht von einem Hasen ißt, wird wie der Mond, der, wenn er stirbt, d. h. untergeht, wieder neu wird, d. h. aufgeht, wieder lebendig. Frauen und Kinder jedoch dürfen vom Hasen essen, wenn sie die Haare desselben gleich in die Erde vergraben. Der Mond spielt bei den Bergdamra eine große Rolle. Bei Vollmond tanzen und singen sie, alt und jung, Männer und Frauen, unermüdlich ganze Nächte hindurch bis zum Tagesgrauen. Mit allerlei Gegenständen wie Sandalen, Stöcken und Scherben schlagen sie den Takt, mit Händeklatschen begleiten sie den Tanz in eigenartigem Hin- und Herspringen unter dem Gesang der Worte: Hei hei hee! Hei hei hoo! Hei hei huu! Hei hei!

Schöpfungssagen und Sagen über Gott müssen sie haben. Wir kennen sie nur nicht. Fragt man einen Bergdamra z. B.: „Wer ist Gott? Wer hat die Welt und die Menschen geschaffen? Wer hat Himmel und Erde gemacht? Was wird aus euch nach dem Tode?“ so antworten sie auf alle solche Fragen nichts. „Wir sind dumm wie das Vieh, wir wissen es nicht.“ Dabei scheint der Glaube an böse Geister bei ihnen vorhanden zu sein, und ihre Zauberer beschwören diese mit geheimnisvollem Gemurmel und geheimnisvollen Gebräuchen.

Ihre Toten begraben sie am liebsten im Schatten eines großen Baumes. Der Tote wird in seine Felle eingewickelt, die Sandale des linken Fußes behält er an, die des rechten Fußes erbt sein Bruder oder Verwandter. Die Tabakspfeife und der Tabaksbeutel wird dem Toten mit ins Grab gelegt. Auf das Grab werden seine Gß- und Trinkgeschirre, Bogen und Pfeile gelegt. Niemand darf diese Dinge dort wegnehmen. Jeder, der den Toten nach dem Grabe begleitet, nimmt einen Stein und wirft ihn aufs Grab, indem er den Namen des Toten dabei ausruft. Ein Ziegenbock wird geschlachtet, abgehäutet

und das Fleisch aufs Grab gelegt, wo es verfault oder von Nasgeiern und Wölfen gefressen wird. Das Fell wird auf einen Baum gehängt. Am



Bergamaverfi bei Oromboke.

Kopfe des Grabes wird in eine runde Vertiefung die Holzschißel des Toten mit etwas Ziegenmilch hingestellt. Das Grab wird darauf mit Dornbüschen bedeckt. Die übrigen ziehen nun ins Feld, kommen nach etwa einem

Jahr wieder zurück und schlachten oder opfern eine Ziege an einer Wasserstelle in der Nähe. Der sie schlachtet, nimmt Wasser in den Mund und besprengt den Boden rund um das Grab herum und ebenso alle Bewohner der Werft. Dann trinken alle Anverwandten des Toten von dem Wasser und verspeisen das geschlachtete Tier. Diese Zeremonien werden jedoch nur bei gestorbenen Großleuten befolgt. Gewöhnliche Leute werden wie ein Tier, ohne jegliche Feier und Totenklage, verscharrt.

Da, wo die Bergdamra, wie in Okombabe, Otjimbingue, Karibib, Tsumamas von der Mission gesammelt und in kleine Gemeinden zusammengeschlossen sind, entwickeln sie sich nach allen Seiten hin erfreulich. Bei der „Missionsarbeit“ komme ich darauf zurück.



Elftes Kapitel.

Die Buschmänner.

Von den Buschmännern hier so eingehend zu reden, wie es ihre interessante Vorgeschichte verdiente, würde den Rahmen dieses Buches weit überschreiten. Die Buschmänner sind in früheren Jahrhunderten eine starke Nation gewesen. Ihre Abstammung ist rätselhaft. Auch sie sind wie die Nama ein ganz fremdes Element inmitten der Bantuvölker. Im östlichen und nordöstlichen Teil des Hererolandes leben jetzt nur noch schwache Überreste von ihnen. In früheren Zeiten wohnten in Nord-Transvaal bis hinein in die Kalahari starke Stämme, die von den Buren zersprengt und vernichtet wurden; sie müssen aber auch bis nahe an die Westküste, bis an das Grongogebirge heran, im Hereroland gewohnt haben. Inschriften in den Felsenhöhlen dort zeugen davon.

Der eigentliche Name des Volkes ist San, von den Buren sind sie Buschmänner genannt worden. Die Nama unterscheiden sie in huri san, d. h. die großen, die an der Westküste, und gava san, d. h. die kleinen, — sie sind kaum 65 cm groß —, die am Ngami-See und in der Kalahari wohnen. Die Darwinisten haben seinerzeit in ihnen die Übergangsstufe vom Affen zum Menschen erkennen wollen. Darüber ist ja kein Wort weiter zu verlieren. Bei näherer Bekanntschaft mit ihnen findet man, daß sie Menschen wie alle andern auch sind. Sie machen freilich einen höchst traurigen Eindruck. Ihre körperliche Entwicklung muß bei ihren Lebensbedingungen nicht allein zurückgeblieben, sondern auch tief heruntergesunken sein. Die jetzige Statur der Buschmänner ist unter Mittelgröße. Ihre Haut gleicht in ihrer schmutzigen gelben Färbung einem rohgegerbten Fell, sie ist haarlos und kahl. Die

Herero nennen sie deshalb die ovikuruha, d. h. die Kahlen. Von Bartansatz ist nichts zu sehen. Der Kopf ist verhältnismäßig groß und steht auf dünnem Halse, die Stirn ist kaum zwei Zoll hoch, die Nase platt und breit, die Backenknochen stehen eckig spitz hervor, die Augen liegen tief und schiefwinkelig im Kopf, die Augenbrauen und Wimpern fehlen fast ganz, die



Ein Bushmann.

Schulterblätter ragen wie die eckigen Schultern hervor, der Brustkorb ist unnormal. Die Arme und Beine sind dünn, die Hände und Füße nicht größer als wie bei Kindern von 12 Jahren. Ein häßliches Ansehen geben ihnen die nach hinten ausgewachsenen Steißbeinenden und der dicke, nach unten hängende Bauch, besonders wenn er vollgepfropft ist.

Die Bushmänner leben von Wild, von tsamas, den wilden süßen Wassermelonen, von Heuschrecken, kurz von allem, was eßbar ist. Sie gehen fast ebenso nackt als die Bergdamra, zum Schutz gegen die Nachtkälte hüllen sie sich in ihre Karrosse, aus Fellen zusammengenähte Mäntel. Ihre elenden Grashütten sehen noch elender als die der Bergdamra aus. Da, wo sie in kleinen Werften unter einem Häuptling zusammenwohnen, haben sie auch etwas Kleinvieh, Ziegen und Schafe. Sie sind aber das eigentliche Proletariat des Nordostens. Früher waren sie von den Herero sehr gefürchtet und fügten ihnen mordend und raubend mit ihren vergifteten Pfeilen und ihrer Hinterlist großen Schaden zu. Diese fürchteten sie mehr als die Nama.

Als ich die ersten Bushmänner sah, ergriff mich tiefes Mitleid mit ihnen. Sie sahen mich mit einem Ausdruck tiefen geistlichen und leiblichen Elendes an. Aber trotz allem, was uns die Bushmänner als gar tiefstehende Menschen erscheinen läßt, stehen sie doch hoch über dem Tier, ja selbst hoch über manchen anderen Neger Afrikas. Die Schärfe ihrer Sinnesorgane, ihre Klugheit, die Geschicklichkeit, mit der sie ihre Fangnetze, vergifteten Pfeile

Speere, Steinmesser usw. verfertigen, zeugen von einer gewissen Intelligenz. Man hat oft ihre kunstfertige Hand in Zeichnungen von Menschen und Tieren an den Felsen und in Höhlengrotten bewundert und das mit Recht. Ich habe selbst staunend vor solchen gestanden. Ebenso wird das musikalische Talent des Buschmannes von allen Reisenden, die ihn beobachtet haben, anerkannt. Auf einem hohlen, mit zwei Seiten überspannten Kürbis spielt er alles, was er hört, nach. Diese musikalische Anlage tritt auch in ihrer Sprache zutage. Die phonetischen Eigentümlichkeiten, die Schnalzlaute, die verschiedenen Tonhöhen steigern sich in ihrem Dialekt noch mehr als in der Nama Sprache. Die Schnalzlaute hört man bei ihnen noch viel stärker, feiner und häufiger. Aus dieser Feinheit der Sprache wollen Forscher, wie Prof. Lepsius und Dr. Bleek, schließen, daß auch die San wie die Nama alt-ägyptischer oder phönizischer Abkunft seien. Die Sprache der Buschmänner ist so schwer, daß es wohl selten einem Europäer gelingt, sie fertig, rein und ohne Fehler sprechen zu lernen.

Was weiter die Buschmänner zu Menschen und nicht zu Tieren macht, ist ihr Besitz an religiösen Vorstellungen. Soviel ist nach den Berichten der Missionare sicher, daß sie an ein höchstes Wesen glauben, das sie gagan, gaan, kaga, kagaan nennen. Von diesem sagen sie: „Er schuf alle Dinge, und wir beten zu ihm um Speise und Wohlergehen.“ Ihre Zauberpriester scheinen sie aber vollends verwirrt gemacht zu haben. Ihre Göttersagen sind so entstellt, daß nur noch ganz verblaßte Züge eines reineren Gottesbildes bei ihnen zu entdecken sind. Nach einigen Sagen soll Kaga oder Kagaan ein unsichtbarer Mann im Himmel sein; nach anderen soll er eine Frau, namens Koti, haben; nach Dr. Bleek soll der Name kageen, d. h. Heuschrecke, bedeuten; diese spielt in den Sagen der San eine große Rolle und soll die Schöpferin des Mondes sein. Nach noch anderer Lesart soll der höchste Gott Kaang heißen, d. h. ein Gott sein, den man nicht mit den Augen sieht, wohl aber mit dem Herzen kennt. Er sei der Schöpfer aller Dinge; von ihm komme alles, Leben und Tod, Regen und Dürre, Segen und Unsegen. Dr. Livingstone, der auf seinen Reisen oft mit den San in Berührung kam, sagt von ihnen, in ihren abergläubischen Gebräuchen zeige sich mehr Gottesverehrung als bei den Betschuanen. Auch ein Unsterblichkeitsglaube findet sich bei ihnen. Sie haben das Sprichwort, der Tod sei nur ein Schlaf.

Vieles andere übergehe ich hier. Ich hatte nicht genügend Gelegenheit, ihre sonstigen Sitten und Gebräuche aus eigener Anschauung und Erfahrung kennen zu lernen. Die Buschleute bilden nur einen kleinen Bruchteil der Bevölkerung Deutsch-Südwestafrikas. Möchte es ihren zersprengten Resten nicht ergehen wie ihren Vorfahren in Transvaal, die von den ersten Burenansiedlern in einer Weise, die jeder Beschreibung spottet, vernichtet wurden.

Möchten Deutschlands Kolonisten in Hereroland die Buschleute menschlicher und christlicher behandeln und sie zu brauchbaren Menschen erziehen. Hier wäre noch viel zu tun, auch für die Mission.



Zwölftes Kapitel.

Handel.

Die Herero hatten in dem Zeitabschnitt von 1835—1846 außer ihrem Vieh keine Bedürfnisse. Sie lebten von dem Ertrag ihrer Herden, sie kleideten sich in Felle, hatten als Waffen Speer, Bogen und Keule; dazu hölzerne Spaten und Stöcke zum Graben ihrer Brunnen; kleine eiserne Beile zum Verfertigen ihrer Milcheimer, Tranktröge und Dornkraale kauften sie von den Ovambo, ebenso Arm- und Beinringe. Eiserne Pfeilspitzen sowie Steinmesser machten sie sich selbst. Gewehre kannten sie nicht. Das erste Gewehr, welches sie sahen, hatten sie nach den Aussagen Kukuris, des alten Häuptlings von Otjosazu, im Krieg mit den Matabele erbeutet; sie wußten nichts damit anzufangen und ließen Eisenperlen daraus schmieden. Der erste Herero, welcher 1846 bei Missionar Hugo Hahn ein eisernes Beil und einen eisernen Spaten kaufte, um Tabaksbau zu treiben, hieß Kapelaha, ein armer Schlucker; zu meiner Zeit war er durch Tabaksbau ein reicher Herdenbesitzer geworden. Pferde und Wagen hatten die Herero bis 1840 auch noch nicht gesehen. Die ersten Reiter, die ihnen zu Gesicht kamen, es waren Nama, hielten sie für Strauße, wie Maharero mir aus seiner Jugend erzählte; sie seien erstaunt gewesen, als sich die Strauße in zwei Teile gelöst hätten, in einen Menschen und ein ongoro (Gnu). Erst 1850 fingen die Frauen an, ihre Hüte mit Eisenblechperlen zu schmücken; das Jahr nennen sie ojovitungu, ojovitenda, Jahr der Blech- und Eisenperlen. Kupferne Arm- und Beinringe, Leibchen von Straußeneierschalen, desgleichen Kopfmuscheln, erhielten sie von den Ovambo. Den Häuptling Tjamuaha nannten sie wegen seiner vielen kupfernen Fußringe kooperfoet.

Im Jahre 1835 hatte sich Jonker Afrikaner auf Windhuß niedergelassen. Eine Menge englischer Händler wie Morris, Bergwel, Carew u. a. folgten ihm, befriedigten seine Gelüste nach Branntwein, Waffen und Munition und gaben ihm auf Kredit, soviel er wollte. Um seine Schulden zu bezahlen, fing Jonker an, die Herero auszurauben. Es ist in der Geschichte dieser Völker bezeichnend, daß bei den Händlern der Anlaß zu dem ersten Raubkrieg liegt, in dem die Herero, weil schlechter bewaffnet, unterlagen

(siehe: „Kriege“). Hier lernten die Herero bitter erfahren, was ihre Ochsen wert waren. Sie lernten nun aber auch nicht allein den Wert der Gewehre kennen, sondern auch ihren Gebrauch. Maharero und seine Leute wurden im Dienst der Nama tüchtige Schützen. Maharero lernte es Jonker ab, wie ein König für sein Volk sorgen müsse, wolle er es stark machen.

Hereroland war damals noch reich an Wild aller Art. Die Elefanten, Löwen, Strauße usw. zogen eine Menge Engländer heran, die in den Jagdgründen reiche Beute machten. Der Schwede Anderson, die Engländer Green, Galton, Palgrave und andere waren wahre Nimrode. Durch sie wurden auch die Herero Jäger, und sie lernten zugleich den Wert des Elfenbeins, der Straußenfedern, der Felle der Nashörner usw. kennen. Es lag im Interesse dieser Händler, auch den Herdenbestand der Herero wieder zu heben, welchen die Nama durch ihre Raubzüge böse vermindert hatten. Wollten sie aber, daß die Herero wieder wohlhabende und freie Leute würden, so mußten sie vor allem dafür sorgen, daß diesen Raubkriegen der Nama ein Ziel gesetzt werde. Sie bewaffneten daher die Herero nach und nach.

Im Jahr 1850—1856 suchte eine englische Minengesellschaft das Kupfer und andere Erze im Lande auszubeuten. Der Sitz dieser Kupferminengesellschaft war Otjimbingue. Anderson war ihr Leiter. Die Matchlesmine bei Rehoboth und die Minen auf Otavi wurden in Angriff genommen. Da lernten auch die Herero den Wert des Kupfers kennen, gruben es auf Ongengange, Otjonjati und hinter Otjifango, schmolzen es mit Hülfe der Weißen und verkauften es in Otjimbingue für Gewehre und Munition. So kam eine Menge Gewehre und Munition in ihre Hände. Anderson war bald der geehrteste und angesehenste Weiße im Lande. Die Herero verdankten demnach den Engländern die 1863 erkämpfte Befreiung von dem Joch der Nama, wie auch das Aufblühen des Handels in den Jahren 1850—1862. Das haben sie nie vergessen. Maharero rühmte das oft, indem er sagte: „Die Engländer haben mir das heilige Feuer am Brennen und mir mein Land erhalten;“ „wir haben ihnen und den Missionaren unsere Existenz zu verdanken.“ Der damalige Tauschhandel artete aber bald aus; auch Branntwein wurde eingeführt. Es heißt aber die Tatsachen entstellen, wenn Major C. v. François in seinem Buche sagt: „Waffen, Munition und Branntwein bildeten die hauptsächlichsten Handelsartikel.“ Nach allen Aussagen alter Herero nahmen diese den Branntwein nicht an, und die ihn in den Kupferminen kennen lernten, verabscheuten ihn und nannten ihn Gift und Teufelswasser. Noch im Jahre 1874 zerschlugen sie die Branntweinfässer eines englischen Händlers, weil sie nicht wollten, daß ihr Volk ans Saufen kam. Der eigentliche Handel mit Branntwein datiert erst vom Jahre 1885 an.

Auch das, was C. v. François in bezug auf die Jahre 1864—1880 über den Handel im allgemeinen sowie von dem „Missionshandel“ S. 6—9 seines Buches

sagt, entspricht nicht der Wahrheit und widerspricht den Tatsachen. C. v. François schreibt: „Jeder Missionar mußte immer einen kleinen Handel auf eigene Faust treiben.“ „Die Missionskolonie fand in den Missionaren gewandte Vertreter;“ „sie wurden mit Waren aller Art von Otjimbingue aus versehen.“ „Die kleinen Händler mußten sich in den Dienst der Mission stellen, um bestehen zu können.“ „Die Missionskolonisten waren schon bis 1867 meist aus dem Dienst der Kolonie ausgeschieden.“ „Es wurde 1868 die Missions-Handelsaktiengesellschaft gegründet; auf allen Missionsstationen wurden unter ihrer Verwaltung Geschäfte eingerichtet; neue Missionsstationen und Geschäfte wurden gegründet usw.“ „Die Missionare führten ihnen, den Herero, auch alle Handelsartikel zu.“ „Es erscheint eigentümlich, daß gerade die Friedensboten mit Vernichtungswaffen und Munition handelten, ja Büchsenmacher ins Land brachten. Man hat der Mission sogar vorgeworfen, daß sie vom Krieg gelebt hätte“ usw. Das alles sind sehr schwere Anklagen. Zwar entschuldigt v. François die Mission und sagt: „Damit sind der Mission aber ungerechtfertigte Vorwürfe gemacht.“ Und doch behauptet er einige Zeilen weiter: „Durch die Einfuhr von Munition und Waffen erreichte die Mission ganz andere Erfolge,“ „die Missionare gelangten durch ihren Handel zu einer derartigen Macht, daß sie den seit 1840 fortdauernden Kriegen der Nama und Herero durch den Frieden von Otjimbingue 1870 ein Ende machen konnten usw.“ „Die Missions-Handelsaktiengesellschaft mußte 1873 liquidieren.“

Das alles bedarf um der Wahrheit willen einer Zurechtstellung. Die Dinge liegen so: Im Jahre 1864 entstand in Otjimbingue auch eine Missionskolonie, aus einigen Wagenbauern, einem Schmiede und einem Büchsenmacher bestehend. Gleichzeitig wurde dort ein Kaufladen eröffnet. Außer Otjimbingue bestand nur noch erst Otjikango oder Neubarmen als Missionsstation; es waren also bis zum Jahre 1870 zwei Missionsstationen mit drei Missionaren. Die Missionare sowie die Kolonisten mußten für ihre Bedürfnisse sowie für ihre Wagen Ochsen, Kühe und Schlachtvieh einhandeln (siehe „Missionskolonie“); die Herero bedurften Wagen, Pflüge, Gerätschaften aller Art, Kleidung und zur Verteidigung Otjimbingues auch Waffen und Munition. Wenn man diese Art Tauschhandel als Handel im Sinn dieses Wortes bezeichnet, so verkennt man die ganze damalige Sachlage der Mission. Die Mission hatte es nicht, wie der gewöhnliche Händler, in erster Linie auf Gewinn abgesehen. Waffen und Munition aber wurden den Herero vor allem von den Engländern übergenug gebracht. Die Missions-Handels-Aktiengesellschaft trat nicht 1868, sondern Ende 1870 ins Leben; sie übernahm den Kaufladen der Missionskolonie in Otjimbingue, baute dort ein größeres Kaufhaus und hatte keinerlei Verbindung mit der Mission am Platze. Sie stand ganz selbständig und hatte nur die Verpflichtung über-

nommen, keinen Alkohol zu verkaufen, einen ehrlichen Handel mit den Eingebornen zu treiben und einen kleinen Anteil von dem Gewinn der Mission zufließen zu lassen. Gegen eine Verbindung mit der Mission waren sämtliche Missionare schon 1870.

Sie liquidierte nicht 1873, sondern erst 1880 infolge des ausgebrochenen Krieges und der erlittenen Viehverluste. Die Missionskolonisten traten auch „nicht 1867 aus der Missionskolonie“ aus. Nur einer trat aus, weil er entlassen wurde. Erst nach Auflösung der Missionskolonie 1871 begannen zwei Missionskolonisten sich selbständig zu machen, drei kehrten nach Kapstadt zurück, einer wurde Missionar. Die Missions-Handelsgesellschaft errichtete nicht auf allen Missionsstationen Geschäfte, sondern nur auf Otjimbingue, Okahandja und Rehoboth. Alle andern Missionsstationen, ihre Zahl stieg allmählich auf 10, haben nie Geschäftshäuser der Handelsgesellschaft gehabt. Nicht durch den Handel mit Waffen erreichte die Mission große Erfolge, noch gelangten die Missionare durch Handel zu einer derartigen Macht, daß sie den Frieden zu Okahandja, nicht Otjimbingue, 1870 zustande brachten. Die 15 000 Pfund Pulver, die Herr C. v. François im Jahre 1890 auf Otjimbingue vorfand, waren nicht durch die Handelsgesellschaft noch durch die Mission besorgt. Es hätte Herrn v. François bekannt sein dürfen, daß die allermeisten Gewehre der Herero von Anderson und Erikson und den Engländern hereingebracht waren, daß z. B. Erikson eine ganze Schiffsladung Gewehre und Munition direkt von Amerika nach Walfischbai brachte. Es zeugt demnach von wenig Kenntnis und Verständnis der Missionare, der Missionsarbeit und der Missionserfolge, wenn man solche Beschuldigungen erhebt, wie es obige Zitate tun: „Jeder Missionar damals wie jetzt soll immer einen kleinen Handel auf eigene Faust getrieben haben!“ Noch ungeheurer ist die Verdrehung der Tatsachen, daß die Mission vom Kriege soll gelebt haben. Auf die vielen andern Unrichtigkeiten über die Mission und Missionare will ich hier nicht näher eingehen.

Man versetze sich in die damalige Lage der Missionare. Bis zum Jahre 1863 hatte die Mission keine nennenswerte Erfolge erzielt. Die beständigen Kriege machten auch jede kulturelle Arbeit zunichte. Anderson hatte die Herero bewaffnet und sie selbst im Kriege angeführt. Otjimbingue, die einzige Missionsstation damals noch, war nicht allein der Haupthandelsplatz der Engländer, sondern auch die Zufluchtsstätte der unterjochten Herero (siehe „Kriege“). Otjimbingue, der Sitz aller Weißen, wurde öfters von den Nama bestürmt. Alles stand auf dem Spiel. Als Anderson zum Krüppel geschossen war, verkaufte er sein ganzes Anwesen an die Mission. Der Handel war ausgeartet, die Herero den ausfaugerischen Händlern preisgegeben. Die ganze Arbeit der Mission stand in Frage. Da gründete Missionar H. Hahn 1864 die Missionskolonie. Sollte nicht alles zugrunde

gehen, so mußte Missionar Hahn das Interesse aller auf Djimbingue lenken, um es vor Zerstörung zu schützen. Hahn war der festen Überzeugung, daß durch eine feste Niederlassung von Weißen dort, durch Handwerke, durch einen gerechten Handel mit den Eingeborenen diese nicht nur äußerlich, sondern durch den sittlichen Einfluß der Kolonie auch großen innerlichen Gewinn haben würden. Beides bewährte sich. Die Station hob sich nach außen und innen. Die Taufbewerber mehrten sich. Die Herero lernten in den Werkstätten fleißig arbeiten und dazu auch Garten- und Ackerbau. Sie bedurften aber neben den Haus- und Ackergeräten auch der Waffen und Munition, um sich zu verteidigen. Aller Augen waren auf die Kolonie und Missionar H. Hahn gerichtet. Die Herero sahen in ihm ihren Retter. Er mochte wollen oder nicht, die Kolonie mußte für die äußeren Bedürfnisse der Herero sorgen. Die einzigen Zahlungsmittel waren neben Kleidern und den oben genannten Gegenständen in beschränktem Maße auch Waffen und Munition. Ohne diese konnte kein Weißer bei den heidnischen Herero etwas kaufen. Die Herero wußten auch zu gut, daß sie von der Mission reell und gerecht bedient wurden. Im krassesten Gegensatz zu ihr standen die englischen Händler und solche Deutsche, wie z. B. ein Dr. Theophilus Hahn, der die Mission so verleumdete hat; sie nahmen den Herero 15 Ochsen für ein Gewehr ab und 25—30 für ein Pferd.

Wer es aus eigener Erfahrung weiß, was es mit der Errichtung einer Missionsstation oder einer Werfl auf sich hat, wird anders urteilen, als so viele es getan haben. Wir alle seufzten unter den damaligen Verhältnissen und waren froh, als die Missions-Handelsaktiengesellschaft von 1870 an die Herero bediente. Die Missionare wurden von manch bitterem Muß erlöst. Es fiel jedoch keinem damaligen noch jetzigen Händler, außer der Firma Hälbich, ein, seinen Wagen mit Töpfen, Eimern, Pflügen, Spaten, Beilen, Fenster, Türen, Stühlen usw. voll zu packen, d. h. mit Dingen, welche die Hererochristen brauchten, die aber keinen Gewinn abwarfen. „Diese Dinge können auch die Missionare besorgen,“ hieß es allgemein bis noch zum Jahr 1903. In Djimbingue übernahm die Firma Ed. Hälbich das Erbe der Handelsgesellschaft. Zum Ruhm und zur Ehre dieser Firma sei es hier bezeugt, daß sie bei den Herero überall wegen ihres gerechten Handels in hohen Ehren stand und steht, daß sie keinen Alkohol vertrieb und sich gegen die Mission fortwährend freundlich und entgegenkommend gezeigt hat.

Geld gab es bekanntlich nicht im Lande. Ich mußte meine Arbeiter, Knechte, Mägde, ebenso meine drei Schullehrer und drei Evangelisten meist mit Muttervieh, mit Ziegen, Färsen, Kleidern, Geräten, Reis, Mehl und Weizen ausbezahlen. Die Bücher für die Schüler und die erwachsenen Glieder der Gemeinde, Gesangbücher, Testamente usw. wurden von diesen mit Kleinvieh bezahlt. Das Gleiche galt von unseren eigenen Bedürfnissen

an Zugochsen, Milchkühe, Schlachtvieh und Ziegen. Womit sollten wir diese wie auch Frachtfahren und andere Arbeitsleistungen bezahlen, als mit Tauschwaren, zu unserm Verdruß hier und da auch mit Munition, jedoch in kaum nennenswerthem Maße. Vom Jahre 1880 ab ist von keinem Missionar mehr auch nur ein Pfund Pulver an die Herero verabreicht worden. Als, um das hier gleich anzufügen, später, 1897, die Rinderpest uns fast zwei Drittel alles Großviehs dahingerafft hatte und die Leute am Verhungern waren, mußten wir Wagenochsen und Milchkühe für Reis und Mehl kaufen und außerdem noch 15 Sack Reis und Mehl an die Hungernden verschenken. Dies nannten neidische Händler dann auch „Missionshandel“, während wir als Bezahlung für das Vieh Waren zum Selbstkostenpreis gaben.

Um nach dieser Unterbrechung den eigentlichen Handel von 1862 bis 1880 zu charakterisieren, sei folgendes bemerkt: Haupthandelsartikel bildeten Gewehre und Munition, Gewehre vom Steinschloß bis zu den feinsten englischen und deutschen Modellen. Jeder Herero, vom Reichsten bis zum Knecht, kaufte sich ein solches. Der englische Resident Palgrave sagt in seinem Report von 1877: „Zahllose Gewehre sind im Lande. Jeder Erwachsene, jeder Jüngling von zwölf Jahren trägt sein Gewehr, meist Rifles. Zudem ich dies schreibe, sind 6000 Gewehre im Lande und an 20 Tons Pulver und ein entsprechendes Gewicht Blei.“ Die Patronen verfertigten sich die Leute selbst. Das war 1877. Vom Jahre 1880—1893 sind über Walfischbai allein an 2289 Gewehre eingeführt worden. Von den zwanzig Kaufleuten und Händlern im Lande, von denen neun Engländer waren, wurden allein 1890—1891 an 1700 Gewehre, an 2900 Patronen, 24 000 Pfund Blei und 24 000 Pfund Pulver ins Land gebracht. Nach der Statistik und genauer Berechnung hatten die Herero Anfang 1903 nur 12531 Gewehre. Ich schätze jedoch die Zahl auf 15 000. Das Gewehr wurde in den Jahren 1860—1880 mit 12—15 Ochsen bezahlt, ein Feuerschloßgewehr mit 2 Ochsen, eine Dreipfunddose Pulver mit einem Schlachtschaf, 5 Pfund Blei ebenso. Die Herero kauften vom Jahre 1870 ab weiter jährlich an 800—1000 Pferden. Ein gutes Reitpferd bezahlten sie mit 8—14 Ochsen, ja einige wurden mit 25—30 Ochsen bezahlt. Jeder reichere Herero hatte einen oder drei Wagen, den Wagen oft zu 45—60 Ochsen, erstanden. Ich schätze die Zahl der Wagen, welche die Herero 1890 besaßen, auf 150—200. Die Herero machten jährlich große Jagdzüge und brachten reichlich Straußenfedern und Elefantenzähne mit in den Handel. Für ein Pfund Straußenfedern zahlten die Händler oft nur 200 Mark in Waren und erhielten 600—800 Mark dafür in Kapstadt in bar. Aber trotz all dem bedeutenden Gewinn, den die Händler hatten, Erikson z. B. soll allein 35 000 Pfund Sterling = 700 000 Mark erzielt haben, habe ich noch keinen Händler reich aus dem Lande gehen sehen.

In den Jahren 1890—1903 bietet der Handel ein ganz anderes Bild. Die Herero waren im Laufe der Zeit völlig andere Menschen geworden. Anstelle ihrer früheren Nacktheit war bei vielen gestittete Bekleidung getreten, aus ihrer Zerrissenheit und Zerstreutheit waren feste Niederlassungen, Dörfer, geworden. Die frühere Bedürfnislosigkeit hatte einer Menge neuer Bedürfnisse Platz gemacht. Die Herero hatten in jeder Beziehung, in geistig-sittlicher wie in kultureller, wenigstens in der Nähe der Missionsstationen sich umgewandelt. Die Erfolge der Mission, mag man sie leugnen, wie man will, lagen also auch bezüglich der wirtschaftlich kulturellen Seite offen zu Tage, und nicht nur bei den 5—6000 Getauften und Taufbewerbern. Denn die Herero hatten solches alles vornehmlich dem Einfluß der Mission zu verdanken. Es ist aber wieder ein großer Irrtum, wenn man u. a. sagt, „daß das Hereroland für europäische Besiedelung unter der Missionsherrschaft verschlossen gewesen wäre.“ Im Gegenteil kann man behaupten, es wäre wohl nie zu einer deutschen Ansiedlung ohne die vorausgegangene Missionsarbeit gekommen. Die Missionsstationen waren die ersten christlichen Kulturstätten; an sie lehnten sich die deutschen Ansiedler an. — Da starb Maharero 1890. Mit ihm verloren die Herero ihren Beschützer und Sachwalter auch bezüglich des Handels, der bisher durch seine Hände gegangen war. Mit der deutschen Schutzherrschaft aber kamen jetzt eine Menge meist unverheirateter Weiße, an 2000, ins Land. Die meisten von ihnen trieben Handel; auch von den 277, welche in den Statistiken als Farmer und Ansiedler angegeben sind, waren zwei Drittel Wanderhändler. Im Swakop- und Nosobtal wohnten eine Menge solcher, je einer auf je zwei Stunden Entfernung. Der Handel war die müheloseste, gewinnbringendste und mit keinem sauern Schweiß verbundene Beschäftigung. Eine Unmenge Handelswaren, Fuß- und Luxusfachen wurden jetzt den an der Rinderpest verarmten Leuten angeboten, nur keine Garten- und Ackergeräte, keine Töpfe und Hausgeräte; „die spreizten nicht allein die Karre voll, sie brachten auch keinen Gewinn.“

So schoß der Handel schon in den Jahren 1890—1896 recht in die Blüte; es gingen allein im Jahre 1890/91 an 20 000 Herero-Rinder aus dem Lande. Diese waren zu einem wesentlichen Teil der Ertrag eines schwungvollen Waffen- und Munitionshandels. Verbot die Regierung diesen auch 1893, so hielten doch auch einige Händler trotz des Verbotes diese Waren weiter auf Lager. Nach der Verarmung der Herero im Jahr 1897 durch die Rinderpest artete der Freihandel aus wie nie zuvor. Jeder sogenannte Ansiedler oder Farmer trieb auch Handel, nicht allein mit Luxusfachen wie Nippfachen, Uhren zu 5 Mark Wert und für 20 Mark verkauft, Schnürstiefeln, Reistiefeln, Zylinderhüten usw., sondern auch mit Kaffee,

Zucker, Tee, Reis, Mehl und vor allem mit Branntwein. Die Einfuhr an Branntwein betrug in den Jahren 1901—1903: 5 227 579 Liter im Werte von 2 911 588 M., im Jahre 1903 allein 1 533 880 Liter. Es wäre ungefähr auf den Kopf der Eingeborenen pro Jahr $\frac{1}{2}$ Liter gekommen, hieß es hernach. Dies ist jedoch eine ganz falsche Rechnung. Denn erstens gab es nicht 200 000 Eingeborene, sondern höchstens 100 000. Weiter tranken die Frauen und Kinder nicht mit, ebenso die Hälfte der Männer nicht; so blieben kaum 20 000 Männer, die Branntwein kauften. Doch ist auch diese Zahl wohl noch zu hoch. So aber kommen an 5 Liter auf den Kopf. Aber tranken diese 20 000 nur Branntwein? Die Statistik von 1903 gibt an: Gesamteinfuhr alkoholischer Getränke, also Branntwein, Bier, Wein, Sekt, Wisky, Cognac usw. zusammen: 1 583 850 Liter, außerdem für die Regierung 53 799 Liter Branntwein. In Windhuk allein waren Anfang 1903 25 Wirtschaften, im ganzen Land 87. In Omaruru sprengte im Jahr 1903 Oberstabsarzt Dr. Kuhn 12 Frachten = 60 000 Pfund oder Liter Alkohol mit Dynamit in die Luft, damit ihn die Herero nicht in die Hände bekämen. Die Flasche Wein oder Cognac wurde in Okahandja mit 20 Mark von den Eingeborenen bezahlt. Eine Menge „Schnapschuldenfarmen“ entstanden daraus. Die Regierung hatte hohen Zoll auf den Ausschank und hohe Strafen auf den unrechtmäßigen Alkoholverkauf gesetzt; sie konnte es nicht verhindern, daß viele Eingeborene doch zu Trinkern wurden. Wie der Alkoholhandel damals blühte, besagt eine Aussprache mit einem Herrn in Okahandja, daß im September 1896 dort 20 000 M. für Alkohol usw. in einer Woche vereinnahmt worden seien. — Das Kreditssystem brachte es weiter mit sich, daß ungeheure Mengen an Waren abgesetzt wurden nicht allein mit 100, sondern oft mit 3—500 Prozent Aufschlag; den Viehwert dafür bestimmten die Händler selbst. Einen Begriff von der Ausdehnung des Handels gibt die Handelsstatistik von 1902 und 1903. Es wurden ausgeführt nach Transvaal: Rindvieh 17 493 Stück, im Wert von 766 130 Mark; Kleinvieh: 37 393 Stück im Wert von 455 309 M.; sonstige Haustiere: 409 Stück im Wert von 74 000 M. Dahingegen wurde eingeführt, Rindvieh: 18 Stück Stiere aus Deutschland und 2289 Stück Kleinvieh, meist Angora- und Merinoschafe im Wert von 125 000 M. Das ist ein Gesamtumsatz von 3 361 319 M., mit einem Gewinn von 3 236 319 M. Rechnet man für den Fleischverbrauch im Hereroland selbst auch nur 2000 Stück Rindvieh und 4000 Stück Kleinvieh, welch ein Bild des Handels tritt uns da vor die Augen. — Die Verluste der Farmer an Vieh allein durch den Aufstand sollen sich auf 5 Millionen M. belaufen. Das meiste von diesem Vieh aber stammt nicht aus Viehzucht noch aus Einfuhr von Vieh, sondern aus Tauschhandel mit den Eingeborenen.

So stellt sich uns der Handel dar, wie er sich nach der „sogenannten Missionsherrschaft“ entfaltete. Er führte im Gegensatz zu dem früheren Handel nicht zum Aufschwung und zur kulturellen Hebung, sondern zum Untergang der eingeborenen Bevölkerung. Überall, wo in Kolonialgebieten die Eingeborenen an der Berührung mit der europäischen Kultur zugrunde gegangen sind, haben ein gut Teil weißer Händler diesen Untergang mit herbeigeführt. Das sind Tatsachen, die uns überall entgegentreten, und über die man allein ein Buch schreiben könnte. Um das Verhalten der Herero bei dem Handel ganz zu verstehen, ist es für uns Europäer von besonderer Wichtigkeit, fest im Auge zu behalten, daß das meiste Großvieh der Herero nicht Handelsobjekt sein konnte.

Die Weißen, besonders die Händler, schimpfen über den maßlosen Geiz und die maßlose Habgucht der Herero. Sie begreifen es nicht, wie der Herero bei einem Kraal voller Ochsen und Kühe sich arm nennen kann. Aber nur unser Unverstand sieht die Herero als die allergeizigsten Menschen von der Welt an. Reisende aller Art kommen aus Hereroland hierher zurück, halten Vorträge über Handel und Mission, schreiben Broschüren unter Benützung dessen, was sie in etwa einem halben Jahr dort vom Handel gesehen, auch von den Missionaren bei kurzem flüchtigem Besuch gehört haben. Ihre Quellen geben sie natürlich nicht an. Aber alles, was ein Professor, Doktor oder Offizier geschrieben hat, wird als untrügliche Münze in Kurs gesetzt, und das, was etwa ein alter Missionar aus eigener langjähriger Erfahrung sagt, als Haß gegen die Händler gebrandmarkt.

Aber wie verhält es sich in Wahrheit mit dem angeblichen Geiz und Filz der Herero? Wie ich schon bei den Omaanda- und Druzo-Gesetzen gezeigt habe, besteht ein großer Teil des Rindviehs der Herero aus heiligen Kühen und Ochsen, die eigentlich nur den Ahnen, den Ovakuru, gehören. Diesen sind die Herero für die Herden verantwortlich. Ein großer Teil dieser Herden ist von kleinauf schon zu Opfern zwecken bestimmt und aufbewahrt. Man sieht z. B. ganze Herden fetter, alter ozohivirikua, heiliger, gepriesener Ochsen, in jedem Familienverband. Dazu hat auch jeder Stamm und jede Familie ihre heiligen, zu dem okurno, Altar, gehörenden Kühe, von denen jeder Mann, jede Frau und jedes Kind ein Teil zur Nahrung erhalten. Von all diesen den Ahnen geweihten Tieren aber hat kein Herero das Recht auch nur ein Stück zu verkaufen. Tut er es doch, so ladet er durch diese Untreue den Zorn und die Rache der Ahnen auf sich. Bei Todesstrafe war es selbst unsern Christen verboten, eins von diesen ihnen nur zur Nahrung gegebenen Tieren zu veräußern. Nun gibt es weiter noch in einer jeden größeren Werft eine Anzahl gewöhnlichen und minderwertigen Großviehes, welches von früher oder später her ein Geschenk von andern Stämmen ist. Nur dieses ist verkaufbar. Da die Leute nun alles, was die Kultur ihnen an

Kleidern, Geräten, Munition, Luxusartikeln usw. brachte, kaufen mußten, oder nach ihrer Denkweise umtauschen — denn der eigentliche Begriff „kaufen“ ist den Herero fremd —, so reichte dies gewöhnliche Vieh bei weitem nicht zur Bezahlung hin. Für den Munitionshandel gaben die Ahnen wohl die Ochsen, die nicht unmittelbar für Opferzwecke bestimmt waren, frei. Denn die Gewehre und Munition waren zum Schutz des Altars und der Stammesherden nötig. Aber damit waren die andern Waren nicht gedeckt. Weil nun nicht genug Vieh zum „Eintauschen“ da war, gingen die Leute betteln; einer borgte und bettelte Vieh bei dem andern, um seine Schulden zu begleichen. Die Christen borgten nicht allein bei den Missionaren, sondern bettelten auch selbst bei Heiden um Vieh. Auch manchem jungen Missionar, der die Stammesgesetze der Herero noch nicht kannte, aber ihre vollen Kraale sah, erschienen solche Freunde als unverschämte Geizhälse. Kauften die Leute bei dem Missionar Pflüge, Spaten, Eimer, Türen, Fenster usw., die sie bei den Händlern nicht haben konnten, so mußte auch der Missionar sich gedulden, bis der Freund Herero sich minderwertiges Vieh genug zusammengebettelt hatte und damit bezahlte. Ich gab deshalb grundsätzlich den Leuten nichts auf Schuld. Die Feldhändler gaben trotz unserer Bitten den Leuten desto mehr auf Schuld. Die Wanderhändler aber sahen voll Ingrimm auf die jetzt immer noch, wenn auch nur spärlich, mit heiligen Kühen gefüllten Kraale und schimpften über die lügnerischen Geizhälse von Herero. Unter Drohungen, ja oft Mißhandlungen erpreßten sie sich schließlich die Bezahlung. Sie nahmen oft mit Gewalt nicht nur das den Leuten zur Nahrung nötige Vieh hinweg, sondern pfändeten auch das zur Druzo gehörige. Die Herero aber, so von allen Seiten bedroht, ihres Unterhaltes beraubt, die Strafe ihrer Ahnen fürchtend, dem Ingrimm der Händler preisgegeben, nur in seltenen Fällen, wo die Regierung gegen die Händler eintrat, geschützt, in sehr vielen Fällen jedoch nicht, rächten sich hernach auf jene blutige Weise an diesen. Aber konnten sie als Heiden anders handeln? Sie mußten gewärtig sein, der Strafe und Rache ihrer Ahnen zu verfallen oder der der Weißen. In der That haben die heidnischen Herero die von den Weißen gegen sie verübte Gewalt als eine Strafe ihrer Götter wegen ihrer Verschuldung gegen sie aufgefaßt, deren heiliges Vieh so entweiht worden war. Die Christen sahen darin eine Züchtigung Gottes wegen ihres Ungehorsams gegen ihre Missionare. Aus diesem allen erklärt sich der blutige Haß der Herero gerade gegen die Feldhändler und, setzen wir hinzu, auch gegen die Nama. Als im Jahre 1880 seitens der Handelsgesellschaft Maharero ein Angebot gemacht wurde, ihm gegen eine monatliche Lieferung von 500 Ochsen Gewehre und Munition zu beschaffen, ging dieser hierauf nicht ein. Woher sollte er so viele nicht heilige Ochsen nehmen? Es wurde ihm vorgestellt, daß alle ihre heiligen fetten Ochsen doch sonst von den Nama geraubt werden würden. „Einerlei,“ sagte

Maharero, „rauben die Nama diese Ochsen, so sind wir nicht schuld. Unsere Götter werden sich schon an diesen rächen, und die Nama rauben und fressen sich den Tod an ihnen. — Wie wenig selbst Missionare die Herero immer verstanden, zeigt folgender Vorfall. Ein Nama-Missionar hatte von seinem Bruder in der Kolonie eine Anzahl Pferde zugeschiedt erhalten. Die Herero baten, diese Pferde zu einem Patrouillenritt benutzen zu dürfen. Der Feldhauptmann Riarua versprach, dafür zu bezahlen, „matu sutu“. Als es nachher dann ans Bezahlen, „sutu“, gehen sollte und der Kaufpreis von 10—12 Ochsen für jedes Pferd berechnet wurde, staunten die Herero, und beide Teile wurden höchst unwillig. Die Herero hatten nach ihrer Meinung die Pferde nicht gekauft, sondern nur geliehen und wollten nur hierfür bezahlen. Sie bestanden darauf, wir haben nicht gesagt: matu randa, wir kaufen sie, sondern matu sutu, wir bezahlen für das Leihen. Solche Erfahrungen also macht selbst ein Missionar, wenn er die Leute nicht versteht; wiewielmehr ein Händler oder Beamter, der nicht im entferntesten die Gebräuche und Sitten der Herero ahnt noch ihre Sprache genügend versteht. Die Unkenntnis des weißen Mannes bürdet freilich hernach dem Herero allein die Schuld für alle bösen Folgen auf.

Vergleichende Übersicht über die Preise.

	Kapstadt	Walvischbai	Oberland. Otjimbingue zc.
150 Pfd. Reis	20 M.	45 M.	60 M.
157 " Kaffee	60 "	150 "	200 "
75 " Zucker	16 "	30 "	70 "
200 " Boeren-Mehl (grob)	23 "	40 "	60 "
100 " Feinmehl	12 "	24 "	40 "
100 " Seife	11 "	20 "	100 "
5 " Tee (Souchong)	15 "	30 "	40 "
12 Liter Brantwein	8 "	48 "	64 "
12 Flaschen Cognac	36 "	60 "	100 "
12 " Kap Sherry	16 "	32 "	32 "
1 Flasche Bier	—	1,50 "	2,50 "

Zeuge und Kleider.

	Zm Oberland. Selbstkostenpreis	Otjimbingue usw. Verkaufspreis
1 gewöhnliches Taschentuch 0,20 M.	0,30 M.	0,50 M.
1 bedrucktes Kopftuch 0,20 M.	0,45 "	1—1,50 M.
Tabakspfeifen aus Holz 0,25 M.	0,50 "	1 M.
1 baumwollene Decke 2,50 M.	5 "	9—10 M.
1 Cord-Hose 7,50 M.	9 "	15—20 "
1 Yard-Meter grauer Nessel 0,25 M.	0,50 "	1 M.
1 Meter Blaudruck 0,36 M.	0,60 "	1 "
1 Nesselhemd 1 M.	3 "	5 "
1 Filzhut 3 M.	6 "	10 "
1 Taschenmesser 0,50 M.	0,80 "	1,50 "

Die Eingeborenen verkauften an Weiße: 1 Ziege 5 M. in Waren; 1 MutterSchaf 6 M. in Waren; 1 Schlachtschaf (Hammel) 8—10 M.; 1 Kuh 30—40 M.; 1 junger Ochse 3—4jährig 30 M.; 1 junger Ochse 4—5jährig 40 M.; 1 junger Ochse 5—10jährig (stark) 60 M.



Dreizehntes Kapitel.

Kriege und Kriegsführung.

Um den Zustand eines Volkes an einem bestimmten Zeitabschnitt recht zu verstehen, dazu gehört auch, daß man der Kriege gedenkt, die es bis dahin geführt hat, und wie sie zu seinem jetzigen Bestand mitgewirkt haben. So muß auch ich auf die Kriege der Herero mit ihren Nachbarn, sonderlich mit den Nama, eingehen. Ich könnte hierüber aus eigener Erfahrung ein dickes Buch schreiben; ich muß mich aber auf das Nötigste beschränken, obwohl es nicht leicht ist, ein so langes Kriegs- und Räuberwesen, wie es in der Geschichte der Herero im letzten Jahrhundert vorliegt, kurz zu schildern. Die Mitteilungen des Dr. Schinz, die ja meist auf Hörensagen beruhen, entsprechen den Tatsachen nicht in jeder Beziehung. So irrt er sogleich in bezug auf die Anfänge dieser Kriege, die mit der Einwanderung der Herero aus dem nördlichen Kaosfeld begonnen haben sollen. Die östlichen Herero wohnten schon lange in den Gegenden von Gobabis bis zum Ngami-See, ehe die Kaoko-Herero mit den Nama in Berührung kamen usw. Doch zur Sache.

Obwohl Hereroland nie, wie andere Teile Afrikas, Sklavenjäger gesehen hat, so ist es doch ein Land, in dem furchtbar viel Blut vergossen worden ist. Es gibt kaum einen Ort und kaum eine Wasserstelle, wo man nicht auf dem Staub und den Gebeinen gefallener Herero wandelt.

Schon 1800 und früher waren die östlichen Herero mit den Matabelen und Betschuanen am Ngami-See in Krieg verwickelt. Alte, hundertjährige Herero, wie Bingava, erzählten mir 1873: „Unsere Väter wohnten schon lange Zeit auf Djimbinde — in der Mitte der Omahoke gelegen, jetzt Chanze, nicht zu verwechseln mit Djombindi am oberen Epufiro. Hier gerieten sie mit den Dvatjauana (Betschuanen) zusammen. Die Hirten stahlen einander das Vieh ab. Der Krieg begann, die Dvatjauana jagten die Herero zurück bis Epako und Stemba, wo viele Herero wohnten. Der Kampf entbrannte nun heftiger, die Herero trieben die Dvatjauana bis in die Sumpfgegend am Ngami-See zurück. Hier kamen diesen die Matabelen zur

Hülfe und machten hinter dem Sumpf große Dornverhaue. Die Herero blieben beim Angriff auf diese in dem Sumpfe stecken, an ein Entfliehen war nicht zu denken; denn die Ovattjauana und Matabelen hatten Speere mit Widexhaken, die ins Fleisch hineindrangen, aber nicht herauszuziehen waren. Es war ein furchtbares, gräßliches Kämpfen, das Blut floß wie Wasser. Der Anführer der Ovattjauana, Kavarure, wurde getödet, aber auch von den Großen der Herero fielen Tjivehena, Katjihine, Tjituka und fünf ihrer Söhne. Es waren der Gefallenen so viele, daß sie nicht begraben werden konnten. Das Feld und das Wasser waren voller Pestgeruch, niemand konnte dort wohnen und Wasser trinken. Die Ovattjauana und Matabelen flohen in ihr Land und kamen nicht wieder.“ — Nach dem Epochen-Jahrkalender der Herero heißt das Jahr 1820 „Tjifeue“, dieser Matabelenhäuptling kam im Jahr 1820 nach Okahandja, brachte einen weißen Ochsen als Geschenk mit und machte mit den Herero Frieden. — Von 1830—1840, erzählte mir Maharero, hätten sie auch mit den Ovambo Krieg gehabt. Die Herero seien früher ein großes, starkes Volk gewesen, so hätten sie auch die Ovambo in mehreren Gefechten besiegt. Viele Ovambo seien in dem fließenden Omuramba Omatako ums Leben gekommen.

Nach einer alten Herero- und Nama-Überlieferung wohnten die Herero schon 1800—1820 im Swakoptal auf Ururas, Djobinda, jetzt Friedrichsdam, und auf Schepmannsdorf im Kuifibtal. Dort trafen sie auf ihren Jagdzügen auf Nama. Sie fanden eine Sklavin der Nama, eine Bergdamra-frau, im Feld und nahmen sie mit nach Djobindi, Seehundsplatz; die Nama folgten der Fußspur der ihnen noch unbekanntenen Herero und fanden die Frau bei ihnen. Hier sahen die Nama auch zum erstenmal die Nara-Kürbispflanze, deren Frucht ihnen mundete. Nama und Herero wohnten nun friedlich eine lange Zeit zusammen. Die Nama vergriffen sich aber eines Tages an den Herden der Herero, da begann der Raubkrieg. Beide Teile hatten noch keine Gewehre und bekämpften sich mit Speer, Pfeil und Bogen. Die Herero zogen schließlich, des beständigen Beraubtwerdens müde, nach Otjimbingue und Umgegend hinauf.

Die Herero scheinen etwa in den Jahren 1800—1820 auch mit dem roten Volk im Osten des Namalandes in Berührung gekommen zu sein. Die alten Mbanderu-Häuptlinge erzählten mir, daß ihre Väter auf Gibeon, Gobabis und Hoachanas begraben lägen. Auch auf Rehoboth wohnten die Herero damals. Dasib, der Häuptling des roten Volkes, machte wiederholt Raubzüge zu den Herero auf Rehoboth und nahm ihnen Tausende von Kindern ab. Als er darauf von diesen bedrängt wurde, rief er den aus dem Süden kommenden mächtigen Jonker Afrikaner zur Hülfe. Jonker war der Sohn des seinerzeit — um 1800 — gefürchtetsten Gontentotten-Häuptlings Jager Afrikaner auf Tulbagh in der Kapkolonie. Von den Engländern verfolgt,

zog Jager Afrikaner mit seinen Leuten nach Klein-Namaland. Dort wurde er durch den Missionar Moffat bekehrt und starb dort auch. Jonker, sein Sohn, als Kind getauft, folgte ihm mit einem seiner Brüder in der Herrschaft. Sie wurden jedoch weiter von Kapburen bedrängt und zogen deshalb über den Drangesfluß nach Warmbad. Hier wurde ein Teil der Afrikaner von den wesleyanischen Missionaren bekehrt und getauft. Jonker besaß Energie und Gewandtheit sowie einen scharfen Verstand und ein gut Teil christlicher Erkenntnis. Er machte einen Teil seiner Leute beritten und bewaffnet, trennte sich von den übrigen und zog nach Norden, dem Dasib zu Hülfe. Bald wurde er der gefürchtetste Häuptling unter den Nama. Er unterwarf sich die Bergdamra vollständig und machte sie zu seinen Sklaven. Dann setzte er sich auf Rehoboth und in den Luasbergen fest. Hier besuchte ihn 1825 der Missionar Schmelen, als er auf der Reise zu den Herero nach Okahandja war. Dem Jonkerschen Stamm waren unterdes auch noch andere Hottentotten, wie die Amraals, die Witbois und die Zwartbois, aus dem Süden gefolgt und hatten sich auf Gobabis, Gibeon und Rehoboth niedergelassen. Jonker fand an ihnen Anhang genug, raubte die Herero aus und verdrängte sie aus Gibeon und Rehoboth bis hinauf nach Okahandja. Mit einem Haufen raub- und kriegslustiger Nama besiegte er die damals noch nicht mit Gewehren bewaffneten Herero 1835 in den Luasbergen; die Waffen der Herero waren noch Speere und Keulen. Jonker machte nun Djimuisse, heißer Wasserdampfplatz, das heutige Windhuk, zu seinem ständigen Wohnsitz. Die Rinderherden aber, die Jonker den Herero abgejagt hatte, lockten auch eine Menge englischer Händler nach seinem Platz. Sie brachten ihm Gewehre, Munition, Pferde, aber zum Verderben des Volks auch Branntwein. Die christlichen Empfindungen jedoch und der Einfluß der Missionare Schmelen, Kleinschmidt und Hahn behielten noch eine Zeitlang bei Jonkers Räuberbande das Übergewicht. Im Januar 1843 bot Jonker den Herero Frieden an, den diese mit Freuden begrüßten. Sie sandten zwei Männer und eine Frau nach Windhuk zu ihm mit der Botschaft: „Wenn es ihm Ernst mit dem Frieden sei, solle er seine Schüssel, seinen Trinkbecher und sein Messer nach Okahandja an den Häuptling Katjamuaha senden.“ Jonker tat dies. Am 30. Mai 1843 kamen die beiden mächtigsten Häuptlinge der Herero, Katjamuaha und Kahitjine, nach Windhuk und besiegelten den Frieden. Die Herero feierten Friedensfeste und nannten dieses Jahr omburo johange, Friedensjahr.

Die Herero hatten jedoch noch keinen gemeinsamen Oberhäuptling. Ihre Häuptlinge waren die reichen Herdenbesitzer, die durch Heiraten untereinander verbunden waren. Eine Heereseinrichtung wie bei den Zulu war ihnen vollends unbekannt. Der schwächere Herdenfürst rief in Zeiten der Not den stärkeren zu Hülfe. Größenwahn und Neid einiger Stämme ließen sie dem Untergang der schwächeren ruhig zusehen. Gemeinsames Nationalgefühl war

ihnen noch ganz fremd. So war es Jonker, der sich auch unterdes die letzten Reste der Bergdamra unterworfen hatte, ein Leichtes, die übrigen Stämme der Herero im Nordosten weiter auszurauben. Die starken Stämme auf Okahandja konnten sich des Friedens aber auch nur einige Jahre erfreuen. Windhuk, Jonkers Platz, war ein Handelsplatz geworden. Der Branntwein, den man in Menge dorthin brachte, tat endlich seine Wirkung; Jonker und seine Leute wurden immer zügelloser. Die Rheinischen Missionare sowie auch zuletzt die Wesleyanischen mußten Windhuk verlassen. Die Händler triumphierten und brachten jetzt vollends den Jonkerschen auf Kredit soviel Waren und Branntwein, als sie wollten. Diese gerieten immer tiefer in Schulden. Einem englischen Händler allein schuldete Jonker an 500 Dshen. Als seine Schuld auf 1000 Dshen gestiegen war, forderten die Händler energisch ihre Guthaben und wiesen ihn deutlich genug darauf hin, wenn er kein Vieh habe, so hätten es ja die Herero desto reichlicher. Jonker ließ sich dies nicht zweimal sagen; mit einem Haufen Bewaffneter überfiel er die nichtsahnenden Viehposten der Herero, megelte alle, die sich ihm widersetzen, nieder und erbeutete an 4000 Rinder. Die Händler scheuten sich nicht, ihr Teil von der Beute zu nehmen.

Es folgt nun eine Periode der grausamsten Greuel und des reichsten Blutvergießens. Die Händler brachten Munition, soviel die Nama nur begehrten; sie mußte jedoch bezahlt werden. Da wurden die großen Viehherden der Herero geraubt. Es wurde eine ständige Rede unter den Nama, wenn einmal ihr Raub auf die Neige ging: „Auf, laßt uns unsere Gärten, d. h. die Viehposten der Herero, abernten.“ Unter den ausgeraubten Herero jedoch hörte man die Klage: „An all diesem Rauben und Blutvergießen sind die Händler schuld.“ Jonker zog mit seinen Horden mordend und plündernd durchs Land, die Bergdamra dienten ihm als Spione. Auch die andern Namakapitäne gingen mit ihren Horden auf Raub aus. Oft waren 6—8 Räuberbanden auf dem Wege, welche mordend und plündernd Menschen und Vieh mit sich schleppten. Die Nama hatten es bei der Uneinigkeit der Herero leicht, die zudem mit ihren Speeren und Keulen nichts gegen ihre Gewehre auszurichten vermochten.

Katjamuaha hatte sich Jonker als kluger, gefügiger Sklave angeschlossen. Die Nama nannten die Katjamuahas nicht anders als die Hunde Jonkers. Mit Hülfe der Katjamuahas wurden viele andere Hererostämme geradezu vernichtet. So richtete Jonker im Bund mit ihnen im August 1850 ein furchtbares Blutbad in Okahandja an. Katjamuaha und sein Sohn Maharero sahen in dem reichen Hererohäuptling Kahitjine, einem edlen und tapferen Manne, einen Nebenbuhler und Rivalen. Auf ihren Antrieb überfiel Jonker diesen Stamm plötzlich. Kahitjine flüchtete sich mit einem Teil seiner Leute hinter einen Felsen, unweit der jetzigen Kaserne, den die Herero bis heute noch den Mordfelsen, ohungu jomatupa, nennen. Jonker aber machte alles, was ihm in

die Hände kam, nieder. So fand hier der einst so schöne Stamm sein Ende. Kahitjine selbst, einer der edelsten Herero nach den Zeugnissen der Missionare, entkam zwar, wurde aber auf der Flucht von den Katjamuahas erschlagen. Okahandja war eine Mördergrube geworden. Missionar Kolbe mußte mit seiner Familie nach Otjimbingue fliehen. Darauf kamen andere Stämme, wie die Katjikuru, Katjikununa und Mungunda an die Reihe. Auch diese teilten das Los der Kahitjineschen. Furchtbar hausten die Jonkerschen auf Otjikango tjoruwangu (Kleinbarmen). Einen ganzen Haufen wehrloser Männer, Frauen und Kinder sollen sie in einen dünnen Viehkraal getrieben und diesen darauf angesteckt haben. Zu dem Jammergeschrei der Glenden hätte dann ein Unmensch die Geige gespielt und die andern um den Kraal herumgetanzt, bis alle verbrannt gewesen seien. Okahandja wurde nun der Standort der Jonkerschen. Der früher so schöne, mit großen Dornbäumen dicht bewaldete Platz wurde kahl gebrannt. Da, wo jetzt die Kirche steht, lag die große Werft Jonkers. In der Fläche, wo jetzt die Gärten der Weißen und der Missionsgarten sich befinden, hatten die Sklaven Jonkers, die Bergdamra, Kürbis- und Tabaksgärten angelegt, deren Wasserleitungsgräben noch im Jahre 1870 sichtbar waren. Jonker hatte sich durch den Engländer Galton, der sich als einen Abgesandten des Gouverneurs vom Kap vorstellte und vorgab, die englische Regierung drohe ihm mit Krieg, falls er seine Raubzüge nicht einstelle, einschüchtern lassen. Daher die Friedensarbeit in der Anlage von Gärten. Jonker ließ die Herero eine kurze Zeit in Ruhe. Diese befehdeten sich unterdessen selbst in blutigen Fehden. Einer beraubte den andern, das ganze Land war voll Krieg. Das war Katjamuaha ganz nach Wunsch. Aber auch Jonker begriff bald genug, daß Galton weder ein Regierungskommissar noch eine Person von Ansehen sei, sondern ein gewöhnlicher Reisender. Kaum war dieser daher wieder nach dem Kap zurückgereist, da brach er mit erneuter Wut wie ein hungriger Löwe über die wehrlosen Herero herein. Diese fühlten ihre Ohnmacht und stellten sich haufenweise unter seinen Schutz, ja riefen ihn selbst herbei und baten ihn, daß er den Fehden unter ihnen ein Ende mache. Jetzt ging das Plündern und Rauben erst recht los. Die Missionare waren teils geflüchtet, Okahandja und Otjikango (Neubarmen) verlassen, Otjimbingue wurde im Jahre 1853 von den Nama zerstört, Missionar Rath ging mißhandelt nach dem Kap, die andern nach Walfischbai. Das war es, was Jonker gewollt hatte, die ihm unbequemen Missionare, die ihm im Wege standen und sein gottloses Treiben strast, aus dem Lande zu jagen, um mit den Herero wie eine Katze mit der Maus spielen zu können. Es ist beachtenswert, wie die zivilisierteren Nama schon damals in den Missionaren die Anwälte und Beschützer der Herero sahen und sie, weil sie sich in echt deutscher Art der schwächeren Unterdrückten annahmen, haßten. Dieser Haß trug sich von Jonker später

auf seinen Sohn Jan über. Aber nicht allein die gelben Nama, sondern auch die schlechten weißen Elemente, die englischen Händler, sahen in den Missionaren das Gewissen aller und suchten sich dieser lästigen Mahner zu entledigen.

Die Herero waren also tatsächlich unterjocht und zu Sklaven der Nama gemacht. Es hört sich grausam an, was die alten Herero davon erzählen. Die Häuptlinge wurden nicht allein an Händen und Füßen gebunden, sondern auch ihr Hals in einen richtigen gabelförmigen Sklavenstock gesteckt und schwere Steine ihnen auf den Rücken gebunden, um sie am Entfliehen zu hindern. Wie die alten Buren ehemals die Buschmänner aufs grausamste behandelten, so machten es ihre Schüler und teilweise Nachkommen mit den Herero. Die Nama sahen ebenso in den Herero, wie diese einst in den Buschmännern, „das schwarze Vieh und Paviane“. Jonker dehnte seine Raubzüge sogar bis zum Ovamboland hin aus und richtete unter den Ovambo 1858 ein großes Blutbad an. In seinem grenzenlosen Hochmut und durch Raubmord und Branntwein immer mehr heruntergekommen, war dieser stolze Nama, der so viele rote wie schwarze Stämme unter sein Joch gebeugt hatte, ein Feind aller, auch der Missionare, geworden. „Er wolle lieber sterben, als je wieder einen Missionar unter seinen Leuten dulden.“ So starb er, auf der Höhe seiner Macht angekommen, im Jahr 1861 in Okahandja als ein verhärteter Sünder. Ein großer Steinhaufe zwischen dem Missionshaus und der Kirche bezeichnet sein Grab bis auf den heutigen Tag. Der nicht minder räuberische Katjamuaha war schon einige Jahre vorher gestorben und wurde gleichfalls in Okahandja begraben.

Eine neue Zeit brach an. Maharero, der Sohn des Katjamuaha oder Kopperfoet, wie ihn die Nama wegen der kupfernen Ringe, welche er und seine Frauen an den Füßen trugen, nannten, wurde sein Nachfolger, während Christian, der älteste Sohn Jonkers, diesem in der Häuptlingschaft folgte. Dieser war jedoch zu schwach und nicht imstande, die Herrschaft seines Vaters zu behaupten. Die Namahäuptlinge sagten sich von ihm los und führten Krieg untereinander. Christian verblieb auf Okahandja. Er und sein Bruder Jan wurden nun die Spießgesellen des Maharero. Dieser hatte sich durch List und Schlaueit nicht allein die Gunst der Jonkerschen erworben, indem er ihnen treue Dienstfolge leistete, sondern sich auch bei den Herero in Ansehen gesetzt. Er und seine Leute hatten das Gewehr kennen und brauchen gelernt und waren ebenso gute Schützen geworden als ihre Herren. Maharero übertraf seine beiden Spießgesellen an Schlaueit. Er hatte sich willig zum Oberhirten der geraubten Herden der Nama machen lassen und ganz im geheimen alle Herero, die ihm unterstellt waren, mit Gewehren bewaffnet. Sein Ansehen gewann dadurch auch bei den anderen Herero nicht wenig. Auch die weißen Händler hatten längst herausgefunden, daß ihr Handel bei

den verschwenderischen Nama bald zur Reize gehen mußte; sie unterstützten deshalb im geheimen die viehzüchtenden Herero mit Waffen und Munition. Bald genug entspann sich wegen der geraubten Herden Streit zwischen Maharero und seinen Herren. Maharero, des Knechtsverhältnisses müde, schüttelte das Joch der Nama ab. Die westlichen Herero auf Otjimbingue hatten unter ihrem tüchtigen Häuptling Philippus in den Kupferminen bei Otjimbingue gearbeitet, sich unter dem Schutze der Engländer Gewehre und Munition verdient und waren ihres Beistandes gewiß. Die östlichen Herero waren meist als Sklaven der Nama auf Gobabis bis hinunter nach Keetmanshoop, Warmbad, Rietfontein, ja bis auf die Kupferminen von Dokiep im Klein-Namalande zerstreut und dienstbar. Sie kamen für erst nicht in Betracht, lernten aber dort auch den Gebrauch und Wert des Gewehres kennen. Das Jahr 1862 ist in der Geschichte der Herero das bedeutendste Epochenjahr. Mit ihm beginnt der siebenjährige Freiheitskampf der Herero. Sie nennen es ombura jokurond'eue.

Im Dezember 1862 stieg Maharero mit seinen Großen auf den jetzigen Kaiser-Wilhelmsberg, verschanzte sich dort, trieb seine Herden in die Berge und trotzte den Nama. Den Berg, etwa 300 m hoch, nennen die Herero „euë“, d. h. Stein, Fels, des Hinaufsteigens „okuronda“, daher also der Epochenjahrsname. Der Berg bildet den Mittelpunkt einer langen Bergkette, die nach dem Osten ein wahres Felsenmeer ist. Die Nama wagten nicht, die Herero dort anzugreifen. Auch Philippus auf Otjimbingue sagte den Nama den Gehorsam auf, kam nach Okahandja und holte die Mahareroschen mit ihrem ganzen Eigentum samt den Herden nach Otjimbingue. Maharero ließ nun den Nama sagen, sie möchten kommen und ihre Herden holen. Diese ließen ihnen erwidern, „sie sollten sie nur mit nach Otjimbingue nehmen und hüten; sie würden später kommen, Frieden machen und ihre Herden zurückfordern, denn es sei genug Damrablut vergossen.“ Unterdes sandte Christian Boten auf Boten an die Namahäuptlinge, sie sollten kommen und „ihm die wildgewordenen Hunde wieder einfangen helfen“. Am 15. Juni 1863 rückte ein starkes Nama-Kommando in Otjimbingue ein, und am folgenden Tag war der Ort der Schauplatz eines blutigen Gefechts. Die Herero erfochten einen entscheidenden Sieg. Christian blieb mit 200 Nama auf dem Kampfplatze. Aber auch Philippus, der Verteidiger des Missionshauses, auf das es die Nama besonders abgesehen hatten, fiel in tapferem Kampfe. Er hatte sein Leben für seinen treuen Missionar Kleinschmidt und dessen Familie in die Schanze geschlagen. Nun folgten unter dem schlauen Jan Jonker Gefechte über Gefechte; denn so leicht wollten die Nama ihre Knechte doch nicht laufen lassen.

Im Jahr 1864 kam Missionar Hahn mit einer Anzahl deutscher Missionskolonisten in Otjimbingue an. Er wurde von den Herero aufs

freundlichste begrüßt. Djimbingue war unterdessen der Sammelplatz der zerstreuten Herero geworden. Der Schwede Anderson und andere Engländer versorgten diese mit Waffen und Munition. Einige Reisende, besonders auch Major C. v. François, sagten in ihrer Unkenntnis, die Weißen hätten damals den Maharero zum Oberhäuptling gemacht. Daran fehlte doch noch sehr viel. Maharero, der schlaueste aller Herero, ist das erst im Laufe langer Jahre geworden. Er war es freilich, der nach dem Vorbild der Nama zuerst seine Leute bewaffnete und beritten machte. Kein Wunder, wenn alle übrigen Herero ihn fürchteten, auf ihn als ihren Befreier sahen, sich um ihn sammelten und ihm folgten. Im März 1864 zog der Schwede Anderson an der Spitze von etwa 2000 Herero den verbündeten Nama entgegen. Ein solches Heer nur zu sehen, erregt schon Furcht und Grausen. Die großen Gestalten mit Leopardenfellen bekleidet, Schakalmützen und Schwänzen auf den Köpfen, mit Gewehren, Affagaien, Keulen und Bogen bewaffnet, mit wilden Kriegsgefangen und wütenden Blicken, — ich habe sie später oft so gesehen und gehört — so zogen die Herero wutschnaubend ihren Feinden entgegen. Es stand ein Kampf um Sein und Nichtsein bevor. Hinter Windhuk hatten sich die Nama in einer schmalen Schlucht verschanzt. Die Herero gerieten zwischen zwei Feuer; ihrer viele fielen, die andern erstiegen jedoch den Berg und umzingelten die Nama. Diese wurden gänzlich geschlagen, und die Herero blieben Sieger. Anderson, ihr Anführer, mußte freilich diesen Sieg teuer bezahlen. Eine Kugel zerschmetterte ihm das Schienbein, und er wurde zeitlebens ein Krüppel. Die Herero sollen ihm seine Führerschaft schlecht gelohnt haben, indem sie ihn hilflos auf dem Schlachtfelde zurückließen. Anderson hatte einige feige Herero, die nicht stürmen wollten, einfach niedergeschossen; deshalb grollten ihm die Herero sehr, und sie haben ihm diese Tat noch lange nachher vorgehalten.

Die Nama zerfleischten sich nun selbst untereinander. Hendrik Jes, ein wahrer Unmensch, zerstörte mit den Dasib-Nama Rehoboth, weil sich die Zwartbois nicht an dem Krieg gegen die Herero beteiligt hatten. — Im April 1865 erkämpften sich die Mbanderu unter Aponda und Rahimemua ihre Freiheit in einem Siege über die Amraalschen Nama auf Gobabis. Diese Mbanderu müssen viel früher als die Herero von den Nama unterjocht worden oder gleich nach ihrer Einwanderung mit den Nama in Berührung gekommen sein. Sie waren jedenfalls gleich den Bergdamra arg von den Nama unterdrückt und weit nach dem Süden hin bis Warmbad als Knechte verschleppt. Sie haben die Sprache ihrer Unterdrücker angenommen und ihre Muttersprache fast vergessen. Die alten Leute sprachen die Namaspache besser als die Hererosprache. Die Herero hingegen haben sich das Nama nicht angeeignet und sprechen es nicht.

Im September 1865 griffen die Nama Djimbingue wieder mit einem Heerhaufen an. Nach heißem Kampf mußten sie ihr Heil in wilder Flucht

suchen, alles, Gewehre, Sättel, Töpfe usw. wegwerfend, um sich zu retten. In derselben Zeit plünderte eine wilde Horde unter Hendrik Zes Dzikango aus. Missionar Brinker wäre unrettbar von den Unmenschen erschossen worden, wenn nicht Jan Jonker, der noch menschliche Gefühle in sich hatte, ihn gerettet hätte. Zes fiel bald darauf in einem Gefecht hinter Windhuk. Eine Kugel soll ihm seinen gotteslästerlichen Mund und seine Zunge zerrissen haben. Er wollte nicht haben, daß die Missionare die Herero unterrichteten und taufte, „er selbst wolle die Paviane mit Blut taufen.“ Missionar Brinker mußte in diesen Jahren nicht weniger als siebenmal von Dzikango fliehen. Maharero erließ nun einen Aufruf an die Herero und zog mit 3000 Kriegern nochmals gegen die Nama, die sich in den Auas-Bergen festgesetzt hatten. Obwohl diese in die Flucht geschlagen wurden, sammelten sie sich doch bald wieder unter dem energischen Jan Jonker und kamen am 13. Dez. 1867 mit einem großen Kriegsheer nach Dzikimbingue, das jetzt nur von einem Teil der Leute des Stammes Zeraua und den Weißen besetzt war; Maharero hatte sich mit einem großen Teil seiner Leute in Okahandja verschanzt. Die Nama hatten es diesmal auf die Weißen in Dzikimbingue abgesehen. Der Kampf wütete zwei Tage lang. Die Herero erlitten große Verluste. Die Nama hatten ihre Kugeln mit Strychnin bestrichen, so daß viele verwundete Herero an Strychninvergiftung qualvoll starben. Es gelang ihnen jedoch nicht, den Platz zu erobern; sie hatten ihre Munition verschossen und zogen sich nach dem Baiweg unterhalb Dzikimbingue zurück. Die Herero, die unterdessen wieder Munition von den Engländern und der Missionskolonie erhalten hatten, griffen sie hier aufs neue an. Die Nama flohen nach Walfischbai, wo sie das Lagerhaus ausplünderten und zertrümmerten, die Typen der Druckerpresse zu Kugeln gossen, den Agenten Eggert auf Schepmannsdorf ausraubten und mit dem Leben bedrohten, den Engländer Jverson in Walfischbai ermordeten, und begaben sich dann den Kuifib hinauf nach Rehoboth. Dzikimbingue war mit Hilfe der Kolonisten gerettet.

Es ist den damaligen Missionaren Hahn und Brinker von Major C. v. François der Vorwurf gemacht worden, „daß sie als Friedensboten mit Vernichtungswaffen und Munition handelten,“ S. 7 u. 8 seines Buches. Es wird jedem Sachkenner einleuchten, daß sie sich verteidigen mußten, wenn die Missionskolonie nicht ein Raub der Nama werden und die zwei Missionare und fünf Kolonisten mit ihren Frauen und Kindern nicht ermordet werden, überhaupt sich die Kolonie samt den dort anwesenden Herero nicht den Nama ausliefern wollte. Oder hätten die Kolonisten es machen sollen, wie es tatsächlich von der doch stärkeren Mannschaft der Schutztruppe 1887 in Dzikimbingue geschah, welche keine Hand rührte, als die Nama die Hererowerft dort verbrannten und die Herero vor ihren Augen totschoßen? Dann wären die Missionare samt den Kolonisten für immer in den Augen der Herero gerichtet

gewesen. Wollte Missionar Hahn nicht die ganze Kolonie den Feinden preisgeben, so mußte er Otjimbingue in Verteidigungszustand setzen und alles anbieten, was in seiner Macht stand. Maharero hatte etwa 40 Jünglinge, meist Söhne vornehmer Herero, ihm zum Unterricht übergeben. Diese zu beschützen, war die Pflicht des Missionars und der Kolonisten. Das war auch fast die ganze Besatzung Otjimbingues. Die Station war darum regelrecht mit Schanzen besetzt und Nachtwachen eingerichtet worden. Weiße wie Schwarze waren bereit, den Platz aufs äußerste zu verteidigen.

Es wäre den Nama wohl dennoch gelungen, auf einem neuen Kriegszuge Otjimbingue einzunehmen. Sie wandten sich jedoch diesmal mit einem starken Kriegsheer gegen Okahandja. Am 5. November 1868 kam es bei Otjomukaru unterhalb Okahandja zum Gefecht. Die Herero hatten, früh genug gewarnt, sich zahlreich versammelt. Die Nama wurden umzingelt, sie machten aus Gefallenen eine Brustwehr und flüchteten auf die Bäume, aber alles vergeblich. Die Otjimbinguer Hereroschützen kamen ihnen in den Rücken; was nicht fliehen konnte, wurde niedergemacht. Der Stamm der Afrikaner wurde fast ganz ausgerieben, 200 von diesen blieben auf dem Kampfplatz. Jan Jonker selbst hatte sich früh genug geflüchtet. Als ich im Mai 1869 dort vorbeikam, fand ich noch Gerippe auf den Bäumen hängen und das Feld voller Totengebeine. Dieser letzte Kampf und Sieg der Herero über ihre Feinde machte tiefen Eindruck auf sie. Ein Zauberer der Buschmänner hatte ihnen den Sieg prophezeit, wenn sie sich zu dem Gott der Missionare bekehrten. Eine kleine Beterschar von 15 heidnischen Knaben lag während des Kampfes im Gebüsch und beteten zu Gott um Hülfe, unter ihnen war Uereani, der jetzige Samuel Maharero, damals zwölf Jahre alt. Als Maharero und die großen Häuptlinge dies hörten, staunten sie, gaben Gott und nicht ihren Ovakuru die Ehre und ließen ihre Kinder von da ab zu den Missionaren gehen, um Christen zu werden.

Durch diesen Sieg ermutigt, wollten nun die Herero den Nama vollends den Garaus machen. Die östlichen Mbanderu, von denen oben die Rede war, vereinigten sich Anfang 1869 mit ihnen und besetzten Otjikango, dessen Bewohnerzahl schnell von hundert auf tausend stieg. Im Juli 1869 zogen die vereinigten Herero und Mbanderu, ein ansehnliches Heer, nach Namaland. Sie hatten nur für acht Tage Speise mitgenommen, denn sie dachten bei den Nama reichliche Beute zu machen. Aber je weiter sie ins Feindesland kamen, je weniger fanden sie; nur die Spuren der geflüchteten Nama und ihres Viehes sahen sie. Das ganze Heer mußte sich von Wurzeln und Beeren nähren, deren auch nur wenige in diesem dürren Jahr gewachsen waren. Eine Abteilung Herero fand im Feld eine Werst armer Nama, deren Männer sie töteten, Frauen und Kinder aber zu Sklaven machten. Eine andere Abteilung kam in die Gegend von Gibeon, sie vergriffen sich jedoch nicht an dem

Eigentum der Bewohner. Der alte Häuptling des Platzes, Kido Witboi, hatte sich in all den Kämpfen neutral verhalten und wurde deshalb als Freund angesehen. Der Hunger zwang die Herero schließlich, sich zu zerstreuen und umzukehren. Auf dem Heimweg lebten sie wie die Bavianer von Skorpionen. Ausgehungert und hohlköpfig kamen sie wieder auf Okahandja an. Sie nannten diesen Zug den Skorpionenkriegszug und das Epochenjahr das Jahr der Magerkeit, ombura jotungava, d. h. Jahr der mageren Felle, von orunguva, vertrocknetes Fell. Um so besser ließen sie es sich nach ihrer Rückkehr bei ihren Fleischtöpfen schmecken.

Die Jan Jonkeren, die früheren Herren der Herero, sahen endlich ein, daß ihre Hoffnung, ihre Hunde wieder einzufangen, vergeblich sei; dazu waren die Nama gänzlich verarmt und litten Hunger. Jan Jonker bat die Missionare, bei Maharero den Frieden zu vermitteln. Maharero meinte, er habe den Frieden zwar nicht nötig, aber er sei ihm auch nicht abgeneigt; sein alter Spießgeselle tue ihm leid. Durch die Bemühungen der Missionare, besonders Hahns bei den Herero und Krönleins bei den Nama, wurde der Friede bei allen Häuptlingen angebahnt. Kido Witboi sandte eine Friedensgesandtschaft an die Herero, ebenso die Zwartbois.

Anfang Mai 1870 hielten die Nama- und Hereromissionare in Otjimbingue ihre Generalkonferenz. In demselben Monat zogen mein Kollege Diehl und ich auf Okahandja als Missionare für die Maharerosen ein. Es würde nun den Rahmen dieser Aufzeichnungen weit überschreiten, wenn ich auch nur annähernd unsere Erlebnisse dort von Mai bis September mitteilen wollte. Aber unvergeßlich bleiben mir jene Monate, in denen der große Friede zustande kam. Als Ende Mai die Kunde kam, sämtliche Namahäuptlinge würden sich einstellen, Frieden zu machen, war die Aufregung unter den 1500 Herero am Platze sehr groß. Das erste, was geschah, war die Reinigung sämtlicher Krieger und Kriegsgeräte nach Hererositte. Eines Morgens versammelten sich alle Krieger mit ihren Frauen an dem Hauptaltar des Stammes. In einem großen Tränketrog stand dort das Weihe- und Reinigungswasser; mit Erde von dem Grab des Katjamuaha, des Vaters Mahareros, und heiligen Opferbüschen, omivapu, war es zubereitet worden; daneben stand ein Eimer mit Weihwasser. Sämtliche Männer und Frauen nahen sich kniend dem Altar, neben dem Maharero als Priesterkönig auf einem Schemel saß. Dieser nahm von dem Weihwasser und besprengte damit die Krieger; dann nahm er einen Mundvoll aus dem Eimer und spritzte dies auf die Brust des Knienden. Merkwürdig und neu war mir die Zeremonie, daß Maharero, nachdem er jeden mit Weihwasser besprengt hatte, ein Stück weißen Lehms von des Toten Grab nahm und ihm damit ein Kreuz auf Brust, Stirn und Oberarm machte. Kniend, wie die Leute heranrutschten, so entfernten sie sich auch wieder, zehn Schritte weit, um anderen Platz zu

machen. Nicht allein aber die Menschen, sondern auch die Gewehre, Speere, Keulen, Bogen, Milchgefäße, Eimer, Kalabasse und Schüsseln wurden haufenweise mit Weihwasser besprennt und sorgsam mit weißer Erde und Asche bekreuzt, ehe sie die Eigentümer wieder benutzen durften. Auf diese Weise wurden alle und alles von Blutschulden und etwaiger Berührung mit Toten gereinigt. Die Feier dauerte einen ganzen Tag. Es war ein furchtbar kalter Morgen. Aus Mitleid mit den nackten, zitternden Menschen bat ich Maharero: „Mache doch die alten Frauen nicht so naß!“ Er sah mich aber von der Seite an und sagte: „Davon verstehst du nichts, die müssen doch rein werden.“ Nachher ging das Salben mit Fett und rotem Oker an. Dann legten alle ihre gereinigten Fellkleider an und führten, Männer wie Frauen, Länze auf, daß die Erde zitterte und die Fensterscheiben an unserm Häuschen klirrten. Ein fröhliches Festmahl welches die ganze Nacht hindurch dauerte, machte den Schluß.

Unterdessen sammelten sich auf Okahandja an 4000 Krieger. Die Wachtfeuer brannten jede Nacht auf den Bergen. Die Herero trauten den Nama nicht. Die Zauberer waren eifrig beschäftigt; sie verkündigten trotz all unserer Friedensversicherungen Krieg und nur Krieg. Maharero, Kavezeri und Niarua gingen täglich mit schlotternden Knien nach dem Grabe Katjamuahas, ihn um Rat zu fragen; die Zauberer folgten ihnen und ließen ihre unheilverkündenden Würfel spielen; ich ließ sie heftig an, aber es half nichts. Die Nama, hieß es eines Abends, sind auf Osona mit einem großen Kriegsheer — ein furchtbarer Abend! Ich lief in die Berst und suchte Maharero, aber er kniete an dem Grabe seines Vaters. Die Kugeln pfliffen mir um den Kopf, ich mußte den Schutz unsers Hauses suchen. Am andern Morgen weckte uns Maharero nach einer schlaflosen Nacht und bat flehend um Blei, Pulver und einen Kochtopf; wir stellten uns aber schlafend, und er erhielt nichts. Da kamen unsere Boten, die wir heimlich nach Osona gesandt hatten, zurück und sagten, dort seien keine Nama, wohl aber ein großer Heuschreckenschwarm, ihn hätten die Hirten für den Staub eines heranziehenden Namaherres gehalten. So standen wir jungen Missionare allein unter dem Haufen mißtrauischer Krieger, die nach allem anderen als nach Frieden zu verlangen schienen. Missionar Hahn befand sich mit finnischen Missionaren auf der Reise nach Ovamboland. Unterdes kam Jan Jonker nach Dzikango, Maharero, seine Großen und wir reisten auch hin; dort fanden wir Missionar Böhm von Amaib als Vertreter Hahns. Die Herero hatten alle Ursache, mißtrauisch zu sein. Jan Jonker und Maharero schlossen hier im geheimen einen Sonderfrieden. Beide wollten als Brüder die Alleinherrscher über Gelbe und Schwarze sein. Jan Jonkers erste Bedingung war dabei, daß alle Termitenhäufen, er meinte damit die Häuser der Missionare und Weißen, der Erde gleichgemacht würden. Die deutschen Missionare mußten fortgejagt, den

Händlern aber bestimmte Preise gesetzt werden, ohne seinen Willen dürften hinfort auch keine Straußen noch Elefanten mehr geschossen werden usw. Maharero, der von gleichem Größenwahn erfüllt war, war ein solcher Bundes- und Friedensgenosse schon recht. Bald darauf kamen sämtliche Nama- sowie auch Hererohäuptlinge nebst den Missionaren am 10. September auf Otahandja an, auch Hahn war zurückgekehrt. Das war ein Gewühl auf dem Platz! Die Herero hätten am liebsten Jan Jonker in Stücke zerrissen, und nur dem energischen Auftreten Missionar Hahns, der den Wütenden die Gewehre entriß, war es zu danken, daß es nicht gleich bei der Begrüßung der Nama kapitäne zu blutigen Zusammenstößen kam. Am 17. September trafen auch die Zwartbois und Witbois mit sieben Wagen ein. Unser Häuschen war jeden Tag voll weißer, gelber und schwarzer Gäste. Sehr komisch war es anzusehen, wie die Nama kapitäne in den verschiedensten Aufzügen, mit Frackröcken, weißer Binde, Zylinderhüten, Napoleons hüten mit Federbusch usw. einherstolzten. Da die Friedensverhandlungen in drei Sprachen, Nama, Herero und Holländisch, geführt wurden, hatte ich Muße genug, die sämtlichen Reden aufzuschreiben. So höchst interessant nun auch die einzelnen Verhandlungen waren, geht es doch nicht an, diese hier mitzuteilen. Die sechstägigen Reden ergäben allein ein Büchlein. Am 23. Sept. wurden nach langen Verhandlungen die Friedensabmachungen, in acht Paragraphen bestehend, unterschrieben. Die Hauptpunkte waren folgende: Der Sondervertrag zwischen Jan Jonker und Maharero ist null und nichtig. Jan Jonker erhält den Platz Windhuk als Lehen von Maharero und verpflichtet sich, einen Missionar dort für sein Volk aufzunehmen. Jan Jonker hat durchaus kein Recht, sich weiter in die Angelegenheiten des Hererovolkes und Landes einzumischen. Die beiderseitigen Kriegsgefangenen werden freigegeben und können wohnen, wo sie wollen. Der Kriegsräub verbleibt bei den gegenwärtigen Besitzern. Keinem Häuptling ist es erlaubt, Reisende und Händler unfreundlich zu belästigen. Den Bastards wird Rehoboth als Lehen von Abraham Zwartboi überlassen. Die Zwartboi selbst erhalten Amaib als Lehen.

Dieser Friede war für beide Völker epochemachend. Zum erstenmal wurden die Herero als freies, selbständiges Volk anerkannt. Land und Volk atmete auf. Die Herero haben die zehnjährige Friedenszeit nach allen Seiten hin wohl benutzt, sie ließen sich nach jeder Seite hin, nach der sittlichen wie der kulturellen, durch die Arbeit der Missionare heben. Viele waren jedoch gleich damit unzufrieden gewesen, daß Jan Jonker auf Windhuk wohnen solle. Sie meinten, die Nama häuptlinge sollten ihn samt seinem Volk mit nach dem Süden nehmen, sonst gebe es doch keinen dauernden Frieden. Darin haben sie sich, wie wir sogleich sehen werden, nicht geirrt.

Dem dieser mit vieler Mühe zustande gebrachte Friede hielt nur zehn Jahre stand. Den Afrikanern auf Windhof war ihr Räuberhandwerk gelegt, sie fühlten sich dadurch beengt. Arbeiten und ihren Viehbestand vermehren, wie die Herero es taten, wollten sie nicht. Sie waren das verschwenderische Leben, dazu ihnen die Kinder der Herero die Mittel gegeben hatten, gewöhnt und sahen scheel auf die immer größer werdenden Herden dieser. Die Herero schoben ihre Herden, die immer zahlreicher wurden, über Windhof und Gobabis hinaus und bereiteten den Nama damit eine große Versuchung. Jan Jonker hatte schon zwei Monate nach dem Friedensschluß Klagebriefe an die Namahäuptlinge geschrieben, „das sei kein Friede, er werde tot gemacht.“ Die Missionare taten ihr Möglichstes, Reibungen zu verhindern. Jedoch in Namaland fing es immer stärker an zu gären. Petrus Zwartboi kam im Juni 1880 mit einer Anzahl Nama nach Okahandja zu Maharero, um Untersuchung der Klagen Jan Jonkers zu bitten. Dieser selbst hatte kein gutes Gewissen und erschien nicht; nur eine Anzahl Leute sandte er hin. Unterdessen hatte er Briefe auf Briefe an die südlichen Namahäuptlinge geschrieben und sie zum Kriege aufgefordert. Die Herero, welche den Nama nie trauen konnten, hatten die Friedensjahre auch dazu benutzt, sich große Mengen Munition, die besten Gewehre und eine Menge Pferde zu beschaffen. (Siehe den Abschnitt Handel.) Nicht allein die Männer, sondern auch jeder Jüngling und jeder Hirte hatte sein Gewehr.

Es würde nun zu weit führen, wenn ich auch nur in etwa die nun folgenden Kämpfe näher beschreiben wollte. Das mir zu Gebote stehende Material, so interessant es ist, ist zu umfangreich. Es können nur die Hauptsachen wiedergegeben werden. Die Ursache des Neuausbruches des Krieges lag jedoch nicht, wie Dr. Schinz sagt, „in einer Prügelei zwischen Herero- und Namahirten.“ Der Sachverhalt ist vielmehr folgender. Auf einem Hereroviehposten hinter Kurumanas war am 21. August 1880 eine Kuh am Abend nicht nach Hause gekommen. Die Hererohirten suchten diese am andern Morgen, natürlich mit ihren Gewehren, und kamen bei einer in der Nähe liegenden Namawerft an. Die Nama dachten, die Herero seien gekommen, sie abzuschießen und flohen, deshalb. Die Herero, im Glauben, die Nama hätten ihre Kuh gestohlen, folgten ihnen. Die Nama, die unterdessen Verstärkung erlangt hatten, trieben die Herero zurück und folgten ihnen in ihre Werft nach. Dort kam es zum Schießen, und an 30 Herero, darunter 19 Frauen und eine Anzahl Kinder, wurden von den Nama getötet. Wieviel Nama gefallen waren, konnte nicht ermittelt werden, denn die Herero flohen, alles im Stich lassend. Die Kuh kam am Abend mit einem Kalbe nach Hause, das sie im Feld geworfen hatte. So nach den beiderseitigen Berichten der Herero und Nama.

Die Nachricht von dem Geschehenen kam, natürlich sehr vergrößert, nach Windhuk zu Jan Jonker und zu Maharero nach Okahandja. Kein Weißer oder Christ war da, der das nun kommende Unheil hätte verhüten können. Missionar Diehl brachte seine Kinder auf die Reise nach Deutschland, der älteste Sohn Mahareros, Wilhelm, war mit den meisten Getauften und einer Anzahl Bastards ins Jagdsfeld. Nur der Bastardhäuptling Hermanus van Byk von Rehoboth weilte noch in Okahandja bei dem englischen Beamten Musgrave. Dieser aber verstand die Herero und sie ihn nicht. So hatten die heidnischen Herero vollen Spielraum zur Rache. Mahareros Zorn entbrannte, als er hörte, seine Leute seien erschossen worden. Er ließ noch in derselben Nacht, als die Nachricht eintraf, alle anwesenden Jonkerschen Nama, 23 an der Zahl, ermorden. Petrus Zwartboi mit seinen Leuten war schon abgereist. Es geschah dieses merkwürdigerweise an demselben Tage, an dem die Jonkerschen 30 Jahre vorher den Hererostamm des Kabitjine in einem furchtbaren Blutbade hingeschlachtet hatten. Noch am Tage vorher hatte Maharero den Nama einige Ochsen zum Schlachten gegeben. Da Maharero die Bergdamra von früher her als Spione der Nama kannte, ließ er auch diese überall im Swakoptal hinmorden. Das Morden dauerte drei Tage lang. Auf Otjosazu konnte ich mit Hilfe der Christen es durchsetzen, daß niemand ermordet wurde, weder Nama noch Bergdamra. Die Wogen der Unruhen gingen nun in kurzer Zeit hoch. Ein Gilbote zu Pferd, den ich dem englischen Residenten Palgrave nach Gobabis zusandte, ihn über das Geschehene zu benachrichtigen, kam noch eben zur rechten Zeit an und rettete diesen aus den Händen der Nama, die schon das Todesurteil über ihn gesprochen hatten. Er floh in der Nacht eilig. Palgrave weilte dort, um die Nama, welche die Händler van Zyl und Erikson ausgeraubt hatten, zur Rechenschaft zu ziehen. Ich selbst eilte sogleich nach Okahandja und blieb acht Tage dort. Maharero sah ein, daß er unrecht getan und voreilig gehandelt hatte. Aber es war zu spät. Der Ausbruch der Feindseligkeiten konnte trotz der Bemühungen sämtlicher Missionare nicht verhindert werden. Herr Palgrave erreichte mich in Okahandja. Als er seine Befürchtungen, die Herero möchten sich nun auch an den Missionaren und Engländern vergreifen, Maharero kundtat, sagte dieser: „Wißt Ihr Missionare und Engländer denn nicht, daß ich Euch meine Existenz verdanke? Ihr seid es gewesen, die unser heiliges Feuer am Brennen erhielten. Nie wird es uns in den Sinn kommen, uns an den Weißen zu vergreifen.“ Die Engländer zogen sich jedoch, weil ohne jeglichen militärischen Schutz, zurück. Es ist aber nicht so, wie fälschlich gesagt worden ist, „daß die Weißen im Lande neu aufatmeten, als die englischen Beamten fort waren“; im Gegenteil, es wurde ihnen recht bange zu Mut, als die Vertreter der englischen Regierung abzogen und das Volk und Land wieder wie früher sich selbst überlassen war.

Die Herero zogen nun in hellen Haufen nach Windhuk. Jan Jonker aber war mit seinen Leuten geflohen; ebenso waren Missionar Schröder und Missionar Hegner nach Otjiseva geflohen. Die heidnischen Herero verbrannten die Werst Jan Jonkers und zerstörten auch das Missionshaus; auch raubten sie das Eigentum des Missionars; sein Vieh, welches die Nama mitgenommen hatten, erbeuteten sie zurück. Die Plünderung wäre aber wohl nicht geschehen, wenn Missionar Schröder nicht geflohen wäre; die Herero hätten ihm nichts zu leide getan. Der Namamissionar Judt, den die Nama auf Gobabis ausgeplündert hatten, weilte unbehelligt auf Okahandja. Ich selbst kam drei Tage lang nicht aus dem Sattel, und konnte manches Unheil verhüten.

Das Schlimmste war, daß fast sämtliche Christen von Okahandja im Jagdsfeld waren und so die Heiden ganz ihren Willen hatten. Sie lieferten Jan Jonker einige Gefechte, dieser aber floh in die Berge. Unterdessen hatte eine Hererobande im Nosob einen Engländer, der trotz Warnung mit seinen drei Bastardknechten ins Jagdsfeld gegangen war, mit diesen, die sie für Nama hielten, in einer Nacht ermordet. Ihr Schrecken am andern Morgen war groß, als sie den Weißen, den Freund Mahareros, den sie im Wagen schlafend geglaubt, auch tot sahen. Sie sandten seinen Wagen, sein Pferd und seine Sachen nach Okahandja. Maharero wollte den Anführer der Bande, Uandjua, erschießen lassen, doch dieser floh. Maharero sandte einen Brief an die Bastards auf Rehoboth und teilte ihnen den Sachverhalt mit; er erbot sich, die Witwen zu entschädigen. Leider aber erreichte dieser Brief die Bastards erst, als sie schon eine Kriegserklärung an die Herero gesandt und sich den Nama angeschlossen hatten. Unsere Bemühungen, die Bastards vom Krieg fernzuhalten, waren vereitelt. Eine Anzahl Bastards, etwa 40, die aus dem Jagdsfeld kamen, ließ Maharero unter Bedeckung nach Rehoboth bringen. Unterdessen kam eine regelrechte Kriegserklärung sämtlicher Namahäuptling an Maharero in hochtrabenden Worten. Die Nama hatten nach ihrer früheren Weise schon im September im Nosob bei Okangondo und Otjituezu an dreißig Viehposten abgeschossen, und sechzig Hirten ermordet. Auf Otjofazu wurde unser blühendes Weizenfeld im Flußbett von den Herden der fliehenden Herero binnen zwei Stunden dem Boden gleich gemacht. Wohl an 10 000 Rinder lagerten dort; sie liefen durstig meist nach Otjituezu zurück und fielen dort den raubenden Nama in die Hände. Nach den Berichten der Missionare Judt und Heidmann von Rehoboth trieben die Nama binnen drei Wochen an 30 000 Rinder dort vorbei. Der fetten Herero-Ochsen waren so viele, daß die Händler den Ochsen für 5—10 Stück Plattentabak von den Nama kauften.

Auf Omaruru und Otjimbingue hatten die Zwartbois ebenfalls schon geräubert und den Krieg fozusagen vom Zaune gebrochen. In der Kriegs-

erklärung befahlen die Nama den Missionaren, das Land zu verlassen, sie könnten für unser Leben und Eigentum nicht einstehen. Am liebsten hätten sie es gesehen, wenn wir aus lauter Patriotismus, „zu ihrer gerechten Sache“, wie sie es nannten, auf ihre Seite getreten wären.

Am 28. Oktober, nicht, wie Dr. Schinz schreibt, am 11. und 12. Dez., kam es zum ersten Gefecht auf Okangondo. Die Herero waren am 23. Okt. mit etwa 2000 Kriegeren unter Führung Wilhelm Mahareros und Riaruas von Otjofazu ausgezogen. Die Kambazembi's und Mbanderu hatten sich auf Otjihaenena mit ihnen vereinigt. Die Nama standen ihnen unter Jan Jonker, Jakobus Jzaak von Bersaba, Petrus von Hoachanas und den Bastards von Kalkfontein, mit 3000 Kriegeren gegenüber. Auf beiden Seiten wurde den ganzen Tag bis zum Abend bitter gekämpft. Jakobus Jzaak soll die Nama mit dem Schambof, der Nilpferdpeitsche, ins Gefecht getrieben und Jan Jonker, auf einem Hügel sitzend, die Geige dazu gespielt haben. Die Nacht machte dem Kampf ein Ende. Die Herero, die an 200 Tote hatten, zogen sich zurück, ebenso die Nama. Am meisten hatten die langen Leute Kambazembi's, die den Bastards gegenüberstanden, gelitten. Als die Nama jedoch am andern Tage, gegen Abend, Spione sandten und diese das Schlachtfeld leer fanden, gaben sie sich als Sieger aus. Auch sie sollen an 200 Tote gehabt haben. Dieser erste Schlag wirkte auf die Herero entmutigend; sie bereiteten sich nun auf Okahandja für ein Hauptgefecht vor.

Die Bastards hatten sich also trotz Mahareros Friedensversicherungen und trotz unserer Bemühungen den Nama angeschlossen. Rehoboth wurde nun der Sammel- und Ausrüstungsplatz der Nama. Die deutschen und englischen Händler dort, Konrad, Gunning, Duncan usw., machten mit den leichtlebigen Nama bei den unzähligen geraubten Rindern enorme Geschäfte. An 2000 Nama- und 400 Bastardkrieger, zu denen David Christian von Bethanien noch mit weiteren 250 kam, sammelten sich dort. Ganz Namaland, die Bastards und die Bergdamra dazu machten sich gegen die Herero auf. Mit zwei großen Kriegsheeren wollte man Okahandja belagern und Maharero gefangen nehmen. In prahlerischer Weise schrieb Moses Witboi, des Sieges gewiß, an Maharero, er komme im Namen Gottes, ihn zu binden; er schloß seinen Brief: „Halleluja! Hurra! der Sieg ist unser!“

Aber uneinig unter sich, wer am ersten Maharero fangen sollte, teilten sich die Nama. Der Häuptling Petrus von Hoachanas kam mit einem Teil der Gobabiser und Witbois am 12. November 1880 nach Katjapja, drei Stunden hinter Otjofazu. Hier wurden sie von den zahlreichen bewaffneten Hirten der Herero empfangen und umzingelt. Petrus fiel im Kampfe; manche Nama stiegen auf die Bäume, ihrer 62 flüchteten sich in die tiefen Brunnen; sie alle wurden von den Herero bis auf den letzten Mann mit Speer und Keule niedergemacht. Es sah schauerlich dort aus. Unter diesen Umständen

hatten wir es für besser gehalten, Djosazu zeitweilig zu verlassen. Am Tage des Gefechtes wurde uns ein Töchterchen geboren. Die Herero hielten dies für ein gutes Vorzeichen! Am 10. Dezember rückten die übrigen Nama und Bastards mit etwa 3000 Mann, 28 Wagen, 4 Karren und 200 Reitern in Dtifango ein. Dieses war nur von den Mbanderu unter Aponda besetzt. Vergeblich sandten diese nach Okahandja um Hülfe. Nach einem halbstündigen Gefecht war der Platz in den Händen der Nama, die Mbanderu flüchteten in die Berge. Den Missionaren dort, Meyer und Eich, geschah zwar kein Leid, aber ihre Habe, ihr Groß- und Kleinvieh, fiel den Nama zur Beute. Die Nama hatten fünf Tote, darunter Daniel Goliath von Bersaba, die Mbanderu zwei. Ein Engländer, man sagte Duncan, hatte die Nama angeführt. „Tot hiertoe heeft de Heer geholpen,“ sagte Jakobus Zzaak zu den Missionaren.

Die Herero gedachten, die Nama auf Dtizewa anzugreifen. Eine alte Kanone wurde auf eine Karre gesetzt, mit 2 Pfund Pulver geladen, Steine wurden als Kugeln hineingestopft, und dann losgebrannt. Das Ding krachte und die Karre kippte um, da befahl Maharero, die Kanone in Ruhe zu lassen. Etwa 2000 Krieger unter Anführung des Wilhelm Maharero und des Feldhauptmanns Riarua zogen am Mittag des 11. Dezember von Okahandja nach Dtizewa. Die Christengemeinde hatte sich vorher in der Kirche zum Gebet versammelt. Kaum war das Heer drei Stunden weg, so hörten wir auch schon das Schießen auf Dtifango. Ein Bote von dort meldete, Dtifango sei in den Händen der Nama. Reitende Gilboten wurden nun nachgesandt und erreichten das Hereroheer bei Djihavara des Abends um 10 Uhr. Dieses schwenkte sogleich nach Dtifango um, und marschierte die ganze Nacht hindurch. Die Nama schliefen noch, die Bastards waren beim Kaffeekochen. Die Sonne geht auf, da ruft Jan Jonker: „Da kommen die Hunde meines Vaters; schnell an die Gewehre!“ Die Nama hatten auf dem Hügel des alten Missionsgehöftes hinter den Felsenklippen eine sehr gute Stellung. Ihre Wagenburg mit all dem geraubten Vieh bedeckte die Fläche nach Osten und bildete dort eine Schutzwehr.

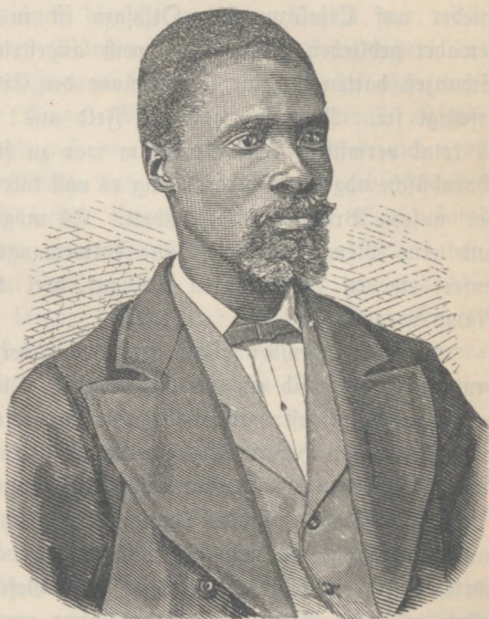
Die Herero teilten sich; die Christen auf dem rechten Flügel wandten sich nach der Fläche im Westen, wo das Missionshaus steht, um die Nama zu umgehen. Die Mehrzahl, die Heiden, stürmten unter furchtbarem Gebrüll, in das sich das Brüllen ihrer Kinder mischte, geradewegs auf das Lager der Nama an. Nach kaum einer Stunde waren diese geschlagen und die Herero Herren des Lagers. Die Nama suchten mit Hinterlassung all ihrer Wagen, von 42 Karren und ihres Viehes ihr Heil in der Flucht. An 120 Nama und nur fünf Herero bedeckten das Schlachtfeld. David Christian von Bethanien und seine Leute hatten tapfer gefochten. Er selbst lag mit 24 seiner Leute tot in den hinteren Schanzen. Es sah schauerlich auf dem Kampfplatz aus. Die Hitze war

furchtbar, und wir konnten am andern Tage die Leichen nicht mehr beerdigen. Obwohl die Herero fast keine Verluste hatten, so kam doch die Freude über den Sieg nicht auf. Wilhelm, „der Kronprinz“ und Liebling des Volkes war verwundet. Er starb in der Nacht des 13. Dezember im Missionshause auf Otjikango in meinen Armen. Die Missionare hatten sich, müde von aller Aufregung, zur Ruhe begeben; ich hielt mit Magdalene, Wilhelms Frau, die Nachtwache bei dem Sterbenden. Ein allgemeines Jammergeschrei, wie ich es selten gehört, ertönte mitten in der Nacht. Auch wir ließen unsern Tränen freien Lauf über diesen hoffnungsvollen, treuen Christen, der uns entrisen war. Er wurde in Otahandja begraben. Maharero war stumm in seinem Schmerz; er besuchte von da ab die Kirche nicht mehr.

Am Nachmittage vor Wilhelms Tod, am 12. Dezember, fand ich, als wir das Schlachtfeld absuchten, neben andern Brieffschaften auch einen Brief von Moses Witboi an Jan Jonker; er war auf Charui geschrieben. In diesem Brief bat Moses die Namahäuptlinge, ihm nicht zu zürnen, wenn er eher als

sie nach Otahandja käme und sie Maharero mit Ketten gebunden finden würden! Als wir nach dem Missionshaus kamen, kam aber schon ein Bote von Otjosazu mit einem Brief von einem Getauften an mich, der besagte, Moses Witboi sei mit zwölf Wagen, einem Heer Nama nebst Frauen und Kindern am 12. Dezember auf Katjapia angekommen; den Hirten sei die Munition ausgegangen, sie bäten um Hülfe. Da kam Feuer in die müden Herero; alles eilte nach Katjapia.

Als ich mit Herrn Bam am 14. Dezember abends spät auf Otjosazu eintraf, tobte der Kampf noch auf Katjapia. Die Herero zogen sich in der Nacht etwas zurück, um sich auf Oviombo bei den Fleischtopfen zu stärken. Tjetjoo war ihr Führer. Da entkam ihnen Moses bei einem starken Gewitter mit vier Wagen. Die Herero hatten sechs Tote, die Nama 65, unter ihnen war auch der Bruder Hendrik Witbois. Es sah auch dort grausig aus. Die



Wilhelm Maharero.

Gebeine der im Oktober dort gefallenen Nama sahen wir ebenfalls noch in den Brunnen liegen. Unsere Christen begruben auf mein Drängen hin die überall herumliegenden toten Nama. Uns selbst wäre es beinahe übel ergangen. Heidnische Herero hielten uns am frühen Morgen, als wir dort ankamen, für Nama und zielten auf uns. Ich schrie sie in ihrer Sprache an, da erkannten sie mich und entschuldigten sich. Die Herero pflanzten nachher ihre Tabaksgärten auf den Gräbern der Nama. Am 23. Dezember zogen wir wieder auf Otjofazu ein; Otjofazu ist in all den Stürmen vor den Nama bewahrt geblieben. Die neue, weiß angestrichene Kirche, die Häuser und die Schanzen hatten auf die Namaspione den Eindruck gemacht, daß Otjofazu stark befestigt sei. Aber wie sah das Feld aus! Die unzählbaren Rinder hatten es total verwüstet, kein Grashalm war zu sehen, die Tiere hatten sogar die Dornbüsche abgenagt; überall lag es voll toter, verhungertes Ochsen; 200 allein bei unsern Brunnen im Flußbett. Es mögen wohl am 2000—3000 Rinder und eine Menge Kleinvieh an Futtermangel dort umgekommen sein. Auch unsere eigenen Tiere waren bis auf drei Kühe eingegangen oder von den Nama geraubt.

Am 2. Dezember 1880 hatten die vereinigten Herero von Otjimbingue den Nama bei Ubib ein Gefecht geliefert. Die Nama hatten die Wasserbrunnen besetzt, und die fast verdursteten Herero verloren das Treffen. Hier fiel auch einer der besten Herero, Salomo Kamario, und andere. Auch die Nama hatten fünf Tote und elf Verwundete. An ebendenselben Tage überfiel Petrus Zwartboi mit einer Bande Topnaars plötzlich das leere Otjimbingue, plünderte drei Tage lang und nahm auch das Vieh der Weißen dort mit fort. Als er hörte, daß auch seine Mutter in dem Gefecht bei Ubib getötet worden sei, kehrte er noch einmal nach Otjimbingue um, mit dem festen Entschluß, alle Hererofrauen und Kinder dort zu ermorden. Die Krieger von Otjimbingue waren noch draußen im Feld, ihre Frauen und Kinder flüchteten sich ins Missionshaus und in die Häuser der Weißen. Es gelang den Missionaren Brinker, Böhm und Bernsmann noch eben, ein schreckliches Blutbad zu verhindern. Petrus plünderte nun auch die Häuser der Herero aus. Missionar Bernsmann brachte die Herero-Frauen und -Kinder nachher ins Feld zu den übrigen.

Im Januar 1881 kamen die Nama abermals nach Otjimbingue, das aber diesmal mit 40 Bewaffneten besetzt war, die den Platz tapfer verteidigten. Auch in Omaruru hatten die Nama kein Glück, sie verloren dort nebst vielen anderen fünf ihrer bedeutendsten Leute. Im Osten raubten die Gobabiser und Gibeoner unter Paul Bisser, dem Schwiegersohn des Moses Witboi. Sie verübten dort schauerliche Dinge. Auf Otjisanna z. B. überfielen sie einige Verste Herero bei Tagesgrauen. Sämtliche Männer waren abwesend und in einem Gefecht auf Ombingana. Da trieben sie die Frauen und Kinder in

einen Kraal, und steckten diesen in Brand; an 104 Frauen und Kinder wurden getödet. Einigen Frauen schnitten sie die Hände und Füße ab und zogen ihnen die Kopfhaut herunter. Der Kamurangische Stamm wurde vernichtet. Die Mbanderu waren nirgends vor diesen Räubern sicher.

Am 21. November 1881 kamen Moses Witboi und Jan Jonker mit 17 Wagen und 1500 Kriegern nach Osona, unterhalb Okahandja. Auch die Herero waren in großer Zahl in Okahandja vereinigt. Am 22. wurde den ganzen Tag gekämpft. Am 23. gingen die Herero zum Sturm vor. Die heidnischen Weiber liefen hinter ihren Männern mit ihrem Kriegsgeheul her und feuerten sie an, die christlichen Frauen lagen in der Kirche auf ihren Knien und baten Gott um den Sieg. Maharero und Riarua an der Spitze, stürmten die Herero wütend auf die Nama ein. Moses und Jan Jonker trieben ihre Leute mit der Peitsche ins Gefecht, aber vergeblich. Die Nama flohen in hellen Haufen und ließen ihre 17 Wagen im Stich, samt 150 Toten. Das Siegesgeschrei der Herero wollte nicht enden; alle aber, Heiden wie Christen, bekannten laut: „Der Gott der Christen hat uns den Sieg gegeben, die Getauften sind lauter Helden und fürchten keine Kugel; der Sieg kommt von Gott.“ So bekannten auch die Anführer. Die Herero benannten nach diesem ausgedehnten, „weiten“ zweitägigen Kampf das Jahr 1881: ombura johara, Jahr der Weite. Auch die Omaruruer und Otjimbingue-Herero lieferten den Nama ein siegreiches Gefecht. Die Nama flohen nach Haichamgab, und die Herero verfolgten sie. Der englische Beamte in Walfischbai glaubte sich bedroht; denn er hatte wegen der Topnaar-Hottentotten, die er zum Krieg ermutigt hatte, kein gutes Gewissen. Im Geist sah er schon die Herero über die Fläche nach Walfischbai stürmen. Er wartete diese Gefahr nicht erst ab, sondern floh auf einem grade daliegenden Schiff nach Kapstadt und verleumdete nun hier die Missionare auf Otjimbingue aufs ärgste. Hieraus haben später unkundige deutsche Reisende die Fabel gemacht, die deutschen Missionare hätten die Engländer aus dem Lande vertrieben! Die Kapregierung sandte nun in der Person des früheren Missionars H. Hahn einen Bevollmächtigten ins Hereroland, den Frieden zu vermitteln. Es gelang diesem auch, einen leidlichen Frieden zwischen den Herero und Bastards sowie den Zwartbois im Februar 1882 herzustellen. Die Zwartboi zogen nach dem Norden, nach Jeshfontein, und beraubte dort die Ovambo. Ebenso wurde der alte Missionsveteran, Missionar Krönlein in Wynberg, mit einem ernstern Schreiben der Missionsgesellschaft an die Namahäuptlinge gesandt, sie sollten Frieden machen. Es gelang ihm auch, sie sämtlich für den Frieden zu gewinnen. Alle kamen nach Rehoboth, nur Moses Witboi weigerte sich. Maharero sandte seine Vertreter nebst den Missionaren Brinker, Diehl und Eich ebenfalls dorthin. Am 14. Juni 1882 wurde der Friede geschlossen und festgesetzt, daß Gut und Eigentum, welches die beiden kriegführenden Parteien

einander abgenommen, bei den gegenwärtigen Besitzern verbleiben sollte. Die Nama freilich hatten nichts mehr von ihrem Raube über und forderten von Maharero 20 000 Ochsen als KriegsentSchädigung. Doch wurde nichts daraus. Eine Kommission solle von der englischen Regierung ernannt werden, welche die Streitigkeiten wegen der Grenze ordnen solle usw.

Dieser Friede hätte für alle eine Wohlthat werden können, wenn nur die Nama es aufrichtig gemeint hätten. Doch schon während der Verhandlungen hatten Jan Jonkers Leute den Bastards eine Anzahl Ochsen geraubt. Desgleichen zerfleischten sich die Nama nun untereinander. Jan Jonker überfiel die Hoachanasser und beraubte sie. Moses Witboi beraubte mit Jan Jonker die Bastards, ebenso griff ein Teil der Zwartbois unter Abraham Zwartboi am 16. November die ahnungslosen Bastards an; sie raubten und plünderten und steckten Rehoboth in Brand. Auf beiden Seiten gab es Tote, und Abraham selbst erlag, durchs Knie geschossen, seinen Wunden. Die Bastards riefen nun in ihrer üblen Lage die Herero um Hülfe an. Jan Jonker hatte sich mit seinen Leuten in den Gansbergen, Otjitenge, festgesetzt, und raubten von dort aus. Die Herero und Bastards griffen ihn in diesem seinem Felsenest an und machten große Beute. Auf dem Rückzuge jedoch verloren die Herero einige ihrer tüchtigsten Leute, zwei nahe Verwandte Mahareros.

Moses Witboi setzte unterdessen seine Raubzüge im Osten fort. Im Juni 1883 überfiel er die ahnungslosen Mbanderu bei Tagesgrauen und richtete ein graufiges Blutbad unter ihnen an, wobei 38 Männer und 42 Frauen und Kinder getötet wurden. Auch Paul Biffer trieb sein Räuberhandwerk weiter, hatte aber kein Glück und verlor auf Okaharui acht Tote. Da vereinigten sich Moses und Biffer. Moses wurde nun von Biffer vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurteilt und erschossen. Maharero war, um den Bastards näher zu sein, nach Windhuf gezogen und erließ von dort aus einen Aufruf an alle Hererokrieger. Unterdessen hatten auch die Kollschen, die Groottoten einen Raubzug nach dem Osten gemacht. Am 1. August 1883 umkreisten etwa 800 Nama das Lager der Mbanderu und östlichen Herero auf Dupembameva wie hungrige Wölfe. Es herrschte eine furchtbare Kälte. Ehe sich's die Nama versahen, waren sie von den Herero in ihren Felsen-schluchten umzingelt. Alles, was nicht die Flucht ergreifen konnte, machten die Mbanderu nieder. An 102 Nama blieben auf dem Kampfplatz. Andere Flüchtlinge, die sich bis hinunter nach Drumbo in die Erdschweinlöcher versteckt hatten, wurden mit Speeren getötet. Von den Gewehren konnten beide Teile wenig Gebrauch machen; die Hände froren an den Gewehrläufen fest. Die Groottoten waren vernichtet, nur Koll, ihr Anführer, entkam mit einigen Leuten. Als ich am 3. August dort ankam, sah es schauerlich aus. Auf meiner Rückreise sah ich auch noch die Greuelstätten, die Paul Biffer und

Moses Witboi hinterlassen hatten; die Knochen und Schädel Ermordeter lagen in Menge umher.

Gegen Mitte des Jahres 1884 tritt nun Hendrik Witboi in den Vordergrund. Es ist schon so vieles über den Charakter dieses Mannes geschrieben worden, daß ich hier nicht noch mehr hinzufügen möchte. Wer den sanguinischen Charakter der Nama nicht kennt, wird auch Hendrik nicht verstehen lernen. Gefichte sehen, in überspannter Gemütsaufregung handeln, ist den Nama eigen. Wunderliche Träume sind bei ihrer erregten Phantasie nicht selten. Darum hier nur soviel über seinen Lebensgang bis dahin. Als Kind getauft, war er in seinen Jünglingsjahren einer der besten Schüler des Missionars Olpp. An den Raubkriegen seines Vaters nahm er zuerst nicht teil; jetzt wollte er sich selbst zum Alleinherzcher aller Nama machen und ein allgemeines Friedensreich gründen, dem er auch die Herero zwingen wollte beizutreten. Alle aber, die seinem Plan entgegen wären, glaubte er bekämpfen zu müssen, und wer sich ihm nicht unterwerfen wollte, müsse ausgerottet werden. So verließ Hendrik mit all seinen Leuten die Station Gibeon, um sein ihm von Gott aufgetragenes Friedenswerk durchzuführen. Er gab vor, Offenbarungen von Gott zu haben, und seine Leute schenkten seinen angeblichen Offenbarungen unbedingten Glauben. Doch bewußt oder unbewußt folgte er auch einem andern Antrieb. Der Engländer Duncan, der Munitionslieferant der Witbois, ein geschworener Feind der Herero, hatte eine Unmenge Schulden bei ihnen ausstehen. Er hezte Hendrik gegen die Herero auf, deren Herden ihm allein eine sichere Bezahlung versprochen. Duncan war der böse Engel Hendrik. Zunächst nun wandte sich dieser mit 280 Bewaffneten nach Rehoboth, wo er im Juni 1884 ankam. Hier wollte er die Bastards für sein Friedenswerk gewinnen. „Nicht darum sei es ihm zu tun, zu rauben und zu plündern, sondern seinen göttlichen Auftrag zu erfüllen.“ „Ich gehe, Maharero zum Frieden zu zwingen. Gott sendet mich und hat mir ein Licht am Himmel gezeigt, dem ich folgen muß. Dieser Stern zeigt mir den Weg zum Frieden.“ Die Bastards weigerten sich jedoch, sich ihm anzuschließen. So zog Hendrik allein gegen die Herero weiter.

Am 27. Juni schon kam es zum Kampfe mit Mahareros Leuten. Das gegenseitige Beschießen dauerte zwei Tage lang. Hierbei fiel unser tüchtiger Schullehrer Josaphat, der Sohn Maruas, ein bewährter Christ und Krieger. Die Nama begannen ihr Tagewerk mit Gesang und Gebet, die Herero, unter denen Missionar W. Eich als Feldprediger weilte, ebenso. Die Nama erbeuteten gleich am ersten Tage 30 Viehherden der Herero, diese gewannen sie am andern Tage zurück. Am dritten Tage, mitten im Gefecht, schrie ein Bergdamra von Hendriks Leuten: „Friede, Friede.“ „Ja, Friede,“ ruft Hendrik und läßt sofort die Gewehre schweigen; denn nun war es ihm klar

geworden, er wollte ja Frieden machen. Auch die Herero stellten auf den Ruf „Friede“ das Schießen ein. Maharero ließ Hendrik wissen, wenn er Frieden wolle, solle er von seinem Berge herunter kommen. Dies geschah. Beide Parteien lagerten dicht nebeneinander und schüttelten sich die Friedenshände. Die Hererocristen waren durch Hendrik wie bezaubert, sie sagten nachher: „Es war uns, als ob Gott selbst durch „Korta“, den Kurzen, mit uns redete, seinem Frieden konnten wir nicht widerstehen.“ Eine Abteilung Nama raubte während des nun folgenden Friedensessens den Herero 300 Rinder. Hendrik sandte gleich 50 seiner Reiter, ließ den Raub zurückholen und gab ihn zum Beweis seiner Aufrichtigkeit den Herero zurück. Er verlangte nun von Maharero die Zurückgabe von Gobabis an die Bleedermas und von Windhuk an Jan Jonker; davon wollte jedoch Maharero nichts wissen. Die Herero zogen wie bezaubert nach Okahandja zurück. Hendrik behielt als Siegeszeichen das Gewehr und Pferd des gefallenen Josaphat und zog als Friedensfürst wieder in Gibeon ein.

Am 13. Oktober 1885 finden wir ihn jedoch wieder, wohl ausgerüstet, auf dem Zuge gegen Okahandja. Unterwegs kehrte er auf Otjizeva ein, und Missionar Eich mußte ihnen noch zweimal Gottesdienst halten. Auf Osona, jenseits des Flusses, machte er Halt und verschanzte sich. Die Herero waren, gewarnt, zahlreich in Okahandja versammelt. Ich ritt auch dorthin, um die deutschen Bevollmächtigten, Büttner und Dr. Göring, zu begrüßen. Am 12. Oktober erhielt Maharero einen Brief von Hendrik des Inhalts: „Lieber Bruder Maharero, mit Gottes Hülfe bin ich so weit gekommen. Aber meine Leute sind hungrig und müde und können Okahandja kaum erreichen. Sei so gut und sende deinem Bruder einiges Schlachtvieh, etwas Kaffee, Zucker und Tabak. Ich grüße dich herzlich und bin dein Bruder Hendrik.“ Maharero sandte fünf fette Schaf Hammel und die Deutschen etwas Kaffee, Tabak und einige Flaschen Wein. Maharero sagte ganz friedfertig: „Die armen Kerle haben Hunger; laßt sie essen, damit sie besser laufen können.“ Ein Brief wurde beigelegt mit dem Bemerkten, es sei doch sonderbar, wenn Hendrik den Frieden wolle, weshalb er sich denn so verschanzt habe und mit solcher Macht komme?

Auf Osona stand das Flußbett voller Weizen, Maharero hatte deshalb verboten, Vieh im Flußbett zu tränken und dieses zu überschreiten. Am 15. fanden die Friedensverhandlungen am diesseitigen Ufer statt. David von Otjofazu war Dolmetscher. Er erzählte mir hernach: „Gerade als eben die Verhandlungen gut im Gange waren, kamen einige Nama nach dem Fluß, um Wasser zu schöpfen. Die Hererohirten machten ihnen böse Gesichter. Die Nama rannten zu ihrem Lager, schossen einige Gewehre ab, und ehe wir es dachten, lagen sich die Herero und Nama, wie zwei böse Hunde, an den Hälsen.“ Die Herero stürmten hinüber und umzingelten die Nama, die tapfer

fochten. Sie schossen aus der nächsten Nähe meist über die Köpfe der Nama hinweg. Hendrik durchbrach mit einem Teil seiner Leute die Umzinglung und ließ alles im Stich. Die Herero erbeuteten 130 Pferde und sieben Wagen und Karren, doch hatten sie an 192 Verwundete. Das ganze Gefecht dauerte kaum eine Stunde.

Hendrik aber, durchaus nicht entmutigt, sann auf Rache. In einem Briefe an Maharero schrieb er diesem: „Darum, daß du meinen Frieden durch Verrat besudelt hast, werde ich jetzt kommen und dich wie ein wildes Tier totschießen.“ Er hielt Wort. Maharero hatte zwar Spione ausgesandt und ihnen zwei Ochsen als Wegzehrung mitgegeben. Diese aber schlachteten die Tiere in den Bergen von Otjihavara und legten sich dann schlafen. So konnte sich Hendrik mit 500 Mann in der Nacht an ihnen vorbeischieleichen und unbemerkt nach Okahandja marschieren. Als die nichtsahnenden schlaftrunkenen Herero am Morgen erwachten, flogen ihnen schon die Kugeln um den Kopf, und beinahe wäre es Hendrik gelungen, Maharero gefangen zu nehmen. Die Herero sammelten sich jedoch schnell und fochten den Tag über tapfer. In der Nacht flohen die Nama abermals. Die Herero verfolgten sie gegen ihre sonstige Taktik diesmal bis nach Windhuk, stürmten dort das Namalager und jagten diese bis nahe an Rehoboth. Hendrik verlor alles; 40 tote Nama bezeichneten den Weg seiner Flucht. Seine Macht war gebrochen. Er setzte sich jetzt deshalb in den unzugänglichen Gansbergen fest und betrieb von dort aus sein Friedenswerk, d. h. Freibeuterei. Heute erschien er hier, morgen dort und trieb den Herero die Herden weg. Im Nosob überfiel er die sorglosen Mbanderu zweimal, wurde aber in die Flucht geschlagen, wobei viele fliehende Nama in dem laufenden Nosob umkamen. Im Mai 1886 machten die Herero von Okahandja mit denen von Otjimbingue Hendrik einen Besuch in den Gansbergen, konnten ihm aber nichts anhaben. Sie meinten, diese Berge seien für Teufel geschaffen, aber nicht für Menschen. Ehe sich die Otjimbinguer aber versahen, kam Hendrik im Juli dorthin, fand wenig Widerstand und raubte die Herden der Herero und Weißen. Hierdurch ermutigt, kam er im April 1887 zum zweitenmal nach Otjimbingue. Es kam bei Isaobis zum Gefecht, wobei ein Herero-Großer, Elisa, fiel. Am 17. griff Hendrik den Platz selbst an. Um das Missionshaus und das Hälbichsche Gehöft, wohin sich 350 Hererofrauen und Kinder geflüchtet hatten, tobte der Kampf hin und her. Hendrik ließ den nördlichen Teil der Hererowerst in Brand stecken und zwei Herero-Briefboten vor den Augen des deutschen Kommissariats erschießen, desgleichen raubte er den Deutschen 1627 Patronen und eine Menge Munition nebst 1000 Stück Großvieh und 70 Pferden. Diese gab er, soweit sie der kleinen Schutztruppe und den Missionaren gehörten, später wieder heraus. Am 3. und 7. Juli 1887 raubte er den Platz vollends aus, ohne daß die kleine Schutztruppe es verhindern konnte.

Unterdeffen bekämpften sich die Nama untereinander. Hendrik suchte darum auch bei ihnen sein Friedenswerk weiter zu führen. Es war die Zeit, da Biffer sich mit seinem Vater Moses Witboi veruneinigte. Hendrik nahm Rache dafür an dem Beldschuoträger-Häuptling Arisimab, der sich Biffer angeschlossen hatte, und ließ ihn erschießen. Biffer wieder, so sagt man, rächte das mit dem Tode seines Vaters. Im Juli 1888 ließ Hendrik schließlich auch Paul Biffer erschießen.

Nun kam die Reihe an Jan Jonker. Die Beldschuhträger waren fast vernichtet. Zu Jonker hatte sich der Rest von diesen geflüchtet. Unweit Tsaobis kam es am 10. August 1889 zum Kampf zwischen Jan Jonker und Hendriks Leuten. Jan Jonker bat um Friedensverhandlungen, wurde aber bei der Zusammenkunft von Hendrik erschossen. Hendrik wandte sich nun nach dem Süden und züchtigte dort die noch übriggebliebenen Beldschuhträger. Hierauf wandte er sich gegen Hoachanas, dessen Häuptling Manasse sich unter die deutsche Schutzherrschaft gestellt hatte. Ja, wo war Hendrik nicht? Die Hoachanasser wurden im März 1889 zweimal überfallen und bis aufs letzte ausgeraubt. Darauf suchte Hendrik Dzimbingue am 11—14. September 1890 nochmals heim. Es entspann sich oberhalb Tsaobis ein Kampf auf Leben und Tod, wobei auch der Häuptling von Dzimbingue, Elias, fiel. Hendrik brach am Abend das Gefecht ab und marschierte in der Nacht direkt nach Dzimbingue, das nur von 20 Kriegeren besetzt war, die sich auf den Pulverturm geflüchtet hatten. So war es ihm möglich, Dzimbingue auszurauben. Am 17. bemächtigten sich die Herero des Platzes wieder. Sie hatten an 30 Männer und Frauen nebst vielen Viehherden zu beklagen. Im Januar 1890 schoß Hendrik auf Djiuze einige Viehposten ab und ermordete Frauen und Kinder. Bald darauf war er wieder am Nosob und raubte den Mbanderu an 4000 Stück Großvieh und 1000 Stück Kleinvieh. Die Händler hatten gute Zeiten. Duncan brachte Hendrik Anfang 1890 sechs Wagen Munition, 70 000 Patronen, 1200 Pfund Pulver und 7000 Pfund Blei; auch einem deutschen Händler schuldete Hendrik im März 1891 nicht weniger als 12 000 M. für Munition; ein anderer deutscher Händler, B., soll Hendrik acht Wagen voll Munition nach Gibeon gebracht haben.

Maharero war im Oktober 1890 plötzlich gestorben. Nun gedachte Hendrik, den Okahandjaern den Garaus zu machen. In Okahandja war man ahnungslos. „Die Schutztruppe war ja in Windhuk und schützte die Herero,“ so dachte man! Auch in Windhuk war man ahnungslos. Wie eine Katze schlich sich Hendrik mit seinen Reitern an Windhuk vorbei nach Okahandja. Am 19. Sept. 1891 ritt er mit Zzaak, seinem Unterhäuptling, und 70 Reitern früh morgens im Sturm in Okahandja ein, um Samuel Maharero gefangen zu nehmen. Es gelang ihm jedoch nicht, das Haus Samuels zu erblicken. Einige 20 Nama hatten sich dicht neben diesem verborgen. Da zündeten die

Herero das Haus an und schossen die Nama bis auf zwei nieder. Hendrik ritt im Sturm mitten durch die Kugeln der Herero zurück, kam aber wieder und stürmte nochmals, wurde nun aber unter großen Verlusten zurückgeschlagen. Jetzt schlüpfte er ebenso schnell wieder an Windhuk vorbei in die Gansberge.

Im Mai desselben Jahres überfiel er zwischen Gorebis und Dieptal eine Anzahl Bastardwagen, tötete 12 Bastards, raubte die Wagen aus und verbrannte sie. Die Schutztruppe auf Tsaobis hörte zu spät hiervon, war aber auch zu schwach, um einzugreifen. Im November 1891 überfiel Hendrik die Herero auf Otjituezu, raubte ihnen 2000 Rinder und tötete einige Hirten. Im Dezember 1891 überfiel er nochmals Hoachanas, kehrte in Otjimbingue zum siebentenmal ein und beraubte die Viehposten dort.

Im Februar 1892 war er schon wieder im Nosob bei Drumbo, wo er jedoch eine Niederlage erlitt, 120 Tote zurückließ und flüchten mußte. Dieses Gefecht hätte Hendrik beinahe das Leben gekostet. Nur mit 30 Reitern entran er mitten durch die überraschten Mbanderu hindurch. Ein im Grase versteckter Nama erschoss dabei den Sohn Karl des Salomo Aponda. Die Mbanderu trafen ihn mit drei Kugeln am Kopfe und ließen ihn für tot liegen. Als sie jedoch von der Verfolgung zurück kamen und ihm die Kleider abnehmen wollten, war der Nama verschwunden. In zwei Tagen flüchtete er nach Rehoboth, wo er Missionar Heidmann seinen Kopf zeigte. Die Nama haben eisenharte Schädel.

Hendrik saß wieder in seinem Felsenest und spottete aller Schwarzen wie Weißen. Dieses sein Treiben war die Antwort auf das Ultimatum des Reichskommissars Dr. Göring vom 19. Mai 1890. Wollten die Deutschen nicht den gänzlichen Ruin der Herero zulassen, so mußten sie etwas tun. Dr. Göring hatte darum Hendrik im Namen der deutschen Regierung ernstlich ersucht, sein Räuberhandwerk aufzugeben. Hendrik hatte mit einem vier Seiten langen Brief an Maharero geantwortet, der Hornfrans, 30. Mai 1890 datiert war. Den ganzen Brief, den ich in wörtlicher Abschrift habe, hierher zu setzen, geht nicht an. Er ist aber zu charakteristisch für Hendrik. Er schreibt an Maharero: „Ich habe gehört, daß du dich unter deutschen Schutz gestellt hast und Dr. Göring volles Recht erhalten hat zu befehlen. Ich nehme dir das sehr übel. Du nennst dich selbst Oberhäuptling von Hereroland, d. h., die Herero-Nation ist ein selbständiges Königreich in ihrem Land, und die roten Nationen, die sind auch selbständige Königreiche, grade wie Deutschland und England Königreiche mit verschiedenen Völkern sind. Jedes Volk hat sein eigenes Land und seinen eigenen König, der zu befehlen und zu regieren hat. Kein anderer Mensch oder Häuptling hat das Recht, dem andern zu befehlen. Alle, auch wir, sind allein Gott, dem König aller Könige, verantwortlich; ihn allein sollen wir um Hilfe, Rat, Kraft, Schutz und Trost in allen Angelegenheiten des Lebens bitten. Er gibt allen gerne, die ihn darum bitten. Und

„nun, lieber Häuptling Maharero, du hast eine andere Regierung angenommen, um durch eine menschliche Regierung beschirmt zu werden, zum ersten und letzten gegen mich.“ Hendrik macht weiter dem Maharero bittere Vorwürfe, daß er töricht gehandelt habe, indem er sich und seine Nation und Land Dr. Göring unterstellt habe, und von Gott abgefallen sei. Er werde es noch bitter bereuen. Er und Dr. Göring, die sich doch nie einig seien, hätten sich jetzt wie Herodes und Pontius Pilatus geeint, ihn, Hendrik, zu verderben; „Du wirst es bitter bereuen, daß du dein Land an die Weißen gegeben hast, statt dich unter Gottes Schutz zu stellen.“

Als im März 1891 Major von François mit seinem Bruder und Dr. Ludloff Hendrik in Hornkrans besuchten, erhielten sie die Antwort, „es fielen ihm nicht ein, sich dem deutschen Schutz zu unterstellen.“

Im April 1892 versuchten die Herero nochmals, Hendrik in Hornkrans anzugreifen, aber sie erlitten eher eine Niederlage als einen Sieg. Doch auch Hendrik hatte wieder starke Verluste. Wer den Kirchhof in Hornkrans gesehen hat, weiß, wie viele Gräber dort sind.

Vom April 1893 an übernahm endlich die deutsche Schutztruppe 'den Kampf gegen Hendrik. Er wurde nun unterworfen und fügte sich anscheinend unter die deutsche Schutzherrschaft. Doch die genauere Darstellung dessen gehört nicht hierher.

Das traurige Bild, welches uns die immer neuen Kriege der Herero und Nama miteinander bieten, bedarf zum Schlusse noch eines Wortes über die beiderseitige Kriegsführung. Manche Reisende haben die Herero als ganz besonders mordlustig und blutdürstig hingestellt. Sie hätten die Frauen und Kinder ihrer Feinde abgeschlachtet, die Toten aus den Gräbern gegraben, an ihnen noch Rache geübt, sich überhaupt ganz bestialisch benommen. Dahingegen werden die Nama gelobt, besonders ist man über die Witbois des Lobes voll. — Der Charakter der Herero soll dem Blutdurst eines wilden Tieres gleichen, sagt man. Man vergißt hierbei, daß alle Naturvölker, mögen sie schwarz, rot oder weiß sein, grausam und blutdürstig sind. Auch unsere alten Germanen, die Wenden usw. zeigen sich uns so. Auch sie schnitten wohl Gefangenen bei lebendigem Leibe die Zunge aus und verübten ähnliche Grausamkeiten wie die Herero. Die Greuel dieser in den Kriegen von 1846—1869 sollen nicht geleugnet werden. Sie waren damals nicht nur tief gesunkene Heiden, sondern auch von den Nama aufs grausamste behandelt worden. Auch daß die heidnischen Herero noch an toten Feinden Rache übten, soll nicht in Abrede gestellt werden. Es hängt dieses jedoch mit ihren religiösen Vorstellungen zusammen. Die Herero sind nicht so materialistisch gesinnt wie so viele Weiße, die mit dem Tode alles aus sein lassen. Der Herero glaubt an ein Fortleben auch des Toten. Dieser ist für ihn nicht tot, sondern lebt und fühlt noch wie ein Lebender. Darum nimmt er auch Rache an ihm wie an einem Lebenden.

Die Herero kämpften zuerst mit Affagai und Keule. Diese Kampfesart brachte schon an sich manche Greuel mit. Der Herero verteidigte sein Vieh seinen Feinden gegenüber wie gegen Löwen und Tiger, die seine Herden zerrissen. Wie die Nama über die Herden der Herero herfielen, haben wir genugsam gehört. Da klingt es sehr rücksichtsvoll gegen diese, wenn ein großer Reisender dazu sagt: „Die Herero mißhandelten dieserhalb die Nama.“ Die Herero haben hier überall als echte Naturmenschen gehandelt. Aus den Kriegen 1880—1893 aber können wir Missionare den Herero das Zeugnis geben, daß sie sich weit menschlicher gegen ihre Feinde benommen haben. Dieses Zeugnis kann ich den Nama, den Jonkerschen, Witbois, Jesschen, Kollschen usw. nicht geben. Reisende und andere haben die Tatsachen hier in gehässiger Weise auf den Kopf gestellt. Es sind beglaubigte Dinge, daß die Jonkerschen 1850 in dem Blutbad auf Okahandja Frauen und Kindern der Herero nicht allein die Hände und Füße abgeschnitten, sondern auch den Leib aufgeschlitzt haben. Ich habe selbst noch manche solcher Krüppel ohne Hände und Füße gesehen. Ganze Werfte, die ich selbst gekannt habe, sind in dem Kriege von 1880—1892 von den Nama einfach vernichtet worden. Ich erinnere nur an jenes unmenschliche Morden der Nama auf Otjisauna, wo an 100 Hererofrauen und Kinder von ihnen hingeschlachtet wurden. Ja selbst unter dem viel gelobten Hendrik Witboi kamen solche Dinge, sogar mit seinem Wollen und Wissen, vor. Er selbst hat sich solcher Taten den Bastards gegenüber gerühmt, „wie er mehrere Werfte niedergemacht, d. h. ausgemordet habe.“ Ein Missionar schreibt über Hendriks Vorgehen im Fischfluß: „Die Berichte über Hendriks Mordtaten lauten sehr traurig, nach diesen muß Hendrik bereits zu einem Scheusal herabgesunken sein. Er soll mehrere friedliche Namawerfte im Fischfluß auf greuliche Weise niedergemacht, Kinder vor den Augen der Mütter ermordet und darauf allen Frauen die Kehle haben abschneiden lassen. Die Berichte der Boten lauten so schauerlich, daß sich das Gefühl sträubt, sie niederzuschreiben.“ Ich selbst habe im Jahre 1883 noch die Zeichen solcher Greuel, welche die Witboischen im Nosob verübt hatten, gesehen und eine Frau mit abgeschnittener Hand verbunden. Da ist es nichts anderes als eine Entstellung der Tatsachen, wenn man von den Herero nur als von Beesten, Hunden und Schurken redet und ihnen gegenüber das Lob der Nama singt. Es klingt schauerlich, was übelwollende Weiße über die Blutgier der Herero berichtet haben, wie sie gewisse Fleischteile ihrer Feinde gekocht und verspeist haben sollen. Solche Märchen laufen ja im Lande um. Auch ich habe sie gehört, aber trotz meiner vielen Nachforschungen nicht bestätigt gefunden. Auch in den Sagen der Herero findet sich nichts, was solchen Kannibalismus vermuten ließe.

Vierzehntes Kapitel.

Zehnjähriger Friede und englisches Protektorat.

Es würde zu weit führen, all die Unrichtigkeiten zurechtzustellen, welche C. von François hierüber in seinem Buche niedergeschrieben hat. — Sowohl den Missionaren als dem Volk wie auch den Kaufleuten und Händlern konnte bei der damaligen Lage nichts erwünschter sein, als daß eine christliche Regierung die Eingeborenen unter ihre Schutzherrschaft stellte. England dachte wohl bis zum Jahre 1870 noch nicht daran, solches zu tun. Es galt der Regierung am Kap als ganz selbstverständlich, daß jene Länderstrecken nordwärts vom Orangesfluß bis zum Kunene englische Interessensphäre seien. Darum erschien es auch der Mission und den etwa 200 Weißen im Lande als ganz natürlich, daß die englische Regierung auch die Pflicht habe, die Eingeborenen zu schützen. Es war aber nicht das Werk der Missionare, daß die englische Regierung dazu schritt, und noch weniger war es ihr Werk, wie von François irrtümlich sagt, daß die Kapkolonie und die britische Krone auf Südwestafrika verzichteten. Schon im Jahre 1870 suchte die Kapregierung zwischen den Herero und Nama zu vermitteln. Es war ähnlich damit wie mit ihrem Abkommen mit dem Häuptling Wilhelm Christian auf Warmbad und seinen Bondelzwards. Mit diesen war die englische Regierung einen Vertrag eingegangen, in dem sich diese Nama verpflichteten, ihre Leute gegen die damals raubenden Koranas mit zu Dienst zu stellen. Sie taten das treulich, und die Häuptlinge der Bondelzwards erhielten von der britischen Krone dafür jährlich Subsidien Gelder bis zu 500 Pfund Sterling. Zur Errichtung des englischen Protektorats über das Namaland kam es jedoch erst im Jahre 1876. Da erklärten sich sämtliche Namahäuptlinge bereit, die englische Oberherrschaft anzuerkennen. Ganz anders lagen die Dinge im Hereroland. Die Herero hatten tatsächlich ihre Befreiung von dem Joch der Nama den Engländern zu verdanken. Hieraus erklärt sich die große Vorliebe der Herero für die Engländer bis heute. Schon im Jahr 1870, kurz nach dem Friedensschluß, sahen die Herero, daß es Jan Jonker auf Windhof nicht ernstlich um Frieden zu tun war. Da sandten die Häuptlinge Maharero und Aponda Anfang 1872 an den Gouverneur von Kapstadt, Sir Henry Barkley folgende Bittschrift: „Wir bitten, das Excellent Britishch Gouvernement wolle uns Rat und Beistand gewähren, unser armes Land zu regieren und ihm zu helfen. Die Nama werden nicht Frieden halten. Wir bitten das Gouvernement, daß es Gesetz und Ordnung in unserm Lande aufrichte und uns beschütze. Wir bitten das Gouvernement, unsere Bitte uns nicht zu versagen und Erbarmen mit uns zu haben.“

Dazu kam noch, daß die Trekburen ihr Augenmerk auf das Hereroland richteten. Die Buren in Transvaal fühlten sich beengt und suchten neue

Wohnsitze. Einige Burenzüge, unter Führung des Buren van Zyl, etwa 500 Familien suchten sich 1874 im östlichen Hereroland festzusetzen. Das aber konnte der englischen Regierung nicht gleichgültig sein, wenn sich hinter ihrem Rücken ein zweites Transvaal bildete und Hereroland dem englischen Handel verloren ging. Um sich der Bureneinwanderung zu erwehren, sandten die Hererohäuptlinge am 21. Juni 1874 aufs neue Bittschriften an das englische Gouvernement und baten um dessen Schutz. Im Dezember desselben Jahres wandten sich auch sämtliche Kaufleute, 40 an der Zahl, an die englische Regierung und baten um Protektion. Um den Buren zuvorzukommen, sandte die englische Regierung den Mr. Goetes Palgrave als Spezialkommissar mit Vollmachten nach Nama- und Hereroland. Palgrave kannte aus seiner früheren Tätigkeit als Inspektor der Kupferminen Land und Leute. Er war bei den Herero im allgemeinen auch beliebt und besaß vor allem ihr Vertrauen. In seiner Instruktion, die sieben Paragraphen enthält, war er beauftragt, dem Wunsch und der Bitte der Hererohäuptlinge vom Jahr 1872 nachzukommen und Hereroland unter britischen Schutz zu stellen. Es entspricht nicht den Tatsachen, wenn von François sagt, daß Saul Schepardt und dessen Freund Lewis die Häuptlinge der Herero bearbeitet hätten und die Protektion „im geheimen“ abgeschlossen worden sei. Aus dem Bericht Mr. Palgraves an den Gouverneur geht genugsam hervor, wie offen und ehrlich Palgrave mit allen Häuptlingen verhandelt hat. Die Dinge haben sich in der größten Öffentlichkeit vollzogen. Hätten die deutschen Kommissare zehn Jahre später ebenso offen gehandelt, als es hier geschehen ist, so wäre wohl manches Unangenehme hernach verhütet worden. Auf die sämtlichen Verhandlungen, wie sie in dem Bericht Mr. Palgraves und in dem Schutzvertrag der Engländer niedergelegt sind, hier näher einzugehen, würde zu weit führen. Nur auf eins möchte ich doch hinweisen. Die Herero hatten wiederholt um den englischen Schutz gebeten. Sie erhielten ihn im Jahre 1876 am 11. September zugesagt. Dieser Schutzvertrag ist aber nicht wie der deutsche vom Jahre 1885 nur von Maharero und zehn seiner Großleute unterzeichnet, (siehe: Deutscher Schutzvertrag), sondern von 60 Häuptlingen und Großleuten, die zugegen waren, also von sämtlichen Hererogroßen! Übrigens ist in dem englischen Schutzvertrag von keiner Annexion die Rede. Das Wort „Annecture“ im Report, bedeutet Anhang und nicht Annexion. Annektiert hat die britische Regierung nur die Walfischbai und ihr Hinterland, 15 englische Meilen im Umkreis, im März 1878. Dieses geschah auch nur, um ein Recht zu haben, die Buren ferne zu halten. Die Karte in jenem Report zeigt ferner, wie liberal England gegen die Herero handelte. Da ist keine Rede von Landgesellschaften noch Landrechten seitens der Engländer. Das ganze Kaokofeld, (es soll nach von François nicht den Herero, sondern Jan Jonker gehört haben!) in dem die Herero noch in den siebenziger Jahren ihre Herden weideten, war

als „Damara-Reserve“, der mittlere Teil des Landes von Rehoboth bis über Otjimbinge hinaus als Pasture-Weideland den Herero zuerkannt. Nur Dvamboland ist als „britisches Kronland“ bezeichnet.

Mr. C. Palgrave wurde zum Resident-Kommissioner und Major Musgrave zum Magistrat für Otahandja ernannt. Weiße wie Herero freuten sich der neuen Ordnung, durch die nun endlich der Friede im Lande gesichert schien. Die Mission konnte sich zu dem Kommen des Herrn Palgrave nur Glück wünschen. Dieser Herr wußte, welche Bedeutung sie für Hereroland schon gehabt hatte. Er selbst stand ihr sehr freundlich zur Seite und förderte und unterstützte sie auf alle Weise, auch mit bedeutenden Geldgaben für Kirchbauten, Schulen und Schullehrer. Darüber wäre viel zu sagen, und ich selbst kann aus eigenster Erfahrung dem Herrn Palgrave für seine weise Behandlung der Eingeborenen nur Lob spenden.

Doch hatte diese Ordnung der Dinge leider keinen langen Bestand. Die Nama auf Gobabis hatten den Frieden von 1870 nicht mit unterzeichnet und glaubten sich an nichts gebunden. Sie raubten dem Bur van Zyl und dem Engländer Erikson eine Menge Handelsgüter und Gewehre. Da wurden Klagen auf Klagen laut. Die Weißen riefen nach Schutz und Militär. Der englische Kommissar aber stand allen diesen Dingen machtlos gegenüber. Englands Hände waren durch den Krieg mit den Zulu gebunden. Es konnte und wollte sich nicht auch hier durch Entsendung einer militärischen Macht die Eingeborenen verfeinden. Wir Missionare trösteten uns, eine Zivilmacht ist besser als gar keine. Es ging aber hier wie so oft. Der Magistrat Musgrave, ein Militär, verstand die Eingeborenen und deren Sprache und Rechte nicht, wie Herr Palgrave. Er suchte mit Schärfe und Befehlen durchzusetzen, was Palgrave auf gütlichem Wege zu erreichen suchte. So wurde er ein Feind der Herero und auch der Mission, für die er kein Verständnis hatte. Hieraus erklärt sich Missionar Büttners Verhalten gegen ihn.

Als nun aber Palgrave im August 1880 auf Gobabis die Nama zur Rechenschaft forderte und mit Hilfe David Christians von Bethanien und anderer Häuptlinge die Sachen zum gütlichen Austrag zu bringen hoffte, brach zwischen Jan Jonker und Maharero plötzlich der Krieg aus. Da zogen sich die Engländer nach Walfischbai zurück. Anfangs Januar 1882 wurde Missionar Dr. H. Hahn mit dem Kriegsschiff Wrangler als Kommissar der englischen Regierung nach Walfischbai gesandt. Er brachte am 14. Februar 1882 einen Sonderfrieden zwischen den Herero und Bastards und den Zwartbois zu stande. Auch Major Musgrave kam wieder nach Walfischbai und verleugnete aufs neue seine feindliche Gesinnung gegen die Herero nicht. Er wurde jedoch bald wieder nach Kapstadt zurückberufen und ein anderer Magistrat an seine Stelle gesetzt. Die Kapregierung nahm von hierab eine zuwartende Stellung ein, und die Regierung in London sah keine Gefahr,

daß Südwestafrika den Engländern verloren gehen könne, zumal sie ja den Schlüssel des Landes, die Walfischbai, für immer in Händen zu haben glaubte. Es war wohl auch der Kapregierung zu gut bekannt, daß der Wert des Herero- und Namalandes fast nur in der Viehzucht der Eingeborenen bestand, das Land sich aber nicht für größere Ackerbau-Ansiedlungen eignete. Der Handel mit Großvieh, Elfenbein und Straußenfedern aber war und ist noch bis in neueste Zeit auf die Kapkolonie angewiesen. Die Kapregierung aber hatte, was Minenabbau anbelangt, in Johannesburg und Kimberley vollauf zu tun, und Erzfunde in Hereroland erschienen ihr wohl von noch zu zweifelhaftem Werte. Es ist anzunehmen, daß, wenn ihr damaliges Protektorat auch nur ein kleines, immerfließendes Flößchen aufzuweisen gehabt hätte, dieses wohl nie in deutschen Besitz gelangt wäre. Doch so erschien der englischen Regierung das Land zu wertlos, Größeres dafür zu wagen. Darum hat sie es auch unterlassen, ihm durch ernstliches Eingreifen Frieden und Ordnung zu sichern.

* * *

Fünfzehntes Kapitel.

Deutsche Schutzherrschaft.

Bevor wir von den politischen Dingen scheiden, läßt es sich schwer vermeiden, nicht auch noch einen kurzen Blick auf die deutsche Schutzherrschaft, ihren Anfang und ihre weitere Entwicklung zu werfen. Es liegt nicht in der Absicht dieser Arbeit, eine Darstellung aller kolonialpolitischen Vorgänge in Südwestafrika zu geben; jedoch um der Mission und des Volkes willen, an dem diese seit 1844 arbeitet, ist es nötig, gerecht und billig, die Vorgänge zu beleuchten und falsche, irreführende Ansichten, die immer wieder als Wahrheiten angeführt werden, ins rechte Licht zu stellen.

Im Anfang der achtziger Jahre begann man auch von deutscher Seite Generalkonzessionen auf Erze und Mineralien im Hererolande zu erwerben. Diese und nichts anderes suchten die deutschen Unternehmer fürs erste. Die Bestrebungen scheiterten jedoch an dem Widerstande Mahareros. Er kannte die Deutschen nicht. Die Engländer hatten sich greifbare Verdienste um Hereroland erworben und sich das auch Opfer kosten lassen. Nicht nur hatten in all den Kriegen vornehmlich englische Händler die Herero mit Waffen und Munition versorgt, sondern sie hatten auch die Gründung einer Burenrepublik im Lande verhindert. Kein Wunder, wenn darum die Herero in den Engländern ihre Freunde sahen und sich gegen die Deutschen ablehnend verhielten.

Unterdessen erwarb der Bremer Kaufmann Lüderitz am 1. Mai 1883 in aller Stille durch seinen Bevollmächtigten Bogelsang käuflich einen 5 Meilen breiten Landstreifen bei Angra Pequena für 2000 M. und 200 Gewehre von dem Häuptling Joseph Frederik von Bethanien. Desgleichen erhielt er am 25. August 1883 einen 20 Meilen breiten Küstenstreifen vom Orangesfluß bis zum 26. Grad südlicher Breite; die Bai von Angra Pequena einbegriffen, ein Gebiet von 900 geographischen Quadratmeilen, für 10 000 M. und 50 englische Gewehre. Die Bethanier bekamen diese Summen jedoch nicht in Bargeld, sondern in Waren ausbezahlt. Lüderitz setzte im November 1883 das Auswärtige Amt in Berlin von seinen Erwerbungen in Kenntnis und bat um den Schutz des Deutschen Reiches. Das Auswärtige Amt wies seinen Vertreter, den Konsul Lippert in Kapstadt, an, den konsularischen Schutz über die neuen Besitzungen des Herrn Lüderitz zu übernehmen, soweit dessen Rechte nicht mit solchen von englischer Seite in Widerspruch ständen. Als in Kapstadt die Ansprüche des Herrn Lüderitz bekannt wurden, protestierte sofort der englische Kapitän Spencer dagegen, der schon lange vorher eine Anzahl von Guano-Inseln bei der Angra Pequena-Bai gepachtet hatte. Diese Guano-Inseln gingen nun zwar Herrn Lüderitz verloren, doch seine übrigen Erwerbungen fanden den Beifall des Reichskanzlers Fürsten von Bismarck. Am 24. April 1884 ging ein Telegramm bei dem deutschen Konsul in Kapstadt ein: „Sie wollen amtlich erklären, daß Lüderitz und seine Niederlassungen unter dem Schutz des Deutschen Reiches stehen.“ Um der englischen Regierung jeden Zweifel zu benehmen, stellten am 7. August 1884 die deutschen Korvetten Leipzig und Elisabeth in feierlicher Proklamation und unter Hisfen der deutschen Flagge das von Lüderitz in Besitz genommene Gebiet unter deutschen Schutz. In denselben Tagen proklamierte das Kanonenboot Wolf unter Korvettenkapitän Raven auch die ganze Küste vom Orangesfluß nordwärts bis Kap Frio als unter dem Schutz des Deutschen Reiches stehend, mit Ausnahme des Gebietes der Walfischbai, das 1878 von England annektiert worden war. Als nun im Oktober 1884 der Reichskommissar Dr. Nachtigall einen Bevollmächtigten an Maharero nach Okahandja sandte, um mit diesem einen Schutzvertrag abzuschließen, wies Maharero das als eine unmögliche Zumutung weit von sich mit der Erklärung, die ganze Küste sei sein Eigentum und die Deutschen hätten darüber nichts zu bestimmen.

Lüderitz dehnte unterdessen seine Besitzungen schnell aus. Seine Agenten, Bogelsang, Bell, Israel, Pohle und Koch, kauften 1884 und 1885 Stücke Land von dem Ramahäuptling Piet Haibib auf Sandfontein, von dem Unterhäuptling Uchimab und dem Häuptling Kornelius Zwartboi auf Otjitambi, ohne klar zu wissen, ob diese verkauften Gebiete, z. B. das Raokofeld, ihnen wirklich gehöre oder nicht. Auch von Jan Jonker wurde am 16. Mai 1885

Land im Bezirk Windhuk gekauft. Es war interessant, zu beobachten, wie all diese Häuptlinge die Grenzen ihrer Gebiete bis ins undenkbare Blaue hinein feststellten; so gab z. B. Jan Jonker diese an als von Walfischbai bis nach dem Ngamiſee hinreichend. — Durch Vertrag ging am 3. April 1885 der Landbeſitz des Herrn Lüderik gegen einen Betrag von 300 000 M. als Eigentum an die deutsche Kolonialgeſellſchaft für Südweſtafrika über. Die angeblichen Goldfunde im Hererolande lockten nun eine Menge Expeditionen herbei, wie die unter Preſcher, Dr. Schinz, Dr. Höpfner uſw. und den Abgeſandten des Herrn von Lilienthal. Es war ein fieberhaftes Suchen nach Mineralien, ſogar australiſche Goldſucher kamen ins Land. Die Kolonialgeſellſchaft ſandte den Geologen Dr. Stajp zur Unterſuchung der Kupferlager im Tale des Kuiſib und des Kanſluſſes, ließ ſich von Jan Jonker das ganze Gebiet zwiſchen Windhuk und der Küſte für eine monatliche Rente von 100 M. abtreten und übernahm die Hoheitsrechte für daſſelbe, als deſſen Grenze der Swakop- und Kanſluß feſtgeſetzt wurden. Auch die engliſche Regierung ſandte Ende 1884 den Kommiſſar Palgrave nach Hereroland, um zu retten, was engliſche Intereſſenten durch Verträge mit Maharero erhalten hatten. Palgrave wurde zwar bald wieder abberufen, aber die Warnungen, welche er und andere Engländer im Lande gegen die Deutſchen ausſtreuten, das vielfach unkluge und unbeſonnene Benehmen dieſer, um möglichſt viele Konzefſionen zu erlangen, die von kleinen Häuptlingen ohne jegliche vorherige Prüfung ihrer wirklichen Landesrechte erworben wurden —, ſo hatte z. B. Jan Jonker, dem nur Windhuk als Lehen 1870 gegeben war, keine Landrechte, — machten Maharero nicht allein mißtrauiſch gegen die Deutſchen, ſondern trieben ihn geradezu in die Arme des antideutſchen engliſchen Händlers Lewis. Maharero ging ſo weit, einen jugendlichen Deutſchen, Dr. N., wegen ſeines ungebührlichen und kindiſchen Betragens als verrückt einen Tag in den Store auf Okahandja einſperren zu laſſen! Deſgleichen proteſtierte er gegen die von den Deutſchen abgeſchloſſenen Verträge, die ſich ja bis dahin mehr nur auf Minenrechte bezogen. Um ſo leichter wurde es dem engliſchen Agitator Lewis, am 9. September 1885 nicht allein eine Generalkonzefſion auf alle Erze im Hereroland, ſondern auch die Rechte eines General-Attorney von Maharero zu erlangen. Da dieſes Aktenſtück weniger bekannt und meiſtens übergangen worden iſt, verdient es doch, in etwa hier ſeinem Hauptinhalt nach wiedergegeben zu werden. „Maharero macht in ſeinem Namen und dem der Untehäuptlinge und Großen ſeines Volks bekannt, daß er dem Robert Lewis Macht gegeben habe, alles zu tun, die Protektion Ihrer Majestät der Königin Viktoria und des Gouvernements von Cape of Good Hope für ihn und ſein Volk fernerhin zu ſichern; ferner allen britiſchen Kompanien, die Rechte auf Erze und Mineralien im Lande haben, dieſe Rechte zu verbürgen. Er, Maharero, habe dieſen Kompanien Rechte gegeben,

Eisenbahnen zu bauen, Handel zu treiben, Post- und Polizeistationen zu errichten sowie Kirchen, Missionsstationen und Schulen im Lande zu erbauen. Maharero gibt dem besagten Attorney Lewis Generalvollmacht, alles zu tun, was für ihn, sein Land und sein Volk gut und nützlich sei.“ Das Aktenstück ist unterschrieben von Riarua, Kavezeri, Kanaimba, Zemuundja als Unterhäuptlingen, von Samuel Maharero, Affa Riarua und von zwölf andern Großleuten und von Maharero als Oberhäuptling.

Unterdessen war Dr. Nachtigal gestorben und an seine Stelle Dr. Göring zum Reichskommissar ernannt worden. Dieser kam mit seinem Assistenten Nels Anfang Oktober 1885 nach Okahandja. Ganz unabhängig von ihm hatte der frühere Missionar Büttner, als Bevollmächtigter des deutschen Kaisers, nach dem Namaland gesandt, mit dem Kapitän Jakobus Jzaak von Bersaba am 28. Juli 1885 einen Schutz- und Freundschaftsvertrag abgeschlossen und einen eben solchen Vertrag mit dem Kapitän Manasse von Hoachanas am 21. September 1885 und am 15. September 1885 mit den Bastards auf Rehoboth. Fast gleichzeitig mit Dr. Göring traf Büttner jetzt auf Okahandja ein.

Die Herero befanden sich gerade in einer sehr kritischen Lage. Hannibal Hendrik Witboi befand sich wieder vor den Toren Okahandjas, um auf seine Weise „Frieden zu machen“. Da bewogen die Aussichtslosigkeit auf englischen Schutz, die Furcht vor den Folgen, wenn sie auch jetzt wieder die Wünsche der Deutschen ablehnten, — sie waren von deutscher Seite ernstlich gewarnt worden, — und das Auftreten der beiden Kommissare die Herero, auf die deutschen Anerbietungen einzugehen. Am 21. Oktober 1885 wurde der Schutz- und Freundschaftsvertrag zwischen dem Deutschen Reiche und den Herero geschlossen. Da dieser Vertrag ein wichtiges Aktenstück ist, so gebe ich ihn hier wörtlich wieder, wie ich ihn in einer von Maharero erhaltenen Abschrift besitze.

Okahandja, den 21. Oktober 1885.

Schutz- und Freundschaftsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und den Herero.

Seine Majestät, der Deutsche Kaiser, König von Preußen usw., Wilhelm I., im Namen des Deutschen Reiches einerseits, und

Maharero Rajamuaha, Oberhäuptling der Herero im Damralande, für sich selbst und seine Rechtsnachfolger, haben den Wunsch, einen Schutz- und Freundschaftsvertrag abzuschließen.

Zu diesem Zwecke sind der Kaiserlich deutsche Reichskommissar für das südwestafrikanische Schutzgebiet, Dr. jur. Heinrich Ernst Göring, und der Pastor Karl Gottfried Büttner, beide von seiner Majestät dem Deutschen Kaiser in guter und gehöriger Form bevollmächtigt, mit dem Oberhäuptling

Maharero Katjamuaha, unter Zustimmung der mitunterzeichneten Unterhauptlinge und Räte, über nachstehende Artikel übereingekommen.

Artikel I.

Der Oberhäuptling Maharero, von dem Wunsche geleitet, die freundschaftlichen Beziehungen, in denen er und sein Volk seit Jahren mit den Deutschen gelebt, zu befestigen, bittet Seine Majestät den Deutschen Kaiser, die Schutzherrlichkeit über ihn und sein Volk zu übernehmen. Seine Majestät der Deutsche Kaiser nimmt dieses Gesuch an und sichert dem Maharero Seinen Allerhöchsten Schutz zu.

Als äußeres Zeichen dieses Schutzverhältnisses wird die deutsche Flagge gehißt.

Artikel II.

Der Oberhäuptling der Herero verpflichtet sich, sein Land oder Teile desselben nicht an eine andere Nation oder Angehörige derselben ohne Zustimmung Seiner Majestät des Deutschen Kaisers abzutreten, noch Verträge mit andern Regierungen abzuschließen ohne jene Zustimmung. Dagegen will Seine Majestät der Deutsche Kaiser die von andern Nationen oder Angehörigen derselben mit Oberhäuptlingen oder Häuptlingen der Herero früher abgeschlossenen und zu Recht bestehenden Verträge respektieren.

Artikel III.

Der Oberhäuptling sichert allen deutschen Staatsangehörigen und Schutzgenossen für den Umfang des von ihm beherrschten Gebietes den vollständigen Schutz der Person und des Eigentums zu sowie das Recht und die Freiheit, in seinem Lande zu reisen, daselbst Wohnsitz zu nehmen, Handel und Gewerbe zu treiben.

Die deutschen Staatsangehörigen und Schutzgenossen sollen in dem dem Maharero gehörigen Gebiete die bestehenden Sitten und Gebräuche respektieren, nichts tun, was gegen die deutschen Strafgesetze verstoßen würde und diejenigen Steuern und Abgaben entrichten, welche bisher üblich waren.

Dagegen verpflichtet sich Maharero, in dieser Beziehung keinen Angehörigen einer andern Nation größere Rechte und Vergünstigungen zu gewähren, als den deutschen Staatsangehörigen.

Artikel IV.

Alle Rechtsstreitigkeiten zwischen Herero unter sich sowie die von ihnen gegeneinander begangenen Vergehen und Verbrechen unterliegen der Gerichtsbarkeit der Landeshauptlinge.

Dagegen sind die im Hererolande sich aufhaltenden deutschen Staatsangehörigen und Schutzgenossen bei Rechtsstreitigkeiten unter sich sowie in bezug auf von ihnen gegeneinander begangenen Vergehen und Verbrechen der

deutschen Jurisdiktion unterworfen, über deren Organisation die deutsche Regierung nähere Bestimmungen treffen wird.

Die Feststellung der Gerichtsbarkeit hingegen in bezug auf Rechtsstreitigkeiten zwischen deutschen Staatsangehörigen und Schutzgenossen einerseits und Herero andererseits sowie bei Vergehen und Verbrechen von deutschen Staatsangehörigen und Schutzgenossen gegen Herero oder umgekehrt, bleibt einer besonderen Vereinbarung zwischen der Regierung Seiner Majestät des Deutschen Kaisers und den Häuptlingen im Hererolande vorbehalten.

Bis eine solche Vereinbarung getroffen sein wird, sollen vorkommende Rechtsfälle der letzten Art von dem Kaiserlichen Kommissar oder dessen Stellvertreter und Zuziehung eines Ratsmitgliedes entschieden werden.

Artikel V.

Der Oberhäuptling Maharero verpflichtet sich, möglichst zur Erhaltung des Friedens im Damraland selbst und zwischen diesem und den Nachbarländern beizutragen und bei etwaigen Streitigkeiten mit seinen Unterhäuptlingen oder mit andern Häuptlingen der Nachbarländer die Vermittlung oder Entscheidung der Kaiserlich deutschen Regierung beziehungsweise des Kaiserlichen Kommissars anzurufen.

Der vorstehende Vertrag ist im Hause des Missionars Diehl zu Okahandja am 21. Oktober 1885 in doppelter Ausfertigung von den Bevollmächtigten Seiner Majestät des Deutschen Kaisers sowie von Maharero und den anwesenden Unterhäuptlingen, Räten und Großen unterzeichnet resp. unterkreuzt worden, nachdem der als Dolmetscher fungierende Missionar Diehl denselben in die Landessprache wörtlich übersetzt und sämtliche anwesende Herero erklärt hatten, alles wohl verstanden zu haben. Desgleichen haben der Dolmetscher, die nachstehenden Zeugen und der Sekretär mit unterschrieben.

gez. Dr. jur. Göring, Kais. Deutscher Kommissar des Reichs für das südwestafrikanische Schutzgebiet.

gez. C. G. Büttner.

Als Zeugen: gez. Wilhelm. gez. Jozaphat. gez. August Lüderix.

gez. Ph. Diehl, als Dolmetscher. gez. Nels, Sekretär.

gez. † Handzeichen des Maharero Katjamuaha.

gez. † " " Kavezeri.

gez. † " " Riarua.

gez. † " " Martin.

gez. † " " Nifodemus.

gez. † " " Zemuundja.

gez. † " " Samuel.

gez. † " " Johannes.

gez. † " " Barnabas.

gez. † " " Daniel.

gez. † " " Mavekopo.

Das wirklich liebenswürdige Auftreten der beiden Kommissare, die sogleich bei den vielen in dem Gefecht mit Hendrik Witboi Verwundeten barmherzige Samariterdienste taten, sowie das Zureden der Missionare, denen Maharero sein volles Vertrauen schenkte, bestimmten diesen, den Vertrag ohne weiteres zu unterschreiben. Es waren jedoch nur Maharero und seine Untergebenen in Okahandja. Die andern großen Häuptlinge, Kambazembi in Waterberg, Mureti hinter Omaruru, Salomo Aponda auf Otjikango und Kahimemua am Nosob usw. wollten nichts von Verträgen wissen. Dr. Göring mußte das und schloß darum vorsichtigerweise noch einen Sondervertrag mit dem verständigeren Häuptling Manasse von Omaruru ab.

Omaruru, den 3. November 1885.

Vor dem unterzeichneten Reichskommissar für das südwestafrikanische Schutzgebiet, Dr. jur. Heinrich Ernst Göring, in Assistenz des Sekretärs Luis Nels, erscheint heute der Häuptling von Omaruru, Manasse Tjiesefeta und die mitunterzeichneten Mitglieder des Rats. Demselben wurde von dem als Dolmetscher fungierenden Missionar Viehe von hier der mit Maharero abgeschlossene Schutz- und Freundschaftsvertrag wörtlich übersetzt und erklärt. Nach stattgehabter Beratung gaben sie nachstehende Erklärung ab:

Wir treten hiermit dem zwischen Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser, König von Preußen, Wilhelm I., und Maharero Katjamuaha, Oberhäuptling der Herero, abgeschlossenen Schutz- und Freundschaftsvertrage d. d. Okahandja den 21. Oktober 1885, den wir wohlverstanden haben, in allen Punkten bei.

Vorgelesen, übersetzt, genehmigt und unterzeichnet.

Als Dolmetscher: gez. G. Viehe, Missionar.

Als Zeugen: gez. Andreas Pürainen, Agent der finnischen Mission.
gez. Traugott Kanapirura. gez. Nels, Sekretär.

gez. Manasse Tjiesefeta.

gez. † Handzeichen des Mutata, Mitglied des Rates.

gez. † " " Haiva, " " "

gez. † " " Barnabas, " " "

gez. † " " Kanide, " " "

gez. † " " Katjimumua, " " "

gez. † " " Usa, " " "

gez. der Kaiserliche deutsche Kommissar für das südwestafr. Schutzgebiet:
Dr. Heinrich Ernst Göring.

Die Deutschen, besonders die Missionare, waren über diese Verträge voll Begeisterung. Das unerschütterliche Vertrauen, welches wir zu der vaterländischen Regierung hatten, ließ uns keinen Augenblick daran zweifeln, daß diese nun auch durch energisches, gerechtes und liebevolles Vorgehen sofort

Ruhe und Frieden im Lande herstellen würde. Einzelne Stimmen rieten freilich zur Vorsicht, weil ein zu enger Anschluß an die Vertreter der Kolonialpolitik der Mission leicht Schaden bringen könne, wenn sich jene Erwartungen nicht bestätigen sollten. Diese Stimmen wurden jedoch als unpatriotisch überhört. Wie recht aber diese warnenden Stimmen hatten, sollten wir nur zu bald, im Jahr 1888, erfahren. So groß auch die Freude bei den Deutschen, sogar auch bei den Engländern auf Dmaruru war, so wurde diese doch bald sehr dadurch getrübt, daß sich Schwarze und Gelbe gegenseitig auch ferner befehdeten und niederschossen; denn darauf schien man fürs erste wenigstens kein Gewicht zu legen. Auch die Herero schüttelten den Kopf, als sie von all den ihnen wunderlichen Namen der Kriegsschiffe, Hyäne, Wolf, Habicht, Mäwe, Adler hörten, und meinten, was denn die Weißen, Engländer und Deutsche, schützen wollten? die Nama hielten ja doch am Rauben und Morden an. Welche naive Vorstellungen die Herero übrigens von den Dingen hatten, zeigt folgender Vorfall. Als Dr. Göring und Büttner einige Tage nachher uns auf Otjosazu einen Besuch machten, fiel Büttner kurz vor der Station von seinem Pferd und kam mit blutigem Gesicht bei uns an. Ein böses Vorzeichen in den Augen der Herero!

Nicht so schnell ging es mit den Schutzverträgen in Namaland, besonders bei den Witboi auf Gibeon. Moses Witboi, der Vater des Hendrik Witboi, wies die Agenten der Kolonialgesellschaft energisch zurück, und als Büttner nachher kam und ihm durch Missionar Ruft einen Vertragsentwurf unterbreiten ließ, wurde er auf seinen Missionar zornig, bestrafte ihn mit einer Buße an Vieh und ließ die Kirche zu Gibeon schließen, weil er gewagt hatte, ihm einen Schutzvertrag vorzulegen. Von den Schutzverträgen mit den Nama auf Warmbad, 21. August 1890, mit Hendrik Witboi, 15. September 1894, mit Simon Kooper, 19. März 1894 usw. soll hier abgesehen werden.

Dem politisch schlauen Maharero jedoch, der jetzt von so vielen Konzeptionsuchern angelausen und geehrt wurde, stiegen die Dinge in den Kopf. Sein Land war ja das begehrtesten aller Länder geworden! Die Deutschen wollten Verträge, die Engländer ebenso! Er gab sie ihnen, ohne auch nur einen Begriff von den Folgen zu haben. „Es war ja nur ein Papierchen,“ wie er sagte.

Über den Wert all dieser Verträge kann man verschiedener Meinung sein. Major C. v. François sagt in seinem Buch Deutsch-Südwestafrika S. 18: „Eigentlich verdienten diese Schutzverträge ihren vollen Namen nicht mit Recht; denn wirklichen Rechtsschutz und militärischen Schutz in der Kolonie zu gewähren, hatte das Reich gar nicht die Absicht. Aber zum Unterschiede von den für einige Gewehre, wenig Geld oder Schnaps erlangten Kaufverträgen kann man die Bezeichnung Schutzvertrag wohl annehmen, und

daß das Auswärtige Amt den Schutz nach außen voll und energisch übernahm, hatte es von Anfang an bewiesen.“

Betrachten wir die Schutz- und Kaufverträge etwas genauer. Es muß jedem sogleich in die Augen fallen, wie sehr der deutsche Schutzvertrag von dem von der englischen Krone 1876 mit den Herero geschlossenen abweicht. Die englische Krone verlangte, daß die Eingeborenen erst um den Schutz Englands bitten sollten. Sie ließ sich weiter zur Deckung aller Unkosten eine jährliche Steuer von 150 Ochsen geben, aber nicht, wie v. François meint, zwei Drittel des Landes versprechen. Hiergegen spricht nicht allein die Karte im „Report“ des englischen Schutzvertrags, sondern auch mein eigenes Wissen von diesen Dingen. „Man greift freilich nicht gleich zu,“ heißt es dann weiter! Aber eben das hat doch England auch in den nächsten Jahren nicht getan. Wie vorsichtig und offen endlich der englische Kommissar zu Werke ging, zeigen die acht Sitzungen, die er vom Juli bis zum 9. September 1876 mit sämtlichen Hererohäuptlingen hielt. Der große Unterschied bleibt, daß der englische Kommissar erst auf die wiederholten schriftlichen Bitten der Herero um Protektion kam und daß der englische Schutzvertrag in Gegenwart aller großen wie kleinen Häuptlinge des Hererolandes, 60 an der Zahl, unterzeichnet wurde.

„Im Gegensatz hierzu,“ sagt v. François mit Recht, „wurde bei der Aufstellung der deutschen Schutzverträge vielfach recht happig vorgegangen, und es war ein rechter Fehler, daß die Presse es als ein besonderes Verdienst erscheinen ließ, wenn es irgend einem Kommissar oder Reisenden gelang, einen Vertrag abzuschließen. Wer da weiß, wie leicht die meisten Eingeborenen zum Abschließen solcher Verträge zu bewegen sind, wird von dem Werte solcher Verträge sehr abstreichen.“

Der deutsche Vertrag mit den Herero schien für diese sehr günstige Bedingungen zu enthalten. Sie übernahmen keinerlei Verpflichtungen zur Deckung der Regierungskosten. Im Gegenteil, sie durften die üblichen Steuern, d. h. Abgaben geringfügiger Art, seitens der Händler weiter erheben. Nur verpflichteten sich Maharero und Manasse, ihr Land nicht an andere Staaten, Nationen oder Angehörige derselben ohne Zustimmung der deutschen Regierung abzutreten oder Verträge mit solchen abzuschließen. Dahingegen wolle nach Artikel II die deutsche Regierung die von andern Nationen oder Angehörigen derselben mit den Häuptlingen der Herero früher abgeschlossenen und zu Recht bestehenden Verträge respektieren. Ob Dr. Göring nun von dem Vertrag des Engländers Lewis wußte oder nicht, lasse ich dahingestellt sein. Dieser Vertrag führte jedoch im Jahr 1888, wie wir sehen werden, böse Verwickelungen herbei.

Die Abtretung von Hoheitsrechten von seiten der Hererohäuptlinge war in dem Schutzvertrag nicht weiter vorgesehen; sie waren nur dahin beschränkt,

daß dem Deutschen Reiche die Gerichtsbarkeit über Weiße vorbehalten wurde. „Erst mit den Waffen der deutschen Machtmittel wollte man darangehen, den Verträgen diejenige Handhabung zu teil werden zu lassen, die im Interesse einer gedeihlichen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklung des Landes geboten erschiene.“ Die deutsche Regierung wollte ohne allen Zweifel diese Frage der Übernahme der Schutzherrschaft auf rein friedlichem Wege lösen. So schön das auch war, so war doch vorauszusehen, daß dem viele Hindernisse im Wege standen.

Wie aus dem Schutz- und Freundschaftsvertrag hervorgeht, hatte Maharero den deutschen Landbewerbern kein Land als Eigentum zugestanden oder auch in Aussicht gestellt. Das war nach dem Rechte und den Rechtsanschauungen der Herero nicht möglich. Nach dem Hererorecht hat weder der Häuptling noch der einzelne Untertan ein persönliches Sondereigentum an Grund und Boden. Das Land ist Eigentum des ganzen Volkes. Es hängt an diesem mit ebenso zäher Liebe wie an seinen Herden. Es ist somit in Hereroland jeder Eigentumserwerb an Grund und Boden ausgeschlossen. Nur ein etwaiges Vorrecht auf Benutzung von Weideland und Wasser allein für die Dauer des Gebrauches ist zulässig. Dieses Vorrecht gibt die Befugnis, andern die Mitbenutzung des betreffenden Wassers oder Brunnens zu versagen. Der Einzelne ist sonach immer nur Nutznießer des von ihm bewohnten Grundes und Bodens, es fehlt ihm das Recht zum Verkauf desselben. Die Unverkäuflichkeit erstreckt sich, wie wir noch sehen werden, bei Weißen nicht nur auf die Gebäude, sondern auch auf die Materialien, aus denen dieselben hergestellt sind. Mit Rücksicht auf die Unveräußerlichkeit des Grundes und Bodens gaben die Herero den Afrikanern das Gebiet um Windhuk zeitweilig zu Lehen, nach der wörtlichen Übersetzung aus dem englischen Report des Vertrags zu Otahandja am 23. September 1870, Artikel 4: „Die Hererohäuptlinge geben auf dem Wege des Leihens (by way of loan) an Jan Jonker Afrikaner den Platz, genannt Windhuk, für ihn und sein Volk dort mit einem Missionar der Rheinischen Missionsgesellschaft zu leben.“ Jenen Rechtsstandpunkt bezüglich des Grundeigentums haben die Herero auch dauernd den Ansiedlern und Minenkonzessionisten gegenüber eingenommen. Dies tritt in der Eingabe der Großleute und des Häuptlings Kaijata auf Otakumba in Nosob an den Gouverneur Leutwein vom 19. August 1903 noch hervor, in welcher betont wird, daß die Landverkäufe einen Titel auf Eigentumsübertragung nicht gewähren.

In der Unkenntnis dieser Rechtsanschauungen der Herero lag der Anlaß, aus dem sich später böse Reibungsflächen zwischen der deutschen Regierung und diesen entwickeln mußten. Auch nach anderer Seite kann man über den Schutzvertrag seine Bedenken haben. Haben die Herero den Inhalt und die Tragweite des Vertrages ganz verstanden? Ich muß diese Frage verneinen.

Das Aktenstück ist in deutscher Sprache und Denkweise abgefaßt und wurde mündlich übersetzt. Die Herero erhielten keine Abschrift in ihrer Sprache, was doch wohl nötig gewesen wäre. Nach meiner und auch anderer Missionare Erfahrung und Überzeugung ist es aber nicht allein schwierig, sondern oft sogar unmöglich, gerade die entscheidenden Ausdrücke der deutschen Sprache in der Hererosprache genau wiederzugeben und umgekehrt. Ich habe das oft mit Schmerz bei solchen Übersetzungen gefühlt und bin nachher gewahr geworden, daß der eine und andere wichtige Ausdruck infolge der mündlichen Übersetzung anders aufgefaßt wurde, als er im Text gemeint war.

In der deutschen Fassung des Vertrages war den Herero „Schutz und Freundschaft“ zugesagt, gemeint war jedoch ganz etwas anderes, nämlich die Besiedelung des Landes mit weißen Ansiedlern. So sagt z. B. Pfarrer Lic. Anz in Windhuk in der „Christlichen Welt“ vom 7. Juli 1904: „Die Deutschen sind ins Land gekommen als Freunde und Beschützer, während doch ihre Meinung immer die war, daß sie die Herren des Landes seien. Darin liegt eine Unehrllichkeit der großen Politik, die sich bitter rächt.“ — Sodann hatte man es vergessen, daß es ganz etwas anderes ist, mit solchen Eingeborenen, wie die Herero es sind, denen noch jedes staatsrechtliche Verständnis mangelte, Verträge abzuschließen, als wenn zwei Kulturstaaten solche miteinander eingehen. Auf der einen Seite behandelte man die Herero als ein selbständiges Volk und wollte nichts gegen ihre bestehenden Rechte tun. Die deutschen Staatsangehörigen und Schutzgenossen sollten in dem Maharero gehörigen Gebiete die bestehenden Sitten und Gebräuche respektieren usw., was, in die Hererosprache richtig übersetzt, nur heißen kann, die Landes- und Volksgesetze achten! Auf der anderen Seite sagt der damalige Reichskommissar Hauptmann v. Francois S. 49 seines Buches: „Daß die Eingeborenen das Recht auf Grund und Boden besaßen und damit machen konnten, was sie wollten, war nicht durch Redereien, sondern nur mit der Flinte zu bestreiten.“ So ist es schließlich dahin gekommen, daß im Aufstand die Landfrage zum Schlachtruf wurde. Wie es von je ihre Gewohnheit war (v. Kohden, Rhein. Mission, S. 481), zogen die Hereroweiber hinter den kämpfenden Linien her, indem sie die Männer mit unaufhörlichem monotonen Gesang fanatisierten: „Wem gehört Hereroland? Uns gehört Hereroland.“ (Christliche Welt, 7. Juli 1904.)

Schon bald nach Abschluß des Schutzvertrages entstanden denn auch Mißverständnisse. Jeder Weiße verstand den Schutzvertrag dahin, daß seine Person und sein Eigentum, seine Minenrechte usw. geschützt werden müßten, und die Herero lasen aus ihm Schutz gegen ihre Feinde, die Nama, heraus. Aber wie konnte Dr. Göring mit seinem Sekretär und seinem Polizeimeister diesen Schutz gewähren? Erst im Jahre 1888 wurde auf Kosten der Kolonialgesellschaft eine Schutztruppe gebildet. Sie kam im Mai auf Otjimbingue an und bestand aus zwei Offizieren, fünf Unteroffizieren und zwanzig eingeborenen

Bastards. — Aber schon Anfang Oktober kam auch der Agitator Lewis, auf seinen Vertrag vom 19. September 1885 mit Maharero gestützt und jetzt im Dienste eines Syndikats in Kimberley stehend, mit 15 Engländern und fliegenden Fahnen auf den Wagen auf Otjimbingue an. Über die vielen Konzessionserwerbungen deutscherseits aufs äußerste entrüstet, suchte Lewis Maharero gegen die Deutschen aufzustacheln, welches ihm nur zu gut bei dem mißtrauischen, charakterlosen Manne gelang. In einer tumultuarischen Versammlung am 3. Oktober 1888, in Gegenwart von Dr. Göring, der Leutnants v. Quizow und Franken, der Missionare Diehl und Eich, sowie des Lewis und sieben anderer Engländer, kündigte Maharero den deutschen Schutzvertrag und leugnete, daß er überhaupt den Deutschen eine andere Erlaubnis gegeben habe, als nach Mineralien zu suchen. Die Folge dieser auch für die beiden Missionare traurigen Versammlung war, daß Dr. Göring nach Walfischbai ging, die Offiziere das Land verließen und die Schutztruppe sich auflöste. Lewis hatte nun scheinbar gewonnenes Spiel und ließ eine Fahne mit einem großen Kuddu, dem Stammeszeichen Mahareros, aufziehen, was den Herero sehr schmeichelte.

Die Tatsache, daß der Präses der Mission den deutschen Beamten ein Gebäude mit Garten in Otjimbingue übertragen hatte, allerdings mit der ausdrücklichen Bemerkung in dem Vertrage, daß die Missionsgesellschaft kein Eigentum an dem Lande habe und solches daher auch nicht veräußern könne, wirbelte viel Staub auf. (Siehe Viehe in der Allgemeinen Missions-Zeitschrift von Warneck, Bd. 17, S. 164.) Auch dadurch, daß Büttner, früher Missionar in Otjimbingue, als Kommissar des Deutschen Reiches gekommen war, kamen nun auch die Missionare bei Maharero in Ungnade und Verdacht. Maharero verlangte, daß die deutschen Missionare das Land verlassen sollten, und ließ die Kirche und Schule in Okahandja schließen. Nach einer ernsten Spezialkonferenz der Missionare im November 1888 beugte sich Maharero jedoch unserm festen Auftreten gegenüber und ließ die Kirche und Schule wieder öffnen. Es waren aber recht böse Monate für uns, und es schien, als ob das alte Vertrauen der Herero zu ihren Missionaren sehr gelitten habe. Wir konnten jedoch weder der ausdrücklichen Aufforderung des deutschen Reichskommissars Dr. Göring noch derjenigen Mahareros, das Land zu verlassen, Folge leisten. Denn dadurch hätten wir nicht nur das Band der Mission mit den Herero zerschnitten, sondern auch der deutschen Regierung einen schlechten Dienst getan. Den schnellen Weggang Dr. Görings selbst konnten wir nur bedauern.

Gegen uns Missionare benahm sich Maharero nachher wieder sehr liebenswürdig. Unter den Christen bildete sich gerade in dieser trüben Zeit eine Reaktion gegen die heidnischen Herero, die es mit Lewis hielten. Mehrere Häuptlinge wie Rambazembi und Rahimemua, baten um Missionare.

Im Juli des Jahres 1889 kam endlich die neue Schutztruppe, unter der Führung des Hauptmann E. v. François, mit 21 Soldaten in Otjimbingue an. Die Truppe hielt geräuschlos ihren Einzug und wurde nicht unfreundlich aufgenommen; sie legte ihre Garnison nach Tsaobis, 40 km südwestlich von Otjimbingue. Der Platz erhielt den Namen Wilhelmsfest. Hauptmann v. François übernahm gleichzeitig von Dr. Göring das deutsche Kommissariat, und dieser verließ das Land.

In den ersten Wochen verlief alles ruhig. Die Herero merkten aber bald, daß diese Truppe aus ganz anderen Leuten bestehe als die erste, und daß ihr Führer entschlossen sei, mit der Waffe dem deutschen Namen Achtung zu verschaffen. Lewis wurde unschädlich gemacht und des Landes verwiesen. Da die Missionare das schneidige Auftreten des Hauptmann v. François gegen die Eingeborenen aber doch nicht nach jeder Beziehung gutheißen konnten, so nahm dieser an, sie seien seinem Kommen entgegen. „Meinen Entschluß, nach Otjimbingue zu marschieren, konnten die Ansichten der Missionare nicht abändern.“ Er hatte jedoch ganz vergessen, daß Missionar Brincker es war, der in einer Denkschrift vom 23. März 1889 an den Reichskanzler zur Herstellung und Erhaltung der deutschen Schutzherrschaft 400 Soldaten und zwei Batterien für eben hinreichend erklärt hatte. Die unliebsamen Vorgänge auf Otjimbingue führten übrigens hernach die Herero samt ihrem Häuptling Zacharias auf Mißverständnisse zurück. Die Truppe besuchte im Juli 1889 den Häuptling Manasse auf Omaruru. Dieser gab dieselbe Erklärung wie Zacharias, als auch dort Unzuträglichkeiten vorfielen. Auch Maharero wünschte den Besuch der Truppe. Unterdessen war Lewis zurückgekehrt und hatte wieder einigen Einfluß gewonnen; so war die Lage der kleinen Truppe keine rosig zu nennen. Aber der Truppenführer war entschlossen, sich zu verteidigen.

Zimmerlin, das erste, was jetzt not war, war eine Vermehrung der Schutztruppe um 50 Mann. Im Mai 1890 machte diese Maharero einen Besuch in Okahandja. Die Herero waren durch Gerüchte, Hendrik Witboi sei mit 800 Reitern im Anrücken, eingeschüchtert. Am 20. Mai 1890 erkannte daher Maharero mit seinen Großen den deutschen Schutzvertrag von 1885 aufs neue an. Aber auch diesmal waren alle andern Häuptlinge des Landes nicht zugegen.

Die Truppe setzte sich nun im „herrenlosen Gebiet“ fest. Als solches wurde Windhuk oder Otjimuiße, d. h. Rauchplatz, nach dem Rauch der heißen Quellen dort so genannt, ausgegeben. Doch war Windhuk, der beste Platz des Landes, noch unbestritten Eigentum der Herero. Es hatte nur seit 1880 des Krieges wegen weder von diesen bewohnt noch auch von der Mission besetzt gehalten werden können. „Nach den Herero-Landesrechten wäre es aber ein großer Irrtum, wenn man um deswillen das Land als „herrenlos“

bezeichnen und es als Kronland in Anspruch nehmen wollte.“ (Kammergerichtsrat Dr. Meyer-Berlin.)

Man war auch selbst über die Berechtigung solchen Vorgehens nicht ganz gewiß. Maharero, hieß es einmal, sei mit allem einverstanden; die Sache müsse indes heimlich gehalten und nicht viel darüber gesprochen werden. Dann aber wieder: Maharero müsse vor eine bestehende Tatsache gestellt werden, damit er das Überflüssige seines Einspruchs einsehe. Deshalb müßte die Besetzung beider Plätze — es handelte sich neben Windhuk auch um Okongova oder Klein-Windhuk, wovon gleich mehr — so schnell erfolgen. Maharero starb inzwischen plötzlich, am 7. Oktober 1890, wie es hieß an Dysenterie. Als nun sein Sohn Samuel am 23. Oktober gegen die Wegnahme der beiden Plätze Einspruch erhob, „kam der Einspruch der Herero zu spät.“

Ob es nicht richtiger und ratsamer gewesen wäre, die Sache auf dem Wege klarer, offener Auseinandersetzung zu regeln? Dann hätte sich doch nicht bei den Herero das Gefühl festgesetzt, eine ungerechte Vergewaltigung erlitten zu haben. Doch dieser schwere Fehler ist gleich von Anfang an gemacht worden; es wurde nicht versucht, die Herero zu der klaren Einsicht zu führen, daß die Deutschen für die Übernahme des Schutzes des Volkes auch das Besitzrecht auf bestimmte Plätze des Landes in Anspruch nehmen dürften. Wie Major v. François selbst zugibt, fehlte schon Dr. Göring dazu das Verständnis für die eigentümlichen Anschauungen der Herero in bezug auf die Besitzrechte an ihrem Lande.

Was nun noch Klein-Windhuk näher angeht, so ließ sich die Truppe dort in dem alten Missionsgehöft der Rheinischen Mission nieder. Der schöne Platz dort samt dem Missionarshaus, der Kirche und dem mit vielen Kosten angelegten Garten ging dieser damit auch als angeblich herrenloser Besitz verloren. Auf den Einspruch des Präses der Mission bot man dieser dann ganze 400 M. für die Gebäude (nur die Gebäude) an. Erst Jahre nachher erhielt die Mission durch Gouverneur Leutwein eine entsprechende Entschädigung durch Anweisung eines Bauplatzes auf Groß-Windhuk. Das Missionsgehöft aber auf Klein-Windhuk wurde hernach dem Ansiedler Oberamtmann Nieke, wie es hieß, verschenkt; seine Erben verkauften es dann an die katholische Mission für 35 000 M.!

Nach dem Tode des Maharero entstand die Frage nach dessen rechtllichem Nachfolger. Es handelte sich hierbei um die drei noch lebenden männlichen Verwandten Mahareros: Kavezeri, Nikodemus und Samuel. Nach dem Erbrecht der Herero (siehe daselbe) war zunächst Kavezeri, ein Stiefbruder Mahareros, berechtigter Thronfolger. Katjamuaha, der Vater Mahareros, hatte Kavezeri, der ursprünglich einer andern Ganda und Druzo angehörte, adoptiert und mit den Worten in seine Druzo aufgenommen: Kavezeri, d. h. sie sind nicht verboten, was besagen sollte: fremde Kinder in die eigene Druzo

aufzunehmen, ist nicht verboten, bringt kein Unglück; daher der Name Kavezeri. Katjamuaha bevorzugte diesen sogar vor seinen eigenen Kindern, und selbst Maharero tat nichts ohne den Rat Kavezeris. Dieser übernahm auch als Priester des Stammes tatsächlich die Regentschaft bis zu seinem im Jahre 1902 kurz vor seinem Tode erfolgten Übertritt zum Christentum. Da er jedoch, nahezu 63 Jahre alt, als Adoptivsohn Katjamuahas und als Stiefbruder Mahareros nicht auch als vollberechtigter Sondaerbe anerkannt war, so verwaltete Riarua, der Feldhauptmann Mahareros, die äußeren politischen Geschäfte bis zum August 1901.

Als der eigentlich berechnete Thronerbe galt Nikodemus. Er war ein Sohn des älteren verstorbenen Bruders Mahareros, mit Namen Kavikunua. Ein älterer Bruder des Nikodemus, Kararapi, war auch gestorben, so daß nun Nikodemus als der berechnete Erbe nächst Kavezeri dastand. Er war jedoch wegen seines festen Charakters und wegen seiner Familienstreitigkeiten bei Maharero nicht beliebt. Dieses und anderes mehr hatte ihn auch veranlaßt, nach dem Nofob zu flüchten.

Als dritter Bewerber um den Thron und die Herrschaft trat Samuel, ein jüngerer Sohn Mahareros, auf. Er hatte schon zu Lebzeiten seines Vaters, besonders nach seinem Zerwürfnis mit Nikodemus, vielfach mit den Weißen verhandelt und war daher diesen bekannter als der geflüchtete Nikodemus.

Nach dem Berichte des Majors v. François, des stellvertretenden Reichskommissars (siehe: v. François, Deutsch-Südwestafrika, S. 137), ließ dieser auf einer Versammlung der Häuptlinge auf Okahandja am 3. August 1891 den von ihm selbst als eitel, genußsüchtig und dem Trunke ergeben bezeichneten Samuel (siehe v. François, S. 78) offiziell als Oberhäuptling der Herero erklären. Damit schuf er, der mit den Rechten der Herero nicht vertraut war, nicht nur eine neue Machtstellung, was vielleicht im Interesse eines vereinfachten Regierungsapparates lag, — es ist bequemer mit einer Autorität, als mit vielen zu verhandeln, — sondern er griff auch in die Erbrechtsfolge der Herero ein. Nach diesem war aber nicht Samuel, sondern Nikodemus berechneter Nachfolger Mahareros. Um den Zorn und die berechneten Herrschaftsansprüche des geflüchteten Nikodemus zu besänftigen, unterstellte man ihm die östlichen Herero und Mbanderu mit ihren Häuptlingen Tjetjo und Rahimemua, wodurch nun auch diese gegen Samuel mißgestimmt wurden.

Der charakterlose Samuel aber fühlte sich durch die neue Würde sehr geschmeichelt und bewilligte nun alles. Die Häuptlinge Kambazembi, Manasse Tjiseseta, Zacharias usw. protestierten zwar gelegentlich dagegen. Andere, wie Tjetjo und Rahimemua, waren durch die beständigen räuberischen Überfälle Hendrik Witbois fürs erste in Anspruch genommen und konnten so den Dingen keine Teilnahme zuwenden.

Endlich ging die auf 350 Mann verstärkte Truppe auch gegen Hendrif vor. Im Dezember 1893 kam Major Leutwein ins Land und übernahm den Truppenbefehl. Die beiden Brüder v. François verließen das Land. Major Leutwein wurde Kaiserlicher Landeshauptmann und später Gouverneur des ganzen Schutzgebietes. Ende September 1894 wurde Hendrif Witboi in seiner Feste Naanklof belagert und nach einem blutigen Gefechte, bei dem die Truppe



Oberst Leutwein.

20 Prozent Verluste hatte, gezwungen, sich dem deutschen Reiche zu unterwerfen. Die Herero hatten nun endlich durch das Verdienst der deutschen Regierung Ruhe. Die guten Tage konnten sie jedoch nicht vertragen. Nahe bei Omaruru hatte ein Engländer in brutaler Weise einen Herero erschossen; statt der Regierung diesen Fall, laut Schutzvertrag Artikel 4, zu überweisen, übten die Herero Selbstjustiz und rächten diese Mordtat, indem sie den Weißen erschossen. Im Osten fühlten sich die Rhauas-Hottentotten auf Gobabis beengt und raubten den Weißen ihr Vieh. Sie wurden mit Wegnahme ihres Viehes bestraft. Die östlichen Häuptlinge, Tjetjo und Rahimemua, vor

allem aber Nikodemus, fühlten sich in ihren Häuptlingsrechten vergewaltigt und durch die Verlegung ihrer Gebietsgrenzen beengt. Sie bekundeten ihre Abneigung gegen die deutsche Herrschaft durch offene Proteste gegen Samuel Maharero. In einer großen Versammlung auf Okahandja im Februar 1896 erklärten sie jedoch dem Gouverneur, nichts gegen die deutsche Regierung unternehmen, sondern Ruhe und Frieden halten zu wollen. Nikodemus aber, noch immer Samuel, dem Günstling der Regierung, grollend, bewog dennoch den ihm unterstellten Häuptling Rahimemua und die Rhauas auf Gobabis zum Aufstand. Durch einen schnellen Sieg der Truppe, in Gemeinschaft mit Samuel Maharero, Hendrif Witboi und ihren Leuten, gelang es in einem

Hauptgefecht bei Otjundu, den Aufstand niederzuschlagen. Nikodemus und Rahimemua wurden auf Grund kriegsgerichtlichen Urteils am 12. Juni 1896 als Rebellen auf Okahandja erschossen. Der Stamm der Khauas wurde so gut wie vernichtet, und sein Gebiet für Kronland erklärt. Tjetjo mit seinen Leuten, sowie die Raimbazembis waren durch Vermittlung der Missionare Viehe und Irle von der Teilnahme an dem Aufstande zurückgehalten worden, so daß es nicht zu einem großen Aufstand kam. Allein das Feuer glühte unter der Asche weiter und wurde besonders von dem Halbbruder des Nikodemus, Affa Riarua, genährt. Ein unauslöschlicher Haß besetzte ihn und seine Partei gegen Samuel und vielleicht auch gegen dessen Gönner.

Unterdessen machte die Neuordnung und Erschließung des Schutzgebietes Fortschritte. An nicht weniger als zwölf Plätzen wurden Militärstationen errichtet. Manche von ihnen lehnten sich an die Missionsstationen an. Auf Windhuk, Okahandja, Otjimbingue, Karibib und Omaruru, die gewissermaßen als die Zwingburgen des Landes anzusehen sind, wurden Distrikthefts angestellt, welche die Polizei- und richterliche Gewalt über Weiße und Schwarze ausübten. Unter ihnen war eine ganze Anzahl Männer, Offiziere und Beamte, die sich durch ihr freundliches Verhalten gegen die Eingeborenen auszeichneten. An ihrer Spitze stand vor allen der Gouverneur, Oberst Leutwein. Unter seiner weisen Verwaltung und seinem maßvollen Vorgehen gegen die Eingeborenen entwickelten sich die Dinge zunächst so, daß schließlich alle Stämme die deutsche Oberherrschaft anerkannten.

Die wirtschaftliche Entwicklung des Landes erlitt 1897 durch die furchtbare Kinderpest einen harten Stoß. Etwa 30 Prozent der Hereroherden wurden durch die Gallenimpfung gerettet, ein Verdienst der Regierung. Einen Vorteil für das Land brachte die Kinderpest jedoch mit sich. Der eingetretene Mangel an Zugvieh zwang zu dem Bau einer Eisenbahn und dem Ausbau des Hafens Swakopmund. Die Bahn, mit 60 cm Spurbreite und in einer Länge von 381,75 km von Swakopmund bis Windhuk angelegt, wurde ein großer Segen für das Land. An 1500 Herero und Ovambo fanden dauernde Arbeit bei ihrem Bau. Auch wurden überall im Lande die alten Wege verbessert und neue angelegt.

Auch die Besiedelung des Landes mit Weißen machte schnelle Fortschritte. Nächst manchen guten kamen aber auch viele schlechte Elemente ins Land. Der Gouverneur und seine Beamten hatten vollauf zu tun, um alles ins rechte Geleise zu bringen. Jener hatte einen harten Stand. Bei der Beurteilung seiner Eingeborenen-Politik darf man nicht übersehen, daß er sich zwischen zwei Extremen befand. Er sollte die Interessen der Weißen im Lande sowie die der Kolonialpolitiker in Deutschland und doch auch die der Eingeborenen wahrnehmen. Keinem konnte er es schließlich recht machen. Das Land war einerseits das wichtigste Besitztum der Eingeborenen und

andererseits die Grundlage für seine Besiedlung mit Weißen. Daß so bei dem Hereinströmen der Weißen die Herero der Landpolitik der Kolonialregierung mit Mißtrauen begegnen, kann man ihnen nicht verargen, zumal der charakterlose Oberhäuptling das Land in unsinnigster Weise für Brannt- und Luxusfachen usw. verschleuderte.

Die Lösung der Landfrage blieb das schwierigste Problem für den Gouverneur. Sagt doch die Kolonialregierung in ihren Berichten, die Besiedlung durch Weiße habe im Vordergrunde gestanden. In welcher Richtung sich die Besiedlung und Lösung der Landfrage bewegte, ist hier des Raumes halber nicht möglich darzulegen. Ich mache jedoch den Leser auf die Schrift von Pfarrer Horbach: „Reichskanzler, Missionar und Hereroaufstand, besonders aufmerksam, (Verlag J. Schergens, Bonn 1904), wo auf Grund amtlicher Berichte diese Frage beleuchtet ist. Ebenso auf die Schrift von P. Paul: Die Mission in Deutsch-Südwestafrika (Verlag L. Ungelenk, Leipzig 1904, S. 97 u. 98).

In seinem Vortrage vom 11. Januar 1898 in Berlin-Charlottenburg, sagt der Gouverneur S. 45: „Schließlich will ich nicht verschweigen, daß wir in dieser Beziehung mit der Zeit auf abschüssige Bahnen gekommen sind; denn nach oberflächlicher Schätzung befinden sich in Deutsch-Südwestafrika von dem verfügbaren Land zur Zeit in Händen der Privatgesellschaften 50 % und nur 7 % in derjenigen der Regierung. Der Rest in den Händen der Eingeborenen.“ Bis zum Jahre 1902 war die Besiedelung des Landes so weit vorgeschritten, daß der Gouverneur berichten konnte: „In den drei letzten Jahren sind seitens der Regierung 176, durch Privatgesellschaften 25 Farmen verkauft worden. Längs der Bahn sind so ziemlich alle Farmen verkauft. Ansiedlungsfähiges Regierungsland ist nur wenig vorhanden usw. (Deutscher Kolonial-Anzeiger, Nr. 6, 20. März 1903). Nach der Farmstatistik von 1903 gab es im Schutzgebiet 276 Farmen. Das weitere siehe im Jahresbericht über die Schutzgebiete 1902—1903, S. 77—88.

Als ein besonderes Verdienst des Gouverneurs ist zu erwähnen, daß er für die etwa 250 alten Soldaten, die sich im Lande niedergelassen hatten, denen es an Frauen fehlte und die deshalb teilweise mit eingeborenen Mädchen zusammenlebten, Frauen aus Deutschland kommen ließ, um auf diesem Wege eine Anzahl guter weißer Familien ins Schutzgebiet zu schaffen. Siehe obigen Vortrag vom 11. Januar 1898, S. 44 u. 45.

Die Eingeborenen-Politik des Gouverneurs ist oft von Gegnern und Nichtgegnern getadelt worden. Seine Gegner haben ihm als großen Fehler vorgehalten, daß er die Eingeborenen nicht rechtzeitig entwaffnet habe. An eine völlige Entwaffnung war schon im Jahr 1896 gedacht. Eine solche Maßnahme hätte jedoch damals bei der geringen Stärke der Truppe und bei dem Fehlen von Eisenbahn und Telegraphen nichts Geringeres als eine Er-

hebung sämtlicher Eingeborenen und jedenfalls eine gänzliche Vernichtung der Truppe, noch ehe Hilfe von Deutschland kommen konnte, zur Folge gehabt. Man hat ihm ferner den Vorwurf gemacht, er sei zu milde und nicht schneidig genug gegen die Eingeborenen gewesen; seine Eingeborenen-Politik habe nur das *suaviter in modo*, nicht aber das *fortiter in re* gekannt! Aber daß es ihm an militärischer Schneidigkeit, wo sie angebracht war, nicht gefehlt hat, zeigt folgendes. In einem Schreiben vom 29. Febr. 1904 aus Windhuk, antwortet er seinem Gegner Dr. Sander: „Der Aufstand der Khauashottentotten (1896) endete damit, daß der ganze Stamm der Khauas nach Windhuk überführt worden ist. Von den Ovambanderus wurden beide Führer, Nkodemus und Kahimemua, kriegsgerichtlich erschossen, der ganze Stamm so gut wie vernichtet und ihm 12 000 Kinder abgenommen. Einige wenige seiner Mitglieder, welche sich rechtzeitig geflüchtet, leben noch. Der Stamm als solcher ist dagegen verschwunden.“ (Siehe Reichsbote 23. April 1904.)

War das nicht *fortiter in re*? Es war allerdings dem Gouverneur auch nicht darum zu tun, den Eingeborenen die Existenzbedingungen zu nehmen, sondern vor allem war es sein Bemühen, Achtung, Liebe und Vertrauen durch sein freundliches Verhalten zu gewinnen. Und dieses hatte er in vollem Maße erreicht. Seine menschenfreundliche Art hatte ihm das Herz gewonnen, so daß man nie anders als mit Ehrerbietung von ihm sprechen hörte. Überall, besonders auf den Missionsstationen, wurde er von Weißen und Schwarzen mit Jubel und Flaggenschmuck auf den Häusern und Hütten empfangen und begrüßt. Die Herero nannten ihn ihren Omuhona, d. h. König. Auch für die Missionsarbeit zeigte er großes Interesse und wurde als ein lieber Gast gerne in den Häusern der Missionare gesehen.

So erfreulich sich aber das Schutzgebiet zu entwickeln schien, so konnte es doch bei dem immer größer werdenden Zuzug von Weißen auch an recht bedenklichen Seiten nicht fehlen. Der Verlauf der Kolonialgeschichte zeigt, daß große Fehler gemacht wurden, die zu einem völligen Zusammenbruch des hoffnungsvollen Anfangs führen mußten. Ich erinnere nur an das Händler- und Borgunwesen, an den Branntweinhandel, an die Reservatsfrage und andere Dinge. Auf diese Schattenseiten und Fehler aber hier näher einzugehen, gestattet weder der Raum noch die Absicht dieses Buches.



Sechzehntes Kapitel. Epochen-Kalender.

Lehrreich für die Volkskunde ist auch der Epochen-Kalender der Herero. Sie zählen die Jahre nicht wie wir, sondern geben ihren „Jahren“ besondere Namen, welche die Zeitabschnitte charakterisieren. Um diese Epochen und ihre

Namen der Vergessenheit zu entreißen und für die Geschichte der Herero aufzubewahren, gebe ich sie hier wieder, soweit die Leute sich zurückerinnern und sie aufbewahrt haben. Ich bemerke jedoch zuvor, daß diese Namen nicht immer bei allen Stämmen die gleichen sind. Die nordwestlichen Hererostämme, z. B. die Kamuretis, Zerauas und Kambazembi, weichen hier und da von den Mahareros und Mbanderu darin ab. Die Bezeichnung „otji“ heißt „das Ereignis des, Geschehnis des“ usw.; die Vorsilbe „ojo“ „das Jahr des“.

- 1820 Ojotjekenue. Nach dem Namen des Matabelehüptlings, der 1820 nach Okahandja mit einem weißen Friedensochsen kam und mit Katjamuaha Frieden machte.
- 1842 Ojohange, Jahr des Friedens. Nama und Herero machen Frieden.
- 1843 Ojomaue, Jahr der Steine. Die Herero mußten für Jonker Afrikaner als seine Sklaven einen Steinwall bauen; oder
- Ojovihende, Jahr der Pfähle. Die Herero mußten um Jonkers Werft eine Pfahlumzäunung machen.
- 1844 1845 Ojomukungu oder Ojombondi, Jahr des Erbrechens, des Ekels. Die Nama hatten Katjamuaha vergiftet, dieser erbrach und führte ab.
- 1846 Ojokatjikuoko, Jonkers Name bei den Herero. Dieser zog ins Ovamboland und machte dort Beute.
- 1847 Ojotjindjumba, Jahr der Malaria.
- 1848 Ojomeva omanene, Jahr der Wasserfluten.
- 1849 Ojotjombua, Jahr des Hundes. Jonker überfällt Okahandja.
- 1850 Ojotuungu, Jahr, in dem die Hererofrauen zum erstenmal Blechperlen an ihre Hüte flochten.
- 1851 Ojozohongue, Jahr der Unkrautgewächse, deren stachelige Kapseln die Füße von Menschen und Tieren verwundeten.
- 1852 Ojonkoze, Jahr der Eifersucht. Eine Frau tötete eine andere aus Eifersucht.
- 1853 Ojétumbo, Jahr des Ochsenhaken. Zwei Männer stritten sich um einen solchen, dabei erstach der eine den andern.
- 1856 Ojonganda ja Hejuva, Jahr der Zerstörung der Werft des Hejuva durch Jonker.
- 1857 Ojoruiremoovita, d. h. Streite nicht im Kriege.
- 1858 Ojombua, Jahr des heiligen Hundes, nämlich Katjamuahas. (Nähere Erklärung würde zu weitläufig werden.)
- 1859 Ojondiuo, Jahr der Glocke, am Hals eines Schafes usw.
- 1860 Ojepunga, Jahr der Lungenseuche. Diese trat damals zum erstenmal auf und tötete alle Wagenochsen der Kupferminengesellschaft. Mit den Kupferminen war es damit am Ende.

- 1861 Ojokurondeue, Jahr, in dem Maharero auf den Kaiser-Wilhelmberg (éue) stieg und Jonker den Gehorsam aufkündigte.
- 1862 Ojongavambaka, Jahr des ersten Gefechtes der Herero gegen die Nama.
- 1863 Ojondundu jorupoko, Jahr des zweiten Gefechtes in den Bergschluchten.
- 1864 Ojotjikoroha, Jahr der Pocken, an denen viele Herero starben.
- 1865 Ojorupati, Jahr der Rippe. Statt eines getöteten Nama namens Nganiva fanden die Herero eine Rippe von ihm in dem Loch eines Erdschweins.
- 1866 Ojerambu, Jahr, wo die Menschen an Magerkeit starben.
- 1867 Ojongange, Jahr des Opferochsen, ein solcher wurde auf Otjimbingue im Krieg getötet.
- 1868 Ojotungava, Jahr des Skorpionfeldzuges, in dem viele Herero, von Skorpionen lebend, starben.
- 1869 Ojomukaru, Jahr des Weißdornbusches, es fand das letzte Gefecht der Herero auf dem Platz Ojomukaru statt; oder Ojejuru, Jahr der Himmelsröte im Süden.
- 1870 Ojohange, Jahr der Friedenszusammenkunft auf Okahandja.
- 1871 Ojoheo, Jahr der gestohlenen heiligen Pfeilspitze. Eine solche wurde Kandirikivira gestohlen.
- 1872 Ojotjiuiu, Jahr der heißen Asche; die Herero verbrannten den Leichnam eines Zauberers zu Asche.
- 1873 Ojomatupa, Jahr der Knochen, d. h. der Opferochsenknochen, deren so viele waren wie Sand.
- 1874 Ojejuva, Jahr der totalen Sonnenfinsternis.
- 1875 Ojomuambo oder Ojovindjendje, Jahr, in dem Tjikongo, der Häuptling der Ovambo, nach Okahandja kam und Frieden schloß.
- 1875 Orojunjara, Jahr des Opferkorbes. (Siehe Bemerkung zu 1858.)
- 1876 Ojotjikaisa, Jahr des Sarges, nämlich des Häuptlings Zerava.
- 1877 Ojourombo, Jahr der Raupen.
- 1878 Ojeraka, Jahr der Zunge. (Siehe Bemerkung zu 1858.)
- 1878 Ojonduvazu, Jahr der blauen Ochsen, nämlich Vingavas.
- 1879 Ojondimba, Jahr der Milzbrandblattern.
- 1880 Ojongombo onganga, Jahr der Ziege des Zauberers. (Siehe Bemerkung zu 1858.)
- 1881 Ojomativa, Jahr der Fleischwürmer oder Maden. Die Kinder wurden bei lebendigem Leibe von Maden angefressen.
- 1881 Ojohara, Jahr des Gefechtes auf zwei Stunden im Umkreis.
- 1882 Ojonjose, Jahr des großen Kometen.
- 1883 Ojorutjindo, Jahr, in dem alle Werste in den Krieg zogen, gleichsam Landsturmaufgebot gegen H. Witboi.
- 1884 Ojovitenda, Jahr des eisernen Grabgitters um Katjamuahas Grab.

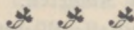
- 1885 Ojekekondjuo, Hendrik Witboi reitet im Sturm in Okahandja ein bis an das Haus Samuel Mahareros.
 1886 Ojorundumba, Jahr der Tollwut der Hunde und Rinder.
 1887 u. 88 Ojombindu, Jahr der Blutscheuche unter dem Rindvieh.
 1889 Ojongamero, Jahr des Kamels, v. Francois', das dieser mitbrachte.
 1890 Ojozombahu, Jahr der Heuschrecken.
 1892 Ojotjindjumba, Jahr der Malaria.
 1893 Ojozondjenge, Jahr des Streites, nämlich Samuel Mahareros mit Manasse in Omaruru.
 1894 Ojombimbi, Jahr des Streites, nämlich Tjetjos mit Samuel Maharero.
 1896 Ojondjembo, Jahr der Kanone, Leutweins im Nosob.
 1897 Ojotjiposa, Jahr, in dem sich Samuel Maharero und Tjetjo trennen.
 1898 Ojopesta, Jahr der Menschenepidemie.
 1901 Ojosesea, Jahr des Verwaisens, Todesjahr Riaruas, des Feldhauptmanns Samuel Mahareros.
 1902 Ojovarande jovineja, Jahr der Händler und des Betrugs.

Abweichende Namen, welche die nordwestlich wohnenden Herero mit otjo zusammenstellen, zu denen ich aber die entsprechende Jahreszahl nicht feststellen konnte, sind folgende: Otjekuva, Jahr des Beiles. Otjondjou, Jahr des Elefanten. Otjombahe, Jahr der Giraffe. Otjombindu, Jahr des Blutes. Otjoruhira, Jahr der Schürze. Otjondukua, Jahr des Butterkalabasses usw.

Es mögen noch die Namen der Monate folgen.

Januar: Otjitarazu, Regenmonat. — Februar: Kozondu, Schafgebärmonat. — März: Etengarindi, erste Wasserteiche. — April: Esenina omarindi, letzte Wasserteiche. — Mai: Kozonjanga, Lilienmonat. — Juni: Ngarano oder Karunga rano, Glücksmonat. — Juli: Kasuramaseva, Steigen des Wassers in den Flußbetten. — August: Kombundu, Nebelmonat. — September: Katjose, Siebengestirnmonat; das Siebengestirn wird sichtbar, es beginnt damit der Okuni, Frühling. — Oktober: Ondeng'ani, erster Mond, darum der erste Monat nach Hererozählung. — November: Oseninaani, letzter Mondmonat, nämlich des Frühlings. — Dezember: Ojikukutu, trockener, harter Mond.

Jahreszeiten zählen die Herero 4: Okuni, Frühling, von September ab. Oruteni, Sommer. Ombura, Herbst, Regenzeit. Okombepera, Winter.



6.tes Kapitel.

Die Anfänge.

Zweiter Teil.

Die Arbeit der Mission unter den Herero.



1870 Goshu...
an den...
1871...
1872...
1873...
1874...
1875...
1876...
1877...
1878...
1879...
1880...
1881...
1882...
1883...
1884...
1885...
1886...
1887...
1888...
1889...
1890...
1891...
1892...
1893...
1894...
1895...
1896...
1897...
1898...
1899...
1900...

1870 Goshu...
an den...
1871...
1872...
1873...
1874...
1875...
1876...
1877...
1878...
1879...
1880...
1881...
1882...
1883...
1884...
1885...
1886...
1887...
1888...
1889...
1890...
1891...
1892...
1893...
1894...
1895...
1896...
1897...
1898...
1899...
1900...

Die Arbeit der Mission

unter den Pereren

Wir haben nun die Arbeit der Mission...

Die Mission...

1870...
1871...
1872...
1873...
1874...
1875...
1876...
1877...
1878...
1879...
1880...
1881...
1882...
1883...
1884...
1885...
1886...
1887...
1888...
1889...
1890...
1891...
1892...
1893...
1894...
1895...
1896...
1897...
1898...
1899...
1900...

Erstes Kapitel. Die Anfänge.

In einem solchen Land und unter einem solchen Volk, wie wir es oben kennen gelernt haben, nahm die Rheinische Mission die Missionsarbeit auf. Missionar Schmelen auf Komaggas im Kaplande hatte schon 1823 und 1825 seine Missionsreisen bis nach Windhuk und Walfischbai hin ausgedehnt und die Herero, das Ziel seiner Sehnsucht, auf Okahandja kennen gelernt. In wiederholten Bittschreiben bat er die Deputation der Rheinischen Missionsgesellschaft, Missionare auch zu ihnen zu senden und sich ebenso der Nama auf Rehoboth und in den Auasbergen anzunehmen. Im Jahre 1842 beauftragte deshalb die Deputation den Missionar Kleinschmidt, den Gehülfen Schmelen's auf Komaggas, jene Gebiete zu untersuchen. Am 6. Oktober kam dieser auf Windhuk an. Hier hatte sich Jonker Afrikaner, der unterdessen die Herero bekämpft und ausgeraubt hatte, niedergelassen. Kleinschmidt fand bei ihm freudige Aufnahme.

Es waren jedoch einige Wochen vorher in Windhuk methodistische Missionare gewesen und hatten 20 Leute Jonkers getauft. Trotzdem nun Kleinschmidt Jonker erklärte, wegen der Methodisten nicht bei ihm bleiben zu können, blieb dieser dabei, er wolle nur die Missionare bei sich haben, die ihm vom Lehrer Schmelen empfohlen worden seien. Kleinschmidt holte nun seine Frau samt seinem Schwager Bam nebst seinem Gefährten Hugo Hahn aus Bethanien ab. Am 9. Dezember 1842 kamen sie auf Windhuk an, und nannten dasselbe wegen seiner Umgebung Elberfeld. Die



Jonker Afrikaner.

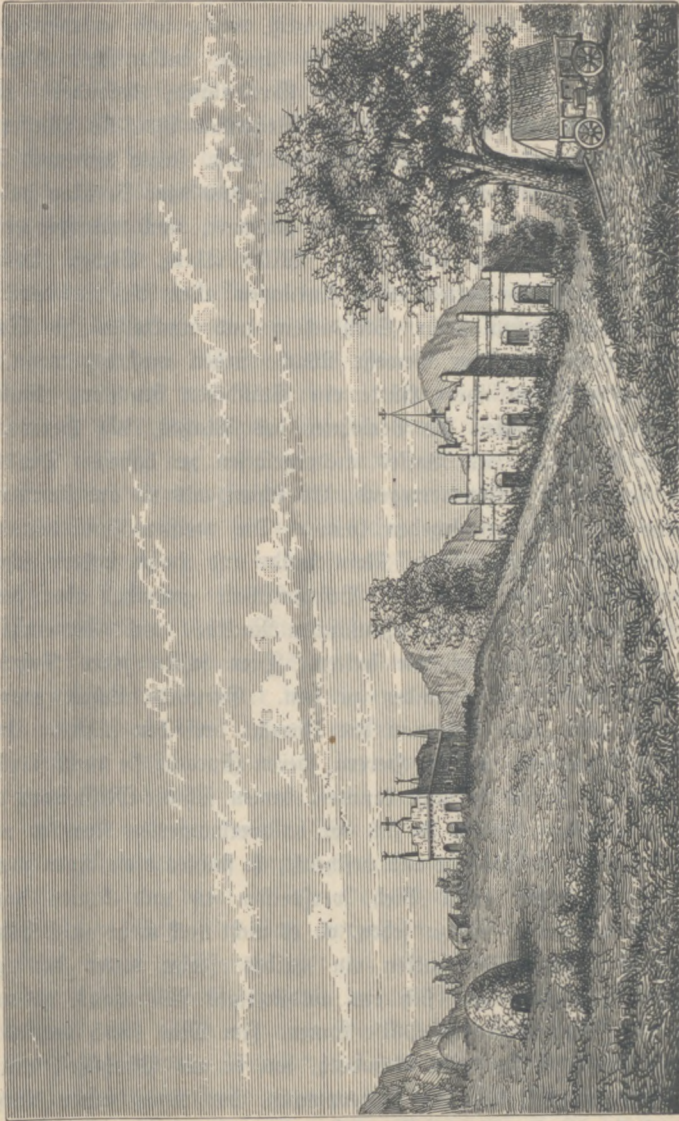
Missionsarbeit nahm unter den verwilderten Leuten Jonkers einen guten Anfang. Jonker selbst, als Kind getauft, hatte noch religiöse Eindrücke bewahrt; er ließ sogleich eine Kirche bauen, die bis zum Jahre 1886 den Gottesdiensten genügte, half den Missionaren predigen, hielt auf strenge Zucht und Ordnung und bestrafte Hurerei und Unzucht. Sein Betragen war rühmend. Mit den von ihm bedrückten und ausgeraubten Herero auf Okahandja schloß er Weihnachten 1842 den berühmten Frieden (s. Kriege S. 173). Als aber im Anfang des Jahres 1844 Jonkers Brüder mit dem Methodistenmissionar Haddy nach Windhuk kamen, änderte Jonker seinen Sinn gegen die Rheinischen Missionare.

Unter dem Einfluß weißer englischer Händler, welche die Leute mit Branntwein überfluteten, erwachte auch Jonkers alte Raublust wieder. Da zudem die Rheinischen Missionare mit den Methodisten unmöglich zusammen arbeiten konnten, um den Heiden kein Argerniß zu geben, so verließen sie schweren Herzens ihre gesegnete Arbeit und den Platz, den sie fortan Elberfeld Esel (Zankbrunnen, vgl. 1. Mos. 26, 20) nannten. Diesem Namen hat der Platz auch weiterhin noch leider zu viel Ehre gemacht.

Am 3. Oktober 1844 kamen sie in Okahandja an. Kleinschmidt hatte den Herero schon bei seiner Ankunft auf Windhuk Gottes Wort durch einen Dolmetscher verkündigt. Einer von ihnen kam nach einem Gottesdienst zu Kleinschmidt und sagte: „Ich habe Jonker in der Kirche sagen hören, daß ein Mann, ein Gerechter, für alle Menschen, die Ungerechten, gestorben sei, damit sie leben möchten. Das hat mein Herz angefaßt, und ich habe gewünscht, mehr davon zu hören. Nun höre ich zu meiner Freude daselbe von euch und noch mehr als das.“ Das Hererovolk schien für die Missionsarbeit reif zu sein.

Als Kleinschmidt, Hahn und Bam mit den Zhrigen auf Okahandja ankamen, stellte es sich heraus, daß die früher so reichlich fließende Quelle dort vertrocknet war, sodaß die Missionarsfrauen nicht einmal ihre Kleider waschen konnten. Auf Jonkers Rat und Anweisung zogen sie darum am 30. Oktober eine Tagereise weiter nach Djiikango. In einer schaurigen Nacht mußten sie unterwegs unter furchtbarem Gewitter, mit prasselnden Donnerschlägen und Blitzen, die ohne Unterbrechung mit rasender Schnelligkeit dahinschossen, im Freien zubringen. Während sie, von Schrecken und Furcht erfaßt, naß und frierend, mit klappernden Zähnen mit ihrem Wagen mitten in einer großen Wasserfläche standen, erschlug der Blitz dicht neben diesem 24 ihrer Schafe. In dieser Lage harrten sie auf den Morgen des 31. Oktober 1844. Das Herz voll Dank gegen Gott für seine gnädige Bewahrung, zogen sie auf Djiikango ein und nannten dieses Neubarmen. Das war der Anfang der Hereromission.

Dtjikango, Neubarmen, liegt an dem rechten Ufer des Swakop, von 300 bis 2300 m hohen Bergen im Norden und Westen umgeben. Der Platz selbst



Dtjikango.

macht beim ersten Anblick einen trostlosen Eindruck. Unter einer großen Anakazie schlugen die Missionare ihre Hütte auf. Hart unter den Felskluppen im Norden, eine Viertelstunde vom Swakop entfernt, errichteten sie das Stationsgebäude. Eine Viertelstunde südöstlich von diesem entspringen auf

einem Steinhügel zwei heiße Quellen; die größte von diesen dämmten sie ein und leiteten sie durch die mit Salpeter besäete Fläche nach dem Missionsgehöft. Der ganze Platz ist unfruchtbar und das in der Fläche liegende, von der heißen Quelle getränkte Gartenland salzbrackig wenig und extrareich. Auf der Südseite des steinichten, kahlen, wie es scheint, vulkanischen Hügels mit der weniger heißen Quelle liegt besseres Gartenland, besonders aber im Swakoptal selbst, wo auch etwas Land für Weizenbau ist. An Wasser fehlte es also den Missionaren nicht, aber dieses war heiß, salzig und zum Trinken nicht geeignet. Das Trinkwasser mußten sie sich aus dem Swakop holen.

So wenig einladend nun der Platz an sich war, noch weniger einladend fanden die Missionare seine Umgebung. Wilde Tiere, Löwen, Leoparden, Tiger, Hyänen und Wölfe hatten neben Antilopen aller Art in dem Sumpf und hohen Riet des Flußtales ihr Stellbichlein und umkreisten sie Tag und Nacht, so daß sie oft mit dem Gewehr Wache stehen mußten, wenn Löwen und Tiger ihnen dicht vor ihrer Hütte ein Ständchen brachten. Keinen erfreulicheren Eindruck machten die Bewohner des Platzes, die Herero. Hier schien sich der Abschaum des Volkes niedergelassen zu haben. Der sittliche Zustand der Leute war entsetzenerregend. Es schien, als ob aus ihnen niemals eine christliche Gemeinde hervorgehen könne. Die meisten sind dann später auch vom Erdboden verschwunden. Kleinschmidt und Hahn hatten schon mit tiefgefunkenen Heiden im Namaland Bekanntschaft gemacht, aber hier trat ihnen das Heidentum in einer so scheußlichen Nacktheit und Gemeinheit entgegen, wie sie es noch nie gesehen hatten. Hier schien jeder Begriff von Scham und Ehrlichkeit verschwunden zu sein. Greuliche Laster waren bei ihnen gang und gäbe, ohne daß man das Unrecht derselben fühlte. Umlagert von bettelnden, stehlenden, wilden Herero, deren Sprache sie nicht verstanden, deren Religion und Sitten sie nicht kannten, kamen sich die Missionare vor wie Lämmer unter Wölfen. Hatten sie sich der halbverhungerten Kranken mit Erbarmen angenommen, sie gepflegt und beschenkt, so stahlen diese ihnen zum Dank womöglich noch das letzte Stück Vieh, verspeisten es und kamen dann mit unschuldiger Miene wieder, um zu sehen, ob es nicht noch mehr zu stehlen gebe.

Hahn und Kleinschmidt hatten ein halbes Jahr unter den größten Schwierigkeiten gearbeitet und sich ein notdürftiges Wohnhaus gebaut, als ihnen Rath und Scheppmann zu Hülfe kamen. Im Mai 1845 verließ Kleinschmidt Neubarmen und zog nach Rehoboth, wo er am Pfingstfest unter den Nama die Missionsarbeit begann. Scheppmann, der einen neuen Weg nach Otjimbingue suchen wollte, hatte Unglück und mußte mit zerschossenem Fuß aus dem Felde geholt werden. Er legte später im unteren Kuisibthal unter den Topnaars die Station Scheppmannsdorf an. Hahn und Rath blieben allein auf Neubarmen zurück. Wie es bei einer Stationsanlage zugeht, soll später bei Otjofazu näher ausgeführt werden.

Unendliche Schwierigkeiten bereitete den Missionaren die Erlernung der Sprache. Im Verkehr mit den Nama hatten sie sich eines Dolmetschers bedienen können. Hier konnte ihnen niemand diesen Dienst leisten. Die Hererosprache hatte vor ihnen noch kein Europäer verstehen noch sprechen gelernt. Ein Namamädchen, das diese notdürftig verstand, erwies sich zum Dolmetschen unfähig. Die Schwierigkeiten schienen unüberwindlich, mußten sie doch die Sprache dem Munde der Leute ablauschen. Als Hahn sich eines Tags wieder einmal abgemüht hatte, in den ungelichteten Urwald der Sprache einzudringen, schrieb er in sein Tagebuch: „Fürchtete ich nicht die Hand des Herrn, ich ließe weg und überließe es andern Brüdern, die mehr Gabe und Energie besitzen, diese Sprache zu lernen.“

Was es heißt, ohne Wörterbuch und Grammatik, ohne Lehrer und Anleitung, durch bloßes Hören und Vergleichen den Sinn der fremden Worte zu erraten, die aus dem Munde eines Herero undeutlich und halb verschluckt herauskommen, sprach mir Rath einmal mit den Worten aus: „Ich bin vor Freude in die Luft gesprungen, als ich eines Tags den Sinn des Wortes *Otjikuatjite*, was ist das, was heißt das? verstanden hatte; denn nun konnten wir doch fragen!“ Und welche Enttäuschungen mußten sie oft erleben, wenn sie nach mancherlei Versuchen bei den Regeln, nach welchen die einzelnen Wörter zusammengefügt werden, auf immer neue Schwierigkeiten stießen. Die Spracharbeiten eines Campbel und Moffat unter den östlichen Betschuanen waren ihnen leider unbekannt; sie hätten ihnen einiges Licht auch auf den Bau der Hererosprache werfen können. Zähle Ausdauer führte jedoch endlich zum Ziele. Mit der Zeit kamen sie hinter das Geheimnis der Wort- und Satzverbindungen und konnten es nach drei Jahren endlich wagen, die erste Predigt in der Hererosprache zu halten. Jubelnd konnten sie berichten, „daß ihre Zunge endlich gelöst sei, obwohl sie noch nicht reinlich und fertig sprechen könnten, sondern erst nur noch stammeln.“ Ihre ersten Predigten hatten bei ihrer Entstehung einen eigentümlichen Prozeß durchzumachen. Erst wurden die Gedanken deutsch aufgeschrieben, dann in die Hererosprache übersetzt, dann einem verständigen Heiden Satz für Satz vorgelesen und dann sprachlich korrigiert. „Wir denken, sagen zu können, daß wir biblisch noch nichts Verkehrtes gesagt haben, obwohl sehr Unvollkommenes, da uns die Wörter für Sünde, Gerechtigkeit, Heiligkeit noch fehlen. Ein großes Glück war es, daß wir in der Woche vorher noch das Wort „Schuld“ fanden. Der Gottesdienst wird in der Kammer auf folgende Weise gehalten. Ohne Amtskleidung sitzen wir auf meinem Bett, die Leute um uns auf der Erde. Ein holländischer Vers wird gesungen, dann die mühsam zusammengestellte Predigt abgelesen, dann wieder gesungen und kniend in der Hererosprache gebetet. Es ist ein unbefreibliches Gefühl, nach so langem Harren in einer Sprache, in welcher es noch nie geschehen, Gottes Wort verkündigen und vor den Gnadenthron treten zu dürfen.“

Es sei mir, dem Schreiber dieses, verstattet, einiges aus meiner eigenen Erfahrung hinzufügen zu dürfen. Wir älteren Missionare haben uns oft über die Ausdauer und Energie dieser beiden ersten Missionare gewundert, daß sie nach kaum drei Jahren so weit waren, dem Volke zu predigen. Dieses gelingt trotz aller guten Hülfsmittel, die wir jetzt haben, auch dem besten jungen Missionar nach einem Jahr fleißigen Studiums kaum. Das ganze grammatische System mit seinen vielen Zeitformen, Präfixen und Verbal-Pronomina, die so ganz andere Ausdrucksweise, die an Worten so reiche, an geistigen und geistlichen Begriffen aber so arme Sprache sich in einem Jahre anzueignen, ist vollends unmöglich. Unsere ersten Predigten mußten denselben Prozeß durchmachen. Trotz meines tüchtigen Lehrers, Missionar Brincker, eines der ersten Kenner der Hererosprache, der meine Predigten korrigierte, war der Häuptling Maharero mit Brincker, Hahn und mir nicht zufrieden. „Ach was ihr, Hahn, Brincker und du sagst, verstehen wir ja; aber so sprechen wir nicht, ihr müßt sprechen wie wir sprechen, so und so.“ Wie schwer es für einen Europäer ist, den heidnischen Herero, der unzählige Pronomina verwendet, zu verstehen, merkte ich 1869, als sich ein alter Herero mit Maharero in echtem Herero unterhielt. Hahn fragte Brincker: „verstehst du das?“ Die Antwort: „Nein! verstehst du ihn?“ Hahn mußte ebenso verneinen.

Die Hererosprache war im höchsten Grade reich an gemeinen, unreinen und unkeuschen Ausdrücken; sie mußte daher erst veredelt und mit christlich reinem Gehalt erfüllt werden. Das war das schwerste Stück sprachlicher Arbeit. Das Wort Schuld, ondjo, welches Hahn erwähnt, ist ein sehr vieldeutiges Wort und wurde zuerst auch für Sünde gebraucht. Ein eigentliches Wort für Sünde hatten die alten Herero nicht. Später wurde das Wort oupikapike Taugenichtsigkeit, dafür verwandt, bis dieses schließlich durch ourunde ersetzt wurde. Aber auch dieses Wort verstanden die Leute nicht ohne weiteres, es mußte ihnen, wie bei so vielen Begriffen, erst mit vielen Worten umschrieben werden, was es in unserm Sinn besagen sollte. Ebenso ging es mit den Worten omukuru für Gott und oukohoke für Keuschheit. Was wußte dies unsittliche Volk von Keuschheit? — Zu behaupten aber, daß in den heidnischen Sprachen Worte wie Gerechtigkeit, Heiligkeit, Glauben usw. ganz fehlen, ist nicht geraten. Die Worte sind alle da, nur müssen sie auf den rechten, höheren Sinn gebracht werden.

Hahn war in der ganzen neuen Arbeit der Pionier und Führer, Rath mehr der bescheidene, nachdenkende Forscher. Er steht jenem ebenbürtig zur Seite. Mit seiner Sammlung von Worten, Märchen, Sprichwörtern und einem 1500 Seiten umfassenden Deutsch-Hererowörterbuch hat er bedeutendes geleistet. Er dachte aber zu bescheiden von sich und seiner Arbeit, und es ist schade, daß sein umfassendes Wörterbuch nicht gedruckt worden ist.

Was aber die Missionare den Herero noch nicht mit Worten sagen konnten, ersetzten sie durch die Sprache der Liebe. Die Herero verstanden diese auch. Jeder Missionar aber, der auf ein neues Missionsfeld kommt und sich des leiblichen und geistigen Wohles seiner Leute annimmt, kommt dadurch mehr oder weniger zu einer herrschenden Stellung unter ihnen. Dies war auch hier der Fall. Auf Jonkers Veranlassung hatte Hahn sich auf Neubarmen niedergelassen. Im Anfang wohnten dort nur sehr wenige Leute. Nach und nach aber, als Jonker seine Raubzüge wieder aufnahm, sammelten sich um ihn eine ganze Anzahl zersprengter und ausgeplündeter Herero, ein zusammengeflüchtetes Gefindel ohne Häuptling. Die Leute suchten bei den Missionaren nicht allein Schutz, sondern auch äußere Vorteile. Das brachte es ganz von selbst mit sich, daß diese herrenlosen Horden die Missionare als ihre Schutzherrn anzusehen begannen. Schutz gegen Unrecht gewährten diese auch jedem Unterdrückten. Sie konnten sich dem nicht entziehen. Von früh morgens bis an den Abend kamen die Leute mit ihren Klagen, Nöten, Begehren und Krankheiten zu ihnen. Durch ihre medizinischen Hilfsleistungen kamen sie bald in den Ruf großer Zauberer. Jeden Tag mußten sie desgleichen zu Gericht sitzen, Klagen entgegen nehmen, Streitigkeiten schlichten, ja selbst über Leben und Tod mit entscheiden helfen. Um den verarmten Leuten auch äußerlich aufzuhelfen, lehrten sie sie Gärten anlegen und Weizen säen, und teilten ihnen das dazu brauchbare Land aus. Auch sie selbst legten einen Garten an und pflanzten Gemüse und Weizen und die ersten Dattelbäume im Hereroland. Sie hatten oft monatelang weder Brot noch Mehl im Hause, und als Rath einmal nach einer sechsmonatlichen Reise von Kapstadt mit Mehl und Reis zurückkam, stellte es sich heraus, daß das Meiste durch den Schweiß der Tragochsen verdorben und ungenießbar geworden war. Einmal mußten sie monatelang nur von Fleisch und Milch leben.



Hugo Hahn.

Die Ansiedlung wurde immer größer, und die Station gewann von Jahr zu Jahr mehr Ansehen. Der allgemeinen äußeren und inneren Ordnung wegen gab Hahn Gesetze über Schulbesuch, gegen Diebstahl, Mord und dergleichen und bestellte zwei Unterhäuptlinge, welche die minder wichtigen Angelegenheiten unter den Stationsleuten schlichten mußten. Die Herero erkannten den guten Einfluß, der von den Missionaren ausging; sie wußten auch, daß

sie von dem mächtigen Jonker nach Neubarmen geschickt waren; was Wunder, daß sie Hahn als den Leiter des Ganzen schließlich als ihren Omuhona, Häuptling, ansahen. Die herumziehenden Häuptlinge kamen zuweilen mit ihren Herden nach Neubarmen zu Besuch oder trieben sie über den Platz, um den „weißen Häuptling“ zu begrüßen. Denn Hahn galt bei ihnen allen als Häuptling und Eigentümer des Platzes und die Bewohner als seine Untergebenen, mochte Hahn dagegen sagen, was er wollte. Da es weiter auf Neubarmen immer so rechtlich herging, so kamen auch die Herero von draußen und tauschten ihre Jagdbeute und ihr Schlachtvieh gegen Eisengeräte, Messer, Tabak, Kleider usw. aus, sahen sie doch, daß sie von den Missionaren nicht betrogen wurden. Da Hahn bis zum Jahr 1872 den gleichen Einfluß zum Wohl des Volkes ausübte, erhielt er, selbst von den größten Häuptlingen, den Namen Omunene = Großer.

Ich habe hier absichtlich die Stellung der ersten Missionare nach ihren Tagebüchern kurz gezeichnet. Das kennzeichnet zugleich auch die Stellung der Missionare, die später ähnlich wie Hahn, auf Plätzen ohne Häuptlinge ihre Arbeit begannen. Hahn aber war in vollem Sinne des Wortes ein Großer, und er hat sich große Verdienste um das Hererovolk erworben. Wir sehen dabei auch, wie Mission und Kultur sich die Hände reichten und in solcher Verbindung ein Segen für diese Nomaden wurden.

Im Jahre 1848 konnten die Missionare auf Neubarmen ein Kirchlein bauen, das erste in Hereroland. Zu Ostern 1849 kam ihnen Missionar Kolbe zur Hülfe. Kolbe war für Sprachen außerordentlich begabt. So konnten die Missionare nun daran gehen, ihre sprachlichen Arbeiten niederzuschreiben, eine kleine Biblische Geschichte zu verfassen und kurze Teile der Heiligen Schrift zu übersetzen.

Ende 1849 ging Rath nach Djimbingue und legte die dortige Station an. Kolbe begann 1850 in Okahandja eine eigene Arbeit. Er hatte eine kleine Druckerpresse mitgebracht und fertigte sogar vierzig Lieder für die Gottesdienste an. Ein Teil dieser Lieder wurden Lieblingslieder der Leute und sind mit einigen Verbesserungen noch heute im Gebrauch. Das alles kam den stumpfen Herero zuerst wunderbar vor; das Singen, Beten und Predigen war ihnen zum Lachen. Doch nach und nach ging es besser, sie hörten scheinbar zu, kamen zur Predigt und schickten ihre Kinder zur Schule. Aber daß das gepredigte Wort einen Eindruck auf sie gemacht hätte, davon war nichts zu spüren. Ihr Stumpfsinn, ihre Gleichgültigkeit, ihre fleischlichen Gewohnheiten beherrschten sie so, daß sie weder für das Wort noch gegen dasselbe waren. Sie verstanden es nicht; es konnte nicht Wurzel bei ihnen fassen. Alles, was erreicht war, war, daß sie sich die christliche Zucht fürs erste gefallen ließen. Ein Herero jedoch, namens Kamuzandu, Hahns Begleiter auf seinen Reisen, zeigte eine tiefere gehende Veränderung, so daß er sogar seinen Landsleuten zum

Gespötte wurde. Dieser Mann erzählte den Missionaren, daß er zu Gott um Erleuchtung bete, damit er das Wort recht verstehen möge, daß sein Herz erneuert und gewaschen werde im Blute des Messias, der für die Sünden der Welt gestorben sei, daß Gott dem Teufel wehre, damit dieser das Wort nicht aus seinem Herzen wegnehme usw. Das war für die Missionare eine tröstliche, ermunternde Erfahrung. Diesen Kamuzandu versuchte Gott noch weiter zu sich zu ziehen. So lag er eines Nachts bei offener Türe in tiefem Schlaf, als eine Hyäne über ihn herfiel, ihn zum Pontok heraus schleifte und ihm ein Stück aus seiner Backe riß, dann aber über seinem Schreien ihn wieder los ließ. Kamuzandu sah darin eine göttliche Rettung, kam es doch oft vor, daß Hyänen Kinder und Frauen weg schlepften und zerrissen. Leider ging er später wieder ins Heidentum zurück und starb 1869 als Heide.

Zonker hatte schon 1864 wieder angefangen, die Herero auszurauben; Mord und Blutvergießen bezeichneten seinen Weg. Aber auch unter den Herero selbst herrschte Mord und Totschlag, einer raubte den andern aus. Hahn mußte seine Frau und sein Kind nach Rehoboth in Sicherheit bringen. Ein Herero, der den Händen der ihn verfolgenden Nama entronnen war, kam nach Neubarmen; als er hier die Predigt von Himmel und Hölle hörte, rief er verwundert aus: „Ja, bei den Missionaren ist der Himmel, aber bei uns draußen ist die Hölle.“ Von diesem Blutvergießen wurden die Bewohner Okahandjas besonders hart betroffen. Zonker richtete unter ihnen ein furchtbares Blutbad an und vernichtete alles, was ihm in den Weg kam. Aus But schnitt er den Frauen und Kindern Hände und Füße ab, schlichte ihnen den Leib auf und verübte furchtbare Greuel. An allen Orten floß das Blut der Herero. (Siehe: Kriege S. 171 ff.) Es wird auch gesagt, daß der alte Zonker die mit ihm verbündeten Unterhäuptlinge der Herero mitgenommen und diese die Hände und Füße der eisernen Ringe wegen abgehauen hätten.

Kolbe floh unter diesen entsetzlichen Eindrücken mit seiner Familie nach Neubarmen. Aber auch in der Nähe dieses Platzes wurde ein ganzer Haufe Hererofrauen und Kinder von einer Rotte Nama in einen dünnen Viehtraal getrieben und mit diesem verbrannt. Zwar ließ Zonker die Missionare selbst in Ruhe. Aber Kolbe, ohnehin schon durch viel Leid in seiner Familie heim gesucht, kehrte 1852 nach Kapstadt zurück und verließ das Land für immer. Das schwere Nervenleiden seiner Frau, die drohende völlige Erblindung seiner Kinder ließen eine Rückkehr nicht mehr zu. Dazu herrschte für die nächste Zeit Mord und Blutvergießen im ganzen Land. Es war ein Krieg aller gegen alle, so daß es den Missionaren schwer fiel auszuhalten. Sie durften zu solchen Greueln nicht schweigen und warnten Zonker, reizten ihn aber damit nur um so mehr. Der Schauplatz von Zonkers Taten glich einem großen Kirchhof. Allerorten bleichten die Gebeine der Herero in den Tälern und auf den Bergen. Tausende waren verhungert, hingemordet oder in ihren

Hütten verbrannt. Das so zahlreiche Volk schien am Aussterben zu sein. Bei diesen Zuständen wurde der Mut und die Hoffnung der Missionare auf eine harte Probe gestellt; denn unter diesen Verhältnissen schien es unmöglich, Mission zu treiben. Hahn hatte schon früher die Erlaubnis erhalten, zur Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit nach Europa zu reisen, um besonders auch mit den Leitern der Missionsgesellschaft zu beraten, wie und wo das zerstörte Werk fortgesetzt werden könnte. Als er Ende 1850 in Missionar Schöneberg einen Gehülfen und Stellvertreter erhielt, die Zustände aber sich nur noch verschlimmerten, reiste er Mitte Juni 1852 über Land nach Kapstadt, wo er im November ankam. Die Reise war furchtbar schwer. Beim Hinabfahren von einem hohen Flußufer schlug der Wagen um, und seine Frau und vier Kinder lagen unter der Ladung. Er hörte nichts mehr von ihnen, aber durch Gottes gnädige Hand bewahrt, konnten sie unbeschädigt unter der Last herausgezogen werden.

Als Hahn im November 1852 in Kapstadt ankam und hörte, daß die Methodisten Windhuk verlassen hätten und ihr Arbeitsgebiet der Rheinischen Mission ganz zu überlassen gedächten, sah er dies als einen Fingerzeig Gottes an. Er ließ seine Frau und Kinder am Kap und reiste anfangs 1853 über See nochmals zu Jonker, um diesen zur Annahme eines Missionars zu bewegen. Die Verhandlungen mit diesem waren jedoch erfolglos. In gottlosem Frevelmut erklärte Jonker, lieber sterben und verderben zu wollen, als wieder einen Missionar bei sich aufzunehmen. So kehrte Hahn tiefbetrübt nach Kapstadt zurück. Rath und Schöneberg blieben allein im Lande, aber auch nicht lange mehr.

Otjimbingue.

Rath hatte bei der Gründung der Station Otjimbingue einen ebenso harten Anfang. Otjimbingue liegt bei 1000 Meter Meereshöhe am rechten Ufer des Swatop, da, wo der Omusema in diesen mündet. Im Osten und Süden ist es von einer hohen Bergkette umgeben und wegen seiner tiefen Lage sehr heiß. Der Name Otjimbingue bedeutet einen Platz, wo das Vieh fett wird. Es hatte damals eine sehr reichlich fließende Flußquelle und Süßwasser im Überfluß, reichlich gutes Gartenland und noch mehr fruchtbares Land für Weizenbau im Flußbett. Fast alle europäischen Gemüse gediehen gut, und der Weizen wuchs ganz vorzüglich. Rath wohnte zuerst in einer jämmerlichen Hütte mit sechs Fuß hohen Lehmmauern und einem Dach von Matten und Leinwand. Die Folgen dieses Wohnens stellten sich bald ein; seine Frau und Kinder litten beständig an schrecklichen Augenkrankheiten. Darum mußte auch Rath, um die Augen der Seinen zu retten, sie nach dem Kap schicken. Bald darauf kam eine wilde Horde Nama, überfiel Otjimbingue und plünderte und raubte es aus. Die Bewohner zerstreuten sich und ließen Rath allein.

Als auch er schließlich mißhandelt wurde, reiste er im Februar 1853 den Seinen nach. Die Gebäulichkeiten der Station wurden gleich nach seinem Abgang von den Nama niedergebrannt.

Nicht weniger grausig ging es auf Neubarmen zu. Es war zu einer Mörderhöhle geworden, so daß auch Schöneberg Ende 1853 nach Scheppmannsdorf an der Walfischbai flüchtete. Dieses war die einzige noch übrig gebliebene Station in Jonkers Gebiet; Missionar Bam hatte sich dort seit Scheppmanns Tod 1847 niedergelassen. Schöneberg reiste nach langen vergeblichen Verhandlungen mit Jonker im Juni 1854 auch nach Kapstadt und kehrte nicht wieder zurück.

Doch Jonkers Meinung war nicht, daß alle Missionare von seinem Lande ferne bleiben sollten, sie sollten ihn nur nicht in seinen Raubzügen hindern wollen. Sie sollten ihn als Oberherrn des ganzen Landes und Volkes anerkennen. Als Rath darum im Oktober 1854 nach Djimbingue zurückkehrte, ließ ihn Jonker ruhig gewähren. Anfangs 1855 erhielt Rath einen neuen Gehülfen an Missionar Hörnemann. Auf Djimbingue sah es traurig aus. Alles, was Rath gebaut hatte, lag in Trümmern. Die Missionare mußten von neuem mit dem Bau eines festeren Wohnhauses beginnen. Auch legten sie nun einen rechten Kulturgarten an, pflanzten Dattel-, Feigen-, Pfirsich-, Apfelsinen- und Maulbeerbäume nebst einigen Apfelbäumen und auch Weinstöcke. Alles gedieh sehr gut. Es sammelte sich auch wieder eine Menge Herero um sie.

Eine Zahl englischer Kupfergräber hatte sich unterdessen auf Djimbingue niedergelassen. Sie hatten eine Fülle Branntwein mitgebracht, hielten Saufgelage und führten Tänze von nicht näher zu beschreibender Art auf. Hier lernten die Herero zum erstenmal den Branntwein und seine bösen Folgen kennen, aber auch verabscheuen. Sie nannten ihn Teufelswasser und Gift, das die Leute verarme und töte. Die Missionare hatten einen schweren Stand und wurden von den Weißen gehaßt und chikanirt.

Während Hahn in Deutschland weilte, hatten manche Freunde den Mut und die Hoffnung fast aufgegeben und hielten es für zwecklos, ihn nochmals auszusenden. Auch Hahn selbst hatte Zeiten, wo ihm die Zukunft der Heremission ganz aussichtslos erscheinen wollte. Aber er sagte sich, was bei Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott wohl möglich. Namentlich war es seine glaubensstarke Frau, die unerschütterlich daran festhielt, daß sie die Herero nicht aufgeben dürften und daß Gott doch noch etwas aus diesen machen könne. Es wurden Hahn ehrenvolle Pfarrstellen angeboten, ja, er hätte sogar Missionsinspektor werden können, aber er wies das alles ab. Gott hatte ihm die Herero auf die Seele gebunden, und ihnen wollte er seine Kraft widmen. So trennte er sich nach zweijährigem Aufenthalt in Deutschland von seinen Kindern und kam Ende August wieder auf seiner Station Neubarmen an,

wo er von allen freudig begrüßt wurde. Er fand dort alles verwüstet; Garten, Haus und Kirche lagen in Trümmern, und Hahn mußte von neuem anfangen, mit seinen eigenen Händen Lehmsteine zu formen, Balken zu be-



Johanna Maria Gertse.

hauen und Tagelöhnerarbeit zu tun. Die Bewohner des Platzes hatten jedoch noch manches von dem, was er gepredigt hatte, behalten. Es kamen bald 200 Leute zum Gottesdienst und 100 Kinder zur Schule. Ihre Herzen blieben jedoch verschlossen. Nur Hahns Hausmädchen, welches jahrelang bei ihnen im Dienste war, bat im Jahre 1857 um die Taufe. Sie wurde im Juli 1858 auf den Namen Johanna Maria getauft und war damit nach vierzehnjähriger Arbeit die erste Frucht der Hereromission. Johanne Gertse, wie sie später mit ihrem Frauenamen hieß, hat sich als aufrichtige Christin bewährt. Sie lebt noch heute und hat auch aus den Wirren des Aufstandes ihr Leben retten können. Vor den Augen der Welt erschien die ganze Arbeit an den Herero als eine Torheit, und selbst die Missionare haben sich oft gefragt, ob es wohlgetan

sei, so viel Mühe und Arbeit an die Bekehrung eines Volkes zu setzen, welches ohne alles geistliche Bedürfnis und Verständnis zu sein schien.

Reise zu den Ovambo.

Bei diesen trostlosen Aussichten entschlossen sich die Missionare Hahn und Rath, ihre längst geplante Untersuchungsreise zu den nördlich von den Herero wohnenden Ovambo auszuführen. Denn bei diesen sesshaften und Ackerbau treibenden Völkern dachten sie, wird das Evangelium einen leichteren Eingang finden. Im Mai 1857 begaben sie sich auf den Weg. Ein englischer Elefantenjäger, Green, schloß sich ihnen an. Hahn hatte die Reise auf neun Monate veranschlagt, sie dauerte jedoch nur vier. Durch einen undurchdringlichen Dornenwald mußten sie sich den Weg bahnen und kamen so unter

allerlei Abenteuer, oft von Löwen verfolgt, mit ihren Wagen und 10 Eseln endlich nach vier Wochen in Ondonga an, wo sie von dem Häuptling Nangoro scheinbar freundlich empfangen wurden. Es war jedoch nur Schein. Nangoro verbot ihnen die Weiterreise zu den andern Stämmen und nach dem Kunenefluß. Als sie sich deshalb am 30. Juni zur Rückkehr ansetzten, wurden sie plötzlich von 800 Speerbewaffneten Nangoros mit lautem Kriegsgeheul verrätherisch angegriffen. Glücklicherweise waren sie von ihren Hererodienern gewarnt worden, auf der Hut zu sein, und so konnten sie sich unter Greens Führung mit ihren tapfern Wagenleuten zurückziehen. Hahn ging dem wütenden Haufen, an dessen Spitze sich Nangoros Sohn befand, unbewaffnet entgegen, um durch freundliches Zureden den entbrannten Sturm zu beschwichtigen. Die Herero mahnten ihn, der von einer Rotte mit Speeren Bewaffneter umgeben dem Wagen folgte, zur Vorsicht. Green kam herbeigeeilt und bewog ihn, vorne auf den Wagen zu steigen. Kaum hatte er das getan, da hörte er hinter sich den Schrei seines Dieners und sah, daß Nangoros Sohn diesen mit dem Speer durchbohrt hatte. Der Verwundete drehte sich noch einmal um und streckte mit zwei Schüssen Nangoros Sohn und einen seiner Begleiter nieder. Ebenso feuerte Green unaufhörlich, von seinem Pferde aus rückwärts schießend. Das beides bewirkte bei den Ovambo große Verwirrung, die es den Missionaren ermöglichte weiter zu fliehen. Doch bald nahm die wütende Menge die Verfolgung von neuem auf, nach ihrem Blute lechzend. Die Nachricht endlich aber, daß Nangoro plötzlich gestorben sei — Wut und Zorn sollen ihn so erschreckt haben, daß er tot zur Erde fiel — brachte die Ovambo zur Umkehr. Sie sahen den Tod ihres Häuptlings als eine Strafe Gottes an.

Elf Stunden lang hatten die Missionare unausgesetzt in der größten Lebensgefahr ihren Weg zurücklegen müssen. Als Jonker von diesem Überfall hörte, nahm er daraus Anlaß, die Ovambo aufs empfindlichste zu züchtigen. Durch alles das aber war eine Mission unter jenen Stämmen fürs erste ausgeschlossen. Als die Missionare am 11. September wieder im Hereroland eintrafen, war der Jubel überall groß; denn man hatte sie alle tot geglaubt.

Fortsetzung der Arbeit im Hererolande.

Hahn kehrte Ende Juni 1859 noch einmal nach Europa zurück. Er würde jedoch jetzt nicht von seiner Station weggegangen sein, wenn er nicht zur Besprechung einiger wichtiger Fragen von seiner Gesellschaft nach Hause berufen worden wäre, denn eben jetzt hatten sich bei ihm sechs Leute zur Taufe gemeldet. Er wollte diese jedoch nicht allein zurücklassen. Vier junge Mädchen gingen mit ihm ins Kapland, wo sie bei befreundeten Familien Aufnahme fanden; die getaufte Johanna aber nahm er mit nach Deutschland, wo sie ihm bei seinen Übersetzungsarbeiten eine tüchtige Hülfe wurde.

Die Missionare Rath und Hörnemann waren nun wieder allein im Lande. Als Rath Ende 1858 mit seiner Familie nach Kapstadt reisen mußte, um

seine zwei älteren Töchter dort in Erziehung zu geben, wurde er von einer schrecklichen Heimsuchung betroffen. Auf der Rückreise im März 1859 strandete das Schiff durch Schuld der Mannschaft in der Nähe der Walfischbai, und Rath's Frau und vier Kinder gingen vor den Augen des unglücklichen Vaters eins nach dem andern in der Brandung unter. Rath selbst wurde gerettet und kehrte allein als ein gebrochener, einsamer Mann nach Djimbingue zurück. Er fand dort unter den weißen Händlern ein wahres Sodom vor. Die schwarzen Bewohner sahen und erlitten von ihnen schändliches und zogen aus der Nähe von Djimbingue fort. Nur armes und elendes Gefindel blieb. Rath selbst und Hörnemann waren ihres Lebens im Bereich der zuchtlosen weißen Rotte auch nicht mehr sicher. Im März 1861 verließen sie deshalb das Land und sie sind nicht wieder dorthin zurückgekehrt. Rath fand in Sarepta nahe bei Kapstadt eine gesegnete Wirksamkeit bis in sein hohes Alter, Hörnemann trat in die Arbeit auf Wuppertal im Kapland ein und starb dort 1865. Die Hereromission schien nach 17jähriger scheinbar erfolgloser Arbeit zum zweitenmal aufgegeben zu sein.

Hahn aber hatte seinen treuen Gehülfen, einen Bastard, Daniel Cloete, den er als Knaben erzogen und der die Hererosprache gelernt hatte, auf Neubarman zurückgelassen. Dieser hielt, von den Herero geehrt, Schule, predigte und hielt so die Missionsarbeit im Gange. Djimbingue hatte Missionar Kleinschmidt von Rehoboth aus in Pflege genommen. Er wohnte einen Teil des Jahres dort, reiste zwischen den Stationen auf und ab und ließ bei den Gelben, Schwarzen und Weißen den Gedanken nicht aufkommen, daß die Hereromission aufgegeben sei. Im Juni des Jahres 1863 kam der junge Missionar Brinker ihm zu Hilfe.

Als Hahn im Jahre 1860 zum zweitenmal nach Deutschland zurückkam, gab er gleich nach seiner Ankunft als sein und seiner Mitarbeiter Endurteil die Erklärung ab, daß durch bloße Predigt des Evangeliums ein rohes Nomadenvolk nicht zu einer sittlichen Umwandlung gebracht werden könne und die Fortsetzung der Hereromission aussichtslos sei, wenn sie nicht durch kolonialisatorische Unternehmungen gestützt würde. „So wie die Stationen jetzt sind,“ sagte Hahn, „haben weder die Herero noch die im Lande wohnenden Weißen das geringste Interesse, sie gegen Raub und Plünderung zu schützen. Wohnen aber Handwerker da, befindet sich auf den Stationen ein Kaufladen, dann sind alle Bewohner des Landes dabei interessiert, sie zu beschirmen.“ Mit dieser Darlegung fand Hahn bei seinen Freunden in Westfalen vielen Anklang, jedoch nicht so schnell bei den Leitern seiner Missionsgesellschaft.

Hahn bekam unterdessen wieder verschiedene Aufforderungen, in ein Pfarramt zu treten. Er lehnte diese jedoch abermals aufs bestimmteste ab; denn den Herero sollte sein ganzes Leben gehören. Er betonte aber immer wieder, wie wichtig die Aussendung eines Schmiedes, eines Wagenbauers, eines

Landwirthes und eines Kaufmanns hin, nicht allein für die Missionare selbst, sondern besonders für die Schwarzen. Bis jetzt habe diesen das Vorbild eines christlichen Familien- und Gemeindelebens gefehlt, jetzt solle in ihrer Mitte eine kleine Gemeinde, aus vier oder fünf weißen Familien bestehend, sich niederlassen. Die herumziehenden Herero aber sollten sesshaft gemacht werden, Handwerke lernen und tüchtige Arbeiter in Haus und Garten werden. Im Juli 1863 gab endlich die Generalversammlung der Rheinischen Mission ihre Zustimmung zu Hahns Plänen und beschloß, einen Landwirt, einen Wagenbauer und einen Schmied mit auszusenden. So wurden denn der Schmied Ed. Hälbich, der Wagenbauer Lamm und der Landwirt Redecker Hahn mitgegeben. Andere, wie der Wagenbauer Felling, wurden später nachgesandt. Mit jenen reiste auch der junge Missionar Böhm. Es war freilich eine sehr kostspielige Aussendung.

Im Februar 1864 kam Hahn mit acht weißen Gehülfen und den vier Hereromädchen, die unterdessen getauft waren, und der Johanna auf Otjimbingue wieder an. Er vertauschte diesen Platz mit Neubarmen, weil er ihm für seine Kolonisten günstiger erschien. Auf Otjimbingue hatte sich unterdessen vieles verändert. Die Herero hatten im Jahre 1862 begonnen, das harte Joch der Nama abzuschütteln. Ihr Unterdrücker Jonker war im Jahre 1861 ohne Frieden mit Gott und mit den Menschen gestorben; der Tod dieses gefürchteten Tyrannen war ihnen das Zeichen zum Aufstand geworden. Otjimbingue aber, wo sie zweimal über ihre Feinde gesiegt hatten, war ihr Hauptquartier geworden und einer der Hauptplätze im Lande und ist das bis zum Jahre 1886 geblieben. Die Mission hat dazu nicht wenig beigetragen. (Siehe: Kriege 1861—1869, S. 171 ff.)

Hahns treuer Mitstreiter Kleinschmidt hatte bei dem Ausbruch des Krieges schwer gelitten. Er starb infolge der Zerstörung und Zerstreuung der Gemeinde Rehoboth durch Jan Jonker Afrikaner an gebrochenem Herzen am 2. September 1864 in Otjimbingue. Hahn konnte ihm noch eben den letzten Trost spenden; sein Tod aber war ein bitterer Schmerz für ihn.

Auf Otjimbingue wurden Hahn und die Kolonisten bei ihrer Ankunft aufs freudigste empfangen, und Hahn selbst begrüßte mit nicht geringerer Freude die Siege der Herero. Es begann eine neue Zeit für die Hereromission. Ehe ich jedoch auf diese näher eingehe, ist es nötig, einen kurzen Blick auf die Tätigkeit der Missionskolonie zu werfen.

Die Missionskolonie auf Otjimbingue.

Mit dem Einzug der Kolonisten begann ein neues Leben auf Otjimbingue und in seiner Umgebung. Otjimbingue wurde eine Oase in der Wüste. Die Kupferminen-Gesellschaft hatte sich aufgelöst, und Hahn kaufte das ganze Anwesen samt Häusern und Land von Herrn Anderson für die Mission. Die Kolonisten

gingen rüstig ans Werk, errichteten europäische Wohnhäuser und Werkstätten und nahmen das günstigste Land unter Kultur. Das alles erregte die Bewunderung der Herero. Otjimbingue wurde eine Berühmtheit im Lande. In



Das alte Otjimbingue.

der Wagenbauerei und Schmiederei wurden Hererojünglinge unterrichtet, sogar zwei Häuptlingsfähne nahmen daran teil. Die Jünglinge lernten Tische, Fenster, Türen usw. machen und brachten es schließlich so weit, daß sie unter

Aufsicht ihrer Meister Wagen fertig stellten. Der Landwirt lehrte die Leute Gärten anlegen, den Pflug gebrauchen und Weizen säen. Der Einfluß der Kolonisten auf die Eingeborenen war derart, daß diese anfangen, sich auch Häuser nach europäischem Stil zu bauen, sich Wagen machen ließen, die sie mit Vieh bezahlten, und Pflüge, Spaten, Hacken und Kleider kauften. In Garten- und Weizenbau brachten es die Eingeborenen so weit, daß sie in den Jahren 1870—1880 jährlich an 2000 Muid Weizen ernteten und für 40—50 000 M. verkauften. Auch ein Kaufladen wurde für ihre Bedürfnisse eingerichtet. Ein christlich betriebener Handel war nötig, um andere Händler, die mit dem Gift des Branntweins die Eingeborenen bezahlten und sie ausraubten, ferne zu halten. (Das weitere über den Handel siehe: Kapitel „Handel“ S. 160 ff.)

Mit der Begründung der Kolonie kam so ein neuer Geist in die stumpfen Nomaden, und Ojimbingue wurde, was Kultur und Handel anbetrifft, die Metropole des Landes für Weiße und Schwarze. Daß die Kolonie keine größere Ausdehnung gewonnen hat, lag zum Teil in den klimatischen Schwierigkeiten, die dem Landbau enge Grenzen ziehen. Die Jahre 1866 bis 1869 waren dazu fast regenlos.

Wir Missionare haben es aber doch sehr bedauert, daß sich die Kolonie fast ausschließlich auf Ojimbingue beschränkte, und nicht auch auf die andern Stationen weitergriff. Wenn auf jeder Station ein Kolonist gewesen wäre, der den äußeren Arbeiten vorgestanden hätte, der daneben besonders auch den Handel in die Hände genommen und ihn in christlichen Bahnen gehalten hätte, wäre daraus gewiß für das ganze Volk ein noch größerer Segen erwachsen. Auf den neu anzulegenden Stationen mußten wir Missionare nun selbst wieder die Mauer- kelle und Zimmermannsart in die Hand nehmen und die Stationsbewohner den Pflug gebrauchen lehren, kurz alle kolonialisatorische Arbeit selbst verrichten. Ein ungeheures Maß von Kraft und Zeit ging uns dadurch für die eigentliche Missionsarbeit verloren. Der unbedingt notwendige Handel aber mit den Eingeborenen ging in die Hände ausbeuterischer Händler über, die eine Kultur mit Branntwein und Luxusfachen brachten, die der Missionsarbeit und den Eingeborenen zu großem Schaden gereichen mußte. Der zivilisatorische Einfluß der Kolonie auf die Eingeborenen blieb jedoch immerhin ein nicht geringer.

Die Missionsgesellschaft aber erblickte mit der Zeit mit Recht in der Verquickung mit jener Unternehmung eine Gefährdung des geistlichen Charakters der Mission. Als daher im Jahre 1870 die Missions-Handelsgesellschaft den ganzen Handel übernahm, löste sich 1872 auch die Missionskolonie als solche auf. Einige der Kolonisten blieben als selbständige Kaufleute und Handwerker im Lande und wurden mit ihren Familien ein Segen für das Volk, und wenn heute neben so manchen übelbekannten Händlern und Farmern auch nicht wenige durchaus ehrenwerte Kolonisten wohnen, so ist das vor allem auf die erste Missions-Kolonisationsperiode zurückzuführen. Im Laufe

der Jahre stellte sich auch heraus, daß sich Hahns weitgehende Hoffnungen, die Herero zu Ackerbauern und Handwerkern zu machen, nicht erfüllten. Das Land und Volk sind nicht dafür geeignet.

Otjimbingue behielt indessen seine große Bedeutung für die Mission. Es war in den Kriegswirren auch eine Zufluchtsstätte für den Missionar auf Neubarmen; Missionar Brincker schreibt: „Wäre dieser Hafen nicht gewesen, wir wären sicherlich wie Spreu in den Stürmen weggefegt worden, und schwerlich gäbe es heute eine Hereromission.“ (Siehe: Kriege 1862—1868.)

Otjimbingue ist bis heute eine Herberge für alle Missionsleute geblieben. Die Gastfreundschaft namentlich der Familie Hälbich ist allen unvergesslich.

Weitere Entwicklung von Otjimbingue.

Rehren wir nun zu der eigentlichen Missionsarbeit zurück. Missionar Hahn schrieb Ende 1864: „Unser Kommen und die Niederlassung hat einen so wohlthätigen Eindruck auf die Herero ausgeübt, daß es alle meine Erwartungen weit übertroffen hat. Wer hätte das vor ein paar Jahren gedacht. Der größte Teil der Leute, die zur Kirche kommen, sind ordentlich gekleidet. Das Haus, in dem ich bisher Kirche gehalten habe, ist des Sonntags gedrängt voll und muß erweitert werden. Es ist, als ob ein anderer Geist in das Volk gefahren wäre, und unser Kommen hat ihnen erst ein rechtes Vertrauen gegeben. Sie sind jetzt dem Evangelium zugänglicher als früher. Die Häuptlinge besuchen regelmäßig die Gottesdienste. Die rohen Sitten schwinden. Sie wünschen unterrichtet zu werden und tragen Kleider. Das Verlangen nach Unterricht ist erfreulich. Kürzlich taufte ich einen Herero, und jetzt habe ich eine Taufklasse von fünf, die mir rechte Freude machen. Auch bei Brincker und Böhm haben sich Herero zum Taufunterricht gemeldet.“

Von den großen Schwierigkeiten, die mit der Gründung einer Gemeinde unter den Herero verbunden sind, kann man sich in der Heimat schwer eine rechte Vorstellung machen; die Kämpfe und Nöte der Missionare dabei kann man ohne deren Tagebücher nicht verstehen. Wie viel gaben Hahn z. B. seine erstgetauften Mädchen zu tun. Eines von diesen kam und wollte heiraten. Ein heidnischer Polygamist, ihr Stiefvater, wollte sie nach Hererositte zur Frau nehmen. Das konnte doch unmöglich zugelassen werden; sie heiratete hernach einen ledigen Taufbewerber. Gerade um diese Zeit schrieb Hahn einmal: „Bei den Sündenbekenntnissen dieser armen Leute kann es einem schwül werden; ich habe nicht gedacht, daß sie so verkommen wären.“ Auf Otjimbingue ging es immerhin mit der Gründung der Gemeinde schneller, als man hoffen konnte. Es zeigte sich doch, daß die Herero ein Volk von ganz anderem Metall sind als die von Raub und Krieg lebenden Nama. Der Frühling brach für die Herero an. Die Arbeit wuchs Hahn über den Kopf, der Kirchen- und Schulbesuch hob sich. An 150—200 Kinder sammelten sich

in der Schule, und Hahn hatte täglich 4—5 Stunden Unterricht mit ihnen, bei dem ihm ein getauftes Hereromädchen half. Jeden Sonntag fanden vier Gottesdienste für die Herero, die Deutschen, die Engländer und die Bastards statt, dazu kam Gesang und Bibelftunde. Im Oktober 1865 begannen die Freudentage in Otjimbingue. Hahn konnte vier Herero taufen. Diese bildeten mit den vier früher getauften Mädchen den Anfang der Gemeinde. Am 18. Oktober konnte der Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt werden. Alle, Heiden wie Taufbewerber, wetteiferten bei ihrem Bau. Der heidnische Häuptling Zeraua stellte sogleich 10000 Lehmsteine bereit. Im Dezember 1867 konnte die Kirche eingeweiht werden. Auch eine neue, geräumige Schule wurde gebaut. Am 3. Dezember 1865 fand eine weitere Taufe von Erwachsenen und zehn Kindern statt. Das waren Freudentage für alle, und Hahn konnte in mehr als einer Beziehung mit Psalm 118, 15 rühmen: „Man singet mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten usw.“ Hatten doch die Herero auch über ihre Feinde, die Nama, immer wieder gefiegt. Aber es sollte zu noch herrlicheren Siegen gehen. Eine Unterbrechung brachte aber vorerst eine zweite Reise zu den Ovambo.

Zweite Ovamboreise.

Schon Ende 1865 hatte Hahn eine Einladung von dem Ovambohäuptling Tjikongo in Ondonga, dem Bruder und Nachfolger Rangoros, erhalten. Am 24. Mai 1866 trat er seine zweite Reise dorthin an. Bei seinem Abschied ließ er auf Otjimbingue 17 Taufbewerber, die den Eindruck machten, daß sie es ernst meinten, unter der Pflege seines tüchtigen Gehülfen Cloete und des treuen Ältesten Paul zurück. Missionar Brincker und Böhm sahen von Tjikongo und Salem aus nach dem Rechten und verwalteten die Sakramente; Brincker konnte während Hahns Reise eine alte Frau, der in Okahandja beide Füße von den Jonkerschen abgehackt worden waren, und die jeden Sonntag auf ihren Knien in die Kirche gerutscht kam, samt ihren zwei Töchtern taufen. — Hahn wurde von Tjikongo freundlich aufgenommen; dieser bat ihn sogar, seine zwei Söhne und seine Lieblingsstochter mitzunehmen und sie zu erziehen und ihm auch einen Missionar zu senden. Hahn reiste nach Norden zu den Ovambohäuptlingen Tjipandeka und Nanjuma und bis hinauf zum Kunenfluß weiter; er fand überall die gleiche Aufnahme und dieselbe Bitte um Missionare. Ende September 1866 kam er wieder in Otjimbingue an, mit Jubel von allen begrüßt. Neue Türen hatten sich für das Evangelium aufgetan. Im Anfang 1867 erhielt Hahn in Missionar Viehe eine tüchtige Hülfe für die Gemeinde- und Schularbeit.

Das Augustineum.

Von besonderer Bedeutung für die Weiterförderung und -Entwicklung der Hereromission wurde das Institut für eingeborne Gehülfen. Die Fürstin von

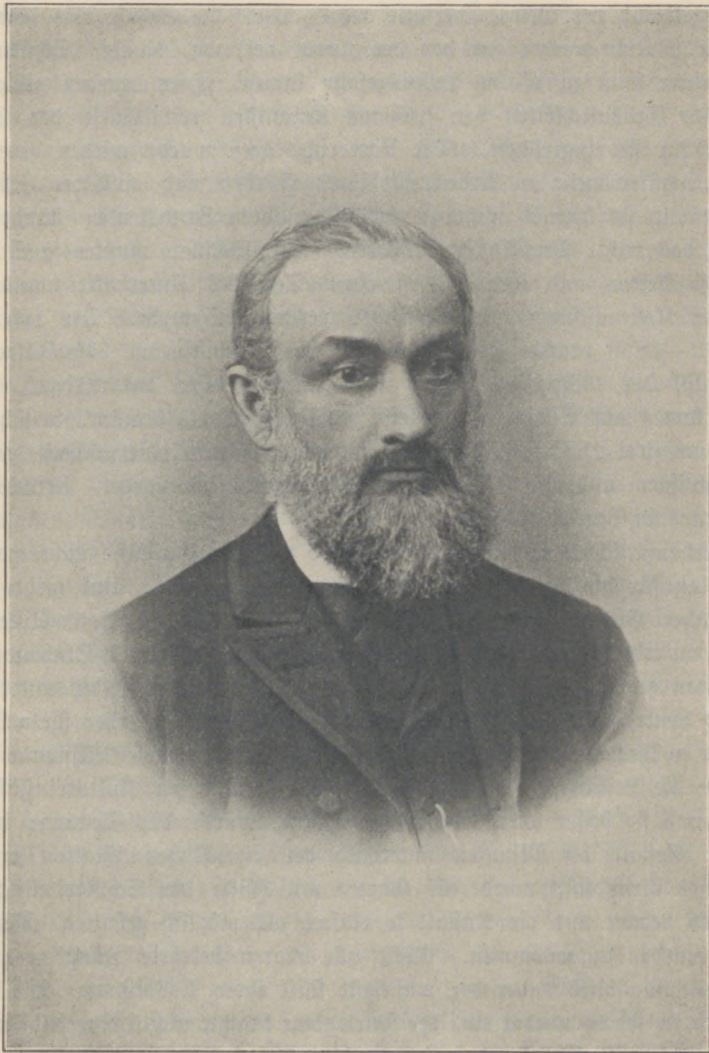
Lippe-Detmold (gest. im Nov. 1896) hatte versprochen, jährlich eine bestimmte Summe zur Unterhaltung des Instituts zu geben und selbst die Protektion darüber zu übernehmen. Hahn eröffnete es 1866 und nannte es Augustineum. Obwohl es damit noch etwas verfrüht erschien, da sich noch kaum eine kleine Gemeinde gebildet hatte, so verfolgte er doch dabei das Ziel jeder gesunden Missionsarbeit, nämlich die Selbständigmachung der späteren Gemeinden durch Heranbildung eingeborener Lehrer, Evangelisten und Pastore. Er baute fürs erste ein kleines Häuschen mit zwei Stuben, 10×10 Fuß groß, und nahm sechs junge, ungetaufte Jünglinge, meist Häuptlingsöhne auf, unter ihnen auch die zwei Söhne des Oberhäuptlings Mahareros, Uaita und Uereani, nach ihren späteren Christennamen Wilhelm und Samuel. Diese Jünglinge wurden 1868 getauft; und ein Wilhelm Maharero, ein Petrus Tjetjoo, Josaphat Riaria und Manasse Zerava machten alle Freude, wohingegen Samuel Maharero, der Bruder Wilhelms, schon damals unzuverlässig in allem, bald entlassen wurde.

In den Jahren 1867—1870 halfen Viehe, 1871 Zrle und Weiderbecke mit bei dem Unterricht. Die Zöglinge wohnten in der Anstalt, wurden unentgeltlich beköstigt, gekleidet und in den Elementarfächern, wie Lesen, Schreiben, Rechnen, Bibelfunde, Geographie, Musik, und später in englischer und holländischer Sprache unterrichtet. An den Nachmittagen mußten sie im Garten arbeiten. Als Hahn sich im Februar 1873 in den Ruhestand begab, trat der Theologe Missionar Büttner an seine Stelle. Unter seiner Leitung trat das Institut in sein zweites Stadium. Die Schule wurde aus dem kleinen Häuschen nach dem Platze der alten Station verlegt. Büttner baute dort das frühere Haus des Missionars Rath für die Zöglinge aus und dicht daran das Haus für seine Familie. Zur Hülfe im Haushalt ließ er seine alte Mutter kommen, denn die Zahl der Zöglinge verdoppelte sich; es meldeten sich bis zu 24 Schüler, die man jedoch der Unkosten halber nicht alle aufnehmen konnte. Die Unterrichtsfächer wurden erweitert; anstatt des Englischen wurde Deutsch gelehrt. Der Kostenaufwand freilich steigerte sich auch, und der große Haushalt brachte viel Arbeit mit sich. Da unterdessen Missionar Bernsmann speziell für die Gemeinde kam, konnte Büttner seine ganze Kraft den Zöglingen widmen. Er hat nach jeder Seite hin Tüchtiges geleistet. Aus seiner Schule gingen die ersten fünf tüchtigen Herero-, ein Bastard- sowie drei Namajünglinge als Lehrer und spätere Evangelisten hervor. Wilhelm Maharero wurde Ältester der Gemeinde Okahandja und war seines Missionars Diehl rechte Hand. Als ein bewährter Christ ist er allen später Getauften zum großen Segen geworden, bis er 1880 im Kriege fiel. Nach Büttners Abgang im Jahre 1880 übernahm Missionar Brincker die Leitung des Augustineums bis zum Jahre 1889. Schon zu Büttners Zeiten war ein Vorstand aus den Missionaren Diehl, Zrle und später Dannert bestehend, für die Anstalt gebildet

worden. Dieser hatte die Aufnahme und Entlassungsprüfungen, sowie die Anstellung der jungen Leute vorzunehmen, desgl. die Rechnungen zu prüfen. Brincker übernahm die Schule mit sieben Zöglingen; zu ihnen kamen noch sieben Herero-, zwei Bergdamra- und fünf Ovambojünglinge hinzu. Er mußte des Krieges und der vielen Überfälle wegen 1880 die Schule von dem Platz der alten Station wieder auf den der neuen verlegen, da die Schüler samt ihrem Lehrer sonst zu oft in Lebensgefahr kamen. Hier wurden einige alte leerstehende Gebäulichkeiten der früheren Kolonisten mit Hülfe der Schüler wohllich für sie eingerichtet. Der Unterricht aber wurde wieder vereinfacht und die Schüler mehr an Arbeit mit ihren Händen und einfaches Leben gewöhnt, damit sie hernach nicht zu hoch über ihren Landsleuten ständen und ihnen so das rechte Vorbild sein könnten. Die Schüler mußten auch fortan sich selbst kleiden und ihre Eltern einen Teil des Unterhaltes aufbringen, damit der Kostenaufwand des Instituts vermindert werde. Der böse Krieg von 1880—1889 brachte jedoch auch für das Augustineum böse Folgen mit sich. Fünf der tüchtigsten Lehrer wurden ein Opfer des Krieges, andere Schüler kamen auf Abwege; ein Geist des Ungehorsams bemächtigte sich ihrer, so daß nur zwei 1885 ihr Examen bestanden, während die andern entlassen werden mußten und die Schule zeitweilig geschlossen wurde. Brincker trat bald darauf in den Ruhestand.

Überhaupt schien Djimbingue wegen so mancher Einflüsse nicht mehr der rechte Platz für die Ausbildung der jungen Leute zu sein. Um mehr Jünglinge reicher Eltern, auch mehr Leute, die sich für den Evangelistendienst eigneten, zu erhalten, wurde das Augustineum daher 1890 nach Okahandja verlegt. Man hoffte, die Schüler würden sich hier leichter selbst unterhalten, und auch Leute, die sich für den Evangelistendienst eigneten, eher ihren Lebensunterhalt während des Unterrichtskurses finden können. Missionar Viehe übernahm die Leitung. Um die Schüler vor den bösen Kultureinflüssen zu schützen und sie besser unter Aufsicht zu haben, wurde das Seminar in vergrößerter Gestalt 10 Minuten unterhalb der eigentlichen Station errichtet. Ein großes Grundstück wurde als Garten mit Hülfe der Schüler mit Kürbis und Mais bebaut und die Anstalt so einfach als möglich gehalten. Acht neue Schüler wurden aufgenommen. Nicht alle waren bekehrte Jünglinge. Ihre Weitererziehung blieb daher der wichtigste Teil ihrer Ausbildung. Die dürren Jahre traten jedoch wieder ein, der Gartenbau brachte nichts ein, selbst reichere Herero mußten ihr Milchvieh ins Feld hinaus auf bessere Weide senden. Die Rinderpest folgte und tat dem Viehbestand den empfindlichsten Schaden. Die Hoffnung, daß sich die Schüler auf Okahandja eher würden selbst unterhalten können, erfüllte sich wegen der vielen Viehverluste der Leute nicht. Die Anstalt mußte wieder ganz von Europa aus unterhalten werden. Auch der Einfluß der Weißen erwies sich für die Schüler schädlich. Dazu starb 1894

unerwartet die treue Hausmutter, an der die Schüler wie Kinder hingen. Missionar Viehe selbst litt sehr am Malariafieber. Als er schließlich im Januar 1901 starb, fand sich nicht gleich ein geeigneter Nachfolger für ihn.



Missionar Viehe.

Auch aus seiner Schule ist eine ganze Anzahl Lehrer hervorgegangen. Da sich aber auch die Verhältnisse in Okahandja immer ungünstiger gestalteten und es nicht ratsam erschien, die Schüler sich selbst zu überlassen, wurde das

Augustineum geschlossen und die noch übrigen Schüler teils angestellt, teils Missionar Lang in Djihäena zur weiteren Ausbildung übergeben. Aber auch dort erfüllten sich die Hoffnungen nicht. Ein Versuch, die Schüler sich selbst beköstigen zu lassen, schlug fehl. Eine neue Anstalt konnte man nicht gleich fertig stellen; die Jünglinge, 10 an der Zahl, mußten in Pontoks wohnen, wo sie sich außer der Unterrichtszeit zu sehr selbst überlassen waren. Gerade aber, als die Sache wieder ins rechte Geleise zu kommen anfing, brach der Aufstand aus, der alles vernichtete.

Seit dem Bestehen des Augustineums sind an 50 Jünglinge in ihm ausgebildet worden, von denen 40 in den Gemeinden angestellt wurden. Eine Anzahl von diesen hat sich nicht bewährt. Es waren meist junge, unverheiratete Leute, die den Versuchungen, besonders auf den Außenstationen, nicht gewachsen waren. Selbständig und sich selbst überlassen, hielten sie sich nicht wie die andern, die auf den Stationen unter den Augen der Missionare arbeiten. Unter diesen gab es eine ganze Anzahl, die es ernst mit ihrer Arbeit und ihrem Wandel nahmen und für die Schulen ein Segen wurden. Die Jahresgehälter für die Lehrer brachten die Gemeinden auf, jedoch nicht in der gewünschten Höhe von 240—300 M. für die ärmeren. Evangelisten sind nur einige aus dem Augustineum hervorgegangen; von ihnen wird in einem späteren Abschnitt die Rede sein. Kehren wir nach dieser Unterbrechung wieder nach Djimbingue zurück.

Letzte Entwicklung von Otjimbingue.

In Otjimbingue nahm die Arbeit trotz der Kriegsunruhen in Gemeinde und Kolonie einen fröhlichen Fortgang. Es bedurfte freilich der Anstrengung aller Kräfte, den feindlichen Überfällen der Nama nicht zu unterliegen. Diese hatten es jetzt besonders auf die Kolonie abgesehen. Otjimbingue wurde dreimal von ihnen belagert. Am 13. Dezember 1867 hatten sich die Nama bei der Sorglosigkeit der Herero bis ganz nahe an den Platz herangeschlichen. Hahns Frau war todkrank; sie mußte unter dem Kugelregen der Nama auf einer Tragbahre in die Kirche getragen werden, weil man sie da am sichersten glaubte. Eine Menge Hererofrauen und Kinder hatten sich auch dahin geflüchtet. Aber gerade die Kirche nahmen sich die Nama zum Ziel. Sie wurde unaufhörlich von ihnen beschossen. Die Gefahr, daß das Strohdach derselben in Brand geraten könne, war groß, und so wurde die kranke Missionarin wieder in das Missionshaus getragen. Während dies geschah, ließen die wilden Namahorden doch das Feuer schweigen. Doch jetzt entbrannte auch die Hut der Herero, und sie warfen den Feind mit großen Verlusten zurück. Die Missionare und Kolonisten waren gerettet. — Im Jahre 1868 herrschte auf Otjimbingue eine furchtbare Dürre. Mangel an Weide und Wasser für die Herden trieb die Mehrzahl der Herero nach Okahandja. Ein Erdbeben,

das dazu kam, setzte vollends die abergläubischen Heiden in Furcht. Die Getauften und eine kleine Anzahl Schützlinge blieben zurück. Djimbingue war gegen die Räuberbanden schutzlos, die jetzt das letzte Vieh wegraubten. Die Missionare und Kolonisten mußten sich nun selbst verteidigen; sie bauten Schanzen und standen des Nachts Wache. Die Nama ließen sie jedoch in Ruhe und wandten sich nach Scheppmannsdorf und Walfischbai. Dort plünderten sie den Missionar Eggert aus und verbrannten die Gebäude des Platzes. Eggert floh auf einem Fischerboot nach Kapstadt. Die Nama aber machten auch den Baiweg unsicher, und Djimbingue kam dadurch erst recht in eine bedrängte Lage. Ohne Schutz, ohne Proviant, von Räuberbanden umschwärmt, beständig in Lebensgefahr und von der See abgeschnitten, dachten die Missionare schon daran, das Land verlassen zu müssen. Nahe an 100 Leute hatte Hahn täglich zu ernähren, und das Korn ging zu Ende. Die Hülfe war jedoch näher als er ahnte. Ein englisches Kriegsschiff landete in der Walfischbai, und einige Kanonenschüsse hallten in den Sandbergen wieder. Die Kunde hiervon setzte die Nama in Schrecken, sie kehrten in ihr Land zurück. Der Sieg der Herero bei Djonukaru im November 1868 brach dann ihre Macht. (Siehe: Kriege 1868.)

Trotz der zeitweiligen Kriegsunruhen ging die Missionsarbeit in Djimbingue weiter. Neue Tauffeiern konnten gehalten werden, so daß die Gemeinde Ende 1869 an 150 Getaufte zählte.

Der große Friedensschluß im September 1870 in Okahandja (III. Periode 1870—1880) brachte für die Station wie für die ganze Mission eine zehnjährige Segenszeit mit sich. Im Jahre 1870 konnten 19 Erwachsene und 16 Kinder getauft werden; 74 Taufbewerber waren im Unterricht, und 206 Kinder besuchten die Schule. Als Hahn im Februar 1873 in den Ruhestand trat, zählte die Gemeinde 200 Seelen. Wie schon vorhin erwähnt, übernahm nach ihm Missionar Bernsmann die Leitung der Gemeinde und behielt sie von 1874—1888. Die Zahl der Getauften stieg in den nächsten Jahren bis auf 397.

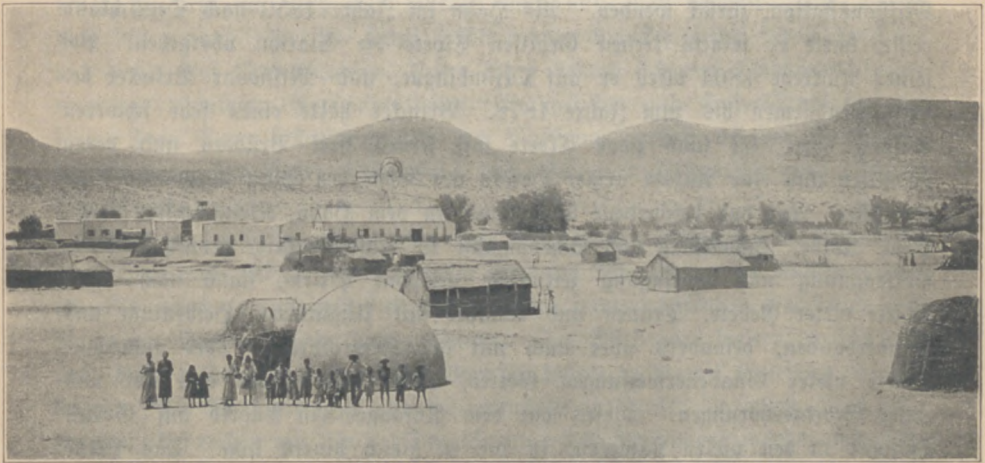
In dem Kriege von 1880—1889 wurde Djimbingue viermal von den Nama überfallen, ausgeplündert und verbrannt. Die beiden Häuptlinge Elia und Elisa sowie der treffliche Schullehrer Cornelius wurden Opfer des Krieges. Missionar Bernsmanns treue Gattin starb, und er selbst mußte eines hartnäckigen Leidens halber die Station für anderthalb Jahre verlassen. Als er im September 1888 ganz von ihr schied, um eine neue Station anzulegen, belief sich die Zahl der Getauften auf 552. Um diese Zeit traf die Station auch mit dem Tode des Kolonisten Hälbich ein schmerzlicher Verlust. An die Stelle Bernsmanns trat 1888 Missionar Meyer von Neubarmen und leitete die Gemeinde bis zum Jahre 1900. Gleich bei seinem Eintritt überfielen die Nama Djimbingue zum letztenmal. Als Meyer 1900 wegen der unheilbaren Krank-

heit seiner Frau für immer nach Deutschland zurückkehren mußte, konnte er die Station dem jungen Theologen und Missionar Olpp übergeben, der ihm



Das heutige Otjimbingue. (Östlicher Teil.)

schon 1899 für die Bergdamra- und Bastardgemeinde zu Hülfe gekommen war. Ein Höhepunkt für Otjimbingue bildete die Konferenz der Missionare und die damit verbundene 50jährige Jubelfeier des Bestehens der Station, wobei die



Otjimbingue. (Westlicher Teil.)

Gemeinde eine Jubelgabe von 2045 M. niederlegte. Die Kirche war für den Tag von innen und außen erneuert worden. 1903 erhielt sie den ihr bis dahin fehlenden Glockenturm. Zeitweilig half dann der junge Missionar

Spellmeier mit bei der vielen Arbeit, mußte doch noch immer in vier Sprachen, Herero, Nama, Deutsch und Holländisch, gepredigt werden. Ende 1903 zählte die Gemeinde nach der Statistik 803 Getaufte, 506 Abendmahlsberechtigte und 61 Taufbewerber; drei Schulen für Herero, Deutsche und Bergdamra mit 89 farbigen Schülern waren vorhanden, und die Geldleistungen beliefen sich auf 1238 M. Von 1884 ab bis 1903 gab die Gemeinde an Beiträgen für Lehrer und Missionszwecke 26 957 M. Blickt man auf das Otjimbingue von 1849 zurück, als es fast noch keinen einzigen sesshaften Bewohner hatte, und vergleicht dann damit die Zahl der Getauften und Heiden, die dort zuletzt und in der Umgegend beständig wohnten, so kann man doch die Erfolge der Mission in geistlicher und kultureller Hinsicht nicht gering nennen.

Seine frühere politische und Handels-Bedeutung hat freilich Otjimbingue an Okahandja abtreten müssen und nach der Erbauung der Eisenbahn von Swakopmund nach Windhuk auch an das sechs Reitstunden nördlich gelegene Karibib, da es selbst abseits der Bahn blieb. Darin liegt der Grund auch, daß es nicht in dem Maße wie andere Stationen 1904 von dem Aufstand in Mitleidenschaft gezogen wurde, wenn auch die Herero des Platzes sich von der Beteiligung an diesem nicht zurückhalten lassen wollten.

Otijkango. Neubarmen.

Wir müssen uns noch einmal nach Otijkango oder Neubarmen, der ersten Missionsstation, zurück wenden. Als Hahn im Jahre 1859 nach Deutschland reiste, hatte er seinem treuen Gehilfen Cloete die Station übergeben. Bei seiner Rückkehr 1864 blieb er auf Otjimbingue, und Missionar Brincker besetzte Neubarmen bis zum Jahre 1878. Brincker hatte einen sehr schweren Anfang dort. Er fand zwar Cloete mit seinen drei Brüdern und deren Familien und eine Anzahl armer Herero vor, aber den Platz ausgeraubt und verwüstet. Nur das bescheidene Wohnhaus, in dem Hahn, Kleinschmidt, Rath, Bam, Kolbe, Schöneberg und Scheppmann in Zufriedenheit, großer Geduld, Verleugnung und Entfagung zeitweilig gewohnt hatten, stand noch, eine Stätte vieler Gebete, Tränen und Kämpfe mit Unglauben, Heidentum und Räuberbanden, besonders aber auch mit der Hererosprache, aber auch eine Stätte vieler Gnadenerweisungen Gottes, vieler Errettungen aus Not und vieler Gebetserhörungen. Dieses war dem Anfänger ein Angeld auf Gottes Beistand in den vielen Kämpfen, in die er gleich hinein kam. Das kleine Wohnhaus genügte fürs erste, nur die abgebrannte Buschkirche mußte neu hergestellt werden. Schule und Gottesdienste nahmen wieder ihren geregelten Gang.

Dieser fröhliche Anfang dauerte jedoch nicht lange. Die wenigen Stationsbewohner, fortwährend von den Räuberbanden der Nama beunruhigt

und geängstigt, flohen bei jedem Gerücht in die Berge. Brincker kam mit seiner Familie schon im September 1865 in die größte Lebensgefahr. Jan Jonker und Hendrik Jes überfielen die Station mit ihren Horden und plünderten und mordeten drei Tage lang. Einige gehezte Herero, darunter eine blinde Frau, hatten sich in Brinckers Haus geflüchtet. Brinckers sämtliche Habe und Proviant wurde ein Raub der Nama. Die in seinem Hause versteckten Herero wurden vor seinen Augen erschossen. Jes, ein besonders blutdürstiger Nama, bestand darauf, auch den Missionar zu töten und desgleichen alle am Platze wohnenden Bastards auszurotten. Diese flohen in die Berge. Auf Brincker aber hatte Jes schon das Gewehr gerichtet, als Jan Jonker dazwischen sprang und dem Missionar das Leben rettete. Brincker floh darauf nach Otjimbingue. Noch siebenmal mußte er als Flüchtling diesen steinigten Weg hin- und zurücklegen.

Unter solchen Verhältnissen konnte es mit der Missionsarbeit nur sehr langsam vorangehen. Ein Übelstand war auch der, daß kein eigentlicher Hererohäuptling mit seinen Leuten, sondern nur etwa 200 arme herrenlose Herero auf der Station wohnten. Brincker wollte und konnte aber die Stellung seines Vorgängers Hahn unter ihnen nicht einnehmen. Auch einen Kolonisten, der so sehr nötig für die äußeren Arbeiten gewesen wäre, konnte er nicht bekommen. Er war in allem auf sich selbst angewiesen. Die Bewohner der Station ließen sich jedoch willig zu Garten- und Weizenbau anleiten, kleideten sich auch und wurden nach und nach sesshaft. Die Arbeit ging still voran. Am 15. April 1866 konnte Brincker seine sieben Erstlinge und deren fünf Kinder taufen. Unter ihnen befand sich auch Johannes, später einer der tüchtigsten Gemeindeältesten, Evangelisten und Sprachkundigen, mit seiner Frau Anna. Dieser leistete dem Missionar hernach bei der Übersetzung der Psalmen, des Neuen Testaments und Bunyans Pilgerreise ganz wesentliche Dienste.

So war auch in Neubarmen nach 21 Jahren Ringens der Grund zu einer Gemeinde gelegt. Bald nachher meldeten sich zehn neue Taufbewerber. Es war jedoch sehr fraglich, ob man bei den immerwährenden Überfällen der Nama die Station würde halten können. Die Missionare hielten es für ratsam, diese einstweilen aufzugeben. Brincker konnte wohl mit Gottfried Arnold sungen: „Die Welt zerreißt, und du verknüpft in Kraft; sie bricht, du baust; sie baut, du reißeest ein usw.“ Der Beschluß der Missionare würde auch ausgeführt worden sein, wenn nicht bald nachher, 1866, die Mbanderuhäuptlinge Aponda und Rahimemua mit etwa 5000 Seelen nach Neubarmen gezogen wären. Diese Leute waren auf Gobabis von den Nama unterjocht worden, hatten zum Teil deren Sprache und Unsitten angenommen und sich im Jahre 1865 von ihnen befreit. Das junge Volk unter ihnen sehnte sich nach Gottes Wort, das sie schon in Gobabis bei Missionar Weber gehört hatten. Nach

dem Sieg der Herero 1868 auf Djomukaru, zogen die noch wilden Heiden unter Rahimemua und Kanangatie wieder nach dem Nosjobgebiet. Aponda aber blieb mit etwa 1000 Seelen auf der Station. Leider vertrugen sich die Herero mit den Mbanderu nicht aufs beste. Doch nun konnte Brincker neuen Mut fassen. Es wurden sieben bessere Häuser gebaut und auch das Missionshaus vergrößert, 20 Gärten angelegt und im Flussbett Weizen gesät; die Schule zählte 60 Kinder. Anfang März 1867 konnte Brincker wieder acht Erwachsene und zwei Kinder taufen, und 17 Personen besuchten den Taufunterricht. Der böse Krieg vom Jahre 1868 aber und die große Dürre nötigten ihn, nochmals nach Djimbingue zu fliehen, wo er bis Juni 1869 bleiben mußte. Die Getauften flohen nach Omaruru.

Anfang 1869 nach der Schlacht bei Osona sammelten sich jedoch die Bewohner Neubarmens wieder. Zu derselben Zeit erhielt Brincker Hilfe von seinem Schwager Knab und mir. Als wir Anfang Juni 1869 auf Neubarmen einzogen, fanden wir die Station verwüstet, die Buschkirche verbrannt, Türen und Fenster zerbrochen und das Haus ausgeplündert und verunreinigt, eine Behausung der Wölfe und Fledermäuse. Gleich in den ersten Nächten faßte ein Wolf den an die Glocke befestigten Riemen und läutete diese zum Schrecken der Leute! Der Garten war gleichfalls verwüstet, nur die sieben Dattelpalmen zeigten uns seine Stelle noch. Da gab es sehr viel äußere Arbeit für uns. Die heiße Quelle wurde wieder mit einem Steindamm und einer Dornhecke eingefast und eine Wasserleitung von der Quelle in grader Linie nach den Gärten gebaut. Die Gottesdienste für die Heiden wurden im Freien, die für die Getauften in Brinckers Stube gehalten. Ich übernahm die Schule, für die wir einen Pontof hatten bauen lassen, und baute mir in der freien Zeit mit Hilfe der Schulkinder eine steinerne Stube; denn Steine gab es im Überfluß dort. Um das Missionsgehöft bauten wir einen Steinwall und zogen auch eine Kaktushecke darum, deren Stauden 15 Fuß hoch wuchsen und deren Feigen die Schulkinder später für ihre Mühe belohnten. Im Jahre 1870 konnten wieder 17 Personen getauft werden, und 38 Taufbewerber befanden sich im Unterricht. In diesem Jahre wurde auch der Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt.

Brincker selbst mußte zwar im Oktober zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Kapstadt reisen und kam erst im Mai 1871 zurück. Unter dessen wurde fleißig an der Kirche gebaut. Die Schulkinder trugen die Steine zu der vier Fuß hohen Untermauer herbei, die erwachsenen Männer halfen Steine formen, und die Frauen trugen sie auf ihrem Kopfe eine Viertelstunde weit zum Bauplatz. Knab leitete den Bau, acht starke tannene Säulen trugen das Dach. Am 15. Juni 1871 wurde die Kirche feierlich eingeweiht und 15 Erwachsene getauft. Die Zahl der Getauften betrug Ende 1871 58 Seelen, und 56 Taufbewerber befanden sich im Unterricht. Zu Weihnachten 1871

hatte die Taufe von abermals 24 Seelen stattgefunden. Schon Ende 1870 hatte die kleine Gemeinde einen tüchtigen Schullehrer, Samuel Scheppert, in Gnadental bei Kapstadt ausgebildet, erhalten. Unter den Mbanderu fand er seine eifrigsten Schüler. Mein Weg ging 1871 nach Otjimbingue zurück, um Missionar Hahn während seiner Rundreise im Hererolande in der Gemeinde und am Augustineum zu vertreten. Brincker blieb bis 1878, und die Gemeinde Neubarmen entwickelte sich bis zu seinem Weggang nach Otjimbingue weiter günstig. Nach 11 Jahren ihres Bestehens zählte sie 320 Getaufte; unter ihnen befand sich auch der Häuptling Salomo Aponda mit vielen alten Leuten.

Im Jahre 1878 übernahm Missionar Meyer die Gemeinde. Leider zerstreute sich nach Brinckers Weggang ein Teil der Bewohner, und als im Dezember 1880 das furchtbar harte, jedoch siegreiche Gefecht der Herero über die Nama dort stattfand (siehe „Krieg 1880“) und die Kriegswirren wieder begannen, zog auch Salomo Aponda mit einem Teil seiner Leute ins Feld. Nur der Unterhäuptling, Zacharias Katjihuito, ein Mbanderu, hielt auf dem verödeten Platze aus, wenn ihn nicht auch der Krieg ins Feld rief. So saß Meyer oft ganz allein und mußte manchmal nach Okahandja flüchten. An Stelle der weggezogenen Salomonschen zogen hernach einige Hererofamilien wieder zu. Aber noch bis zum Jahre 1888 war die Zahl der Bewohner eine geringe.

Im September dieses Jahres wechselte Meyer, der in all den schweren Jahren auf Neubarmen treulich ausgehalten hatte, mit Bernsmann und zog nach Otjimbingue. Bernsmann wollte wegen eines hartnäckigen Leidens die heißen Quellen auf Neubarmen benutzen. Er wurde jedoch im Juni 1890 nach dem Filial Omburo berufen. Da wurde Neubarmen zum Filial von Okahandja gemacht und unter die Leitung eingeborner Gehülfen gestellt. Aber unter ihnen ging es mit den Leuten eher zurück als vorwärts. Der Branntwein kam durch Händler dorthin und führte viele auf böse Abwege.

Noch einmal wurde 1899 ein Versuch gemacht, die Leute wieder zu sammeln, und Missionar Hammann dort stationiert. Es zeigte sich jedoch nun erst recht, daß sich der Gemeinde unter dem Einfluß des an den Trunk geratenen Häuptlings und Lehrers eine kaum mehr zu bekämpfende Gleichgültigkeit bemächtigt hatte, so daß Hammann so gut wie keine Arbeit hatte. Das Missionshaus war mehr wie je verfallen, und Hammann mußte es umbauen. Auch ein Schulhaus, deren immer noch keins vorhanden war, nahm er in Angriff. Die Gottesdienste wurden jedoch von den Herero fast gar nicht besucht, nur die Mbanderu des Zacharias hielten sich gut. Allerlei Sünden, wie Unzucht, Branntweintrinken und Schuldenmachen, rissen nun weiter unter den vielen Versuchungen seitens der weißen Ausbeuter ein. Dazu ver-

kaufte der Häuptling in seiner Trunkenheit ein Stück Land nach dem andern, bis den Leuten für sich selbst und ihr Vieh kaum noch etwas blieb. Heidentaufen fanden keine mehr statt. Die Gemeinde bot mit ihren 228 Getauften und 97 Abendmahlsberechtigten ein trostloses Bild. Missionar Hammann wurde nach Otjihaenena versetzt und Neubarmen wieder Filial von Okahandja. Nach dem Weggang Hammanns zog die verwitwete Missionarin Viehe dort ein. Ihrer unermüdlichen Liebe gelang es, das kleine Häuflein der Getreuen zusammenzuhalten, zu pflegen und mit Gottes Wort und Unterricht zu bedienen, bis der Aufstand auch ihrer gesegneten Arbeit ein Ende machte.

An Geldbeiträgen hat die Gemeinde Neubarmen in den 36 Jahren ihres Bestehens ohne den Kirchbau nur annähernd 2000 Mark aufgebracht. Von Brincker war eine Schul-Viehherde gestiftet worden, die bei seinem Weggange 40 Stück Großvieh und 500 Stück Kleinvieh zählte. Von dieser wurden die Schullehrer unterhalten und die Gemeindebedürfnisse bestritten; aber so entwöhnten sich die Leute auch des anhaltenden Gebens. Die beständigen Kriegsunruhen, der öftere Wechsel der Missionare, das öftere Verwaistsein der Leute mag viel zu dem Rückgang der Gemeinde beigetragen haben. Man kann wohl sagen: Es gibt keine Hererostation, auf der so viele Tränen geflossen sind, so viel gearbeitet und gekämpft worden ist, wie Neubarmen. Ist aus dieser Tränensaat auch eine Freudenernte erwachsen? Aus meiner eigenen Erfahrung heraus kann ich bezüglich eines Teils der Salomonschen Leute, die sich 1883 bei Otjofazu auf Okatumba niederließen, und von mir dort bedient wurden, diese Frage doch bejahen. (Siehe: Filial Okatumba.)



Zweites Kapitel.

Die weitere Entwicklung der Arbeit.

Vorbemerkung.

Man kann den Gang der Entwicklung der Mission im Hererolande in drei Perioden zu je 20 Jahren einteilen. In den ersten 20 Jahren konnten die Missionare mit Petrus sagen: „Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen,“ waren doch bis zu Anfang 1864 nur fünf Mädchen getauft. Es folgte der zweite Abschnitt. Der siebenjährige Freiheitskrieg mit seinem Gefolge von Mord und Verwüstung war für die beiden ersten Stationen auch gerade kein milder Regen, der den ausgestreuten Samen zum Keimen und Wachsen bringen konnte. Ende 1869 betrug die Zahl der Getauften etwa 200 und die der Taufbewerber etwa 60. In der Arbeit standen auch immer

noch erst drei Missionare. Es war eine lange Warteschule, in welche die Missionare, besonders Hahn, hineingestellt waren. Eine der Haupttugenden des Missionars ist jedoch die, daß er warten kann. Ungeduldige Eile hat schließlich am meisten Zeit, Schmerzen und Geld gekostet. Es galt „Glauben und Geduld der Heiligen“ sich immer wieder zu erbitten. Im Hereroland lernt man es so recht verstehen, daß der gute Same Frucht bringt in Geduld. Das Land mußte erst „gut gemacht“, gepflügt und besät werden, auf Hoffnung, welche die liebliche Schwester der Geduld ist und den Missionar aufrecht erhält, wo diese auf harte Proben gestellt wird. „In großer Geduld und Trübsal, in Ängsten und Nöten, in Aufruhren, durch Ehre und Schande, böse Gerüchte und gute Gerüchte, als die Sterbenden und siehe, wir leben, als die Gezüchtigten und doch nicht ertötet,“ die Wahrheit dieser Worte mußten auch wir so oft erfahren. Bis zum Jahre 1870 trägt so die Hereromission in ihrem zweiten Abschnitt die Überschrift: „Eine Tränenjaat“. Dieser sollte aber bald eine Freudenernte folgen.

Der Friedensschluß im September 1870 machte den fortwährenden Kriegen ein vorläufiges Ende, er war ein Sieg der Mission. Das zeigen uns die folgenden zehn Friedensjahre. Die Zahl der Taufbewerber stieg im Jahre 1871 auf 150. Eine Anzahl tüchtiger Gemeindeältesten missionierte unter ihren Landsleuten. Infolge des Friedensschlusses konnten auch gleich im Jahre 1870 drei neue Missionsstationen angelegt werden und im Verlauf der folgenden Jahre bis 1880 nochmals vier, so daß die Hereromission am Ende dieses Abschnittes neun Stationen und neun Missionare zählte. Wenden wir uns nun den neugegründeten Stationen zu.

Okahandja.

Okahandja liegt 25 km nordöstlich von Otjikango. Der Name bedeutet: Mückenplatz, wegen der vielen kleinen Mücken, ozohandja, von handja, zornig, gereizt sein, die sich dort finden. Der Name des Platzes ist aber auch charakteristisch für seine Bewohner. Zwei periodische Flüßchen vereinigen sich oberhalb des Platzes und münden eine Stunde unterhalb bei Osona in den Swakopfluß. Im Osten des Tals, dicht am Flußbett zieht sich eine Gebirgskette hin, die im Nordosten in vier Spitzbergen ausläuft. Dicht dem Platze gegenüber liegt nach Norden jene 500 Fuß hohe Felskuppe, die geschichtlich dadurch berühmt geworden ist, daß Maharero im Jahre 1862 mit seinen Großen dort hinaufstieg, sich verschanzte und den Nama den Gehorsam auf sagte. (Siehe: „Kriege“.) An anderer Stelle ist schon erzählt, wie die Herero diese löwenartig aussehende Kuppe einfach den Stein „eue“ nennen und wie Missionar Diehl und ich ihr im Jahre 1870, als die deutschen Heere über die Franzosen siegten, den Namen „Kaiser Wilhelms Berg,“ zum Andenken an unsern großen Kaiser Wilhelm I. beilegten. Dieser Name ist

ihr seitdem verblieben. Okahandja hatte in den Jahren 1844—1850 einen großen Waldbestand von mächtigen Kameldornbäumen; die Nama haben diesen vernichtet und abgebrannt. Als wir 1869 Okahandja besuchten, kannte Missionar Gahn den Platz nicht wieder. Okahandja hat mit seinen Außenplätzen Okafango und Osona reichliches Gartenland, in guten Jahren im Flußbett auch Land für Weizenbau sowie auch eine starke Flußquelle. Diese trocknete jedoch in den Jahren 1844 und 1868 vollständig aus, so daß wir anfangs 1869 das Wasser selbst im Quellaugauge erst in zehn Fuß tiefen Löchern fanden. Maharero war mit seinen Herden nach Otumuama geflüchtet; nur einige arme Herero waren noch auf dem Platze. Im Anfang 1870 aber fanden wir nicht allein die Quelle zwischen ihrem von dem Missionar Kolbe angepflanzten unausrottbarem Riet weithin wieder fließend, sondern auch das Flußbett so von Wasser durchtränkt, daß unsere Wagen darin stecken blieben.

Okahandja ist bis in die Neuzeit ein politisch bedeutsamer Platz geblieben. Berühmt ist es durch seine heiligen Gräber und das Grab des Unterjochers der Herero, des Jonker Afrikaner, welches zwischen dem Missionshaus und der Kirche liegt; ferner hat einen Namen der „Nordfels“, ohungu jomatupa, 10 Minuten westlich vom jetzigen Bahnhof, wo Jonker 1850 dem edelsten Stamme der Herero, dem Hause Kahitjine, ein Ende machte, und 30 Jahre später, 1880, an demselben Tage 25 bis 30 Nama aus Rache von den Herero hingemordet wurden. Ströme Blutes sind 1846—1850 auf Okahandja geflossen. Maharero Kandangu Ombara tjitambi machte den Platz seit 1870 zu seinem ständigen Wohnsitz; Okahandja wurde damit der Mittelpunkt des Ahnen- und Rinderkultus der Herero. Ganz gegen die Sitte aller andern Herero, die nach dem Tode ihrer Häuptlinge ihre Wohnsitze verlassen, blieb Maharero bei den Missionaren, und Okahandja wurde mit durch den Einfluß der Mission ein ständiger Wohnsitz von 1000 und mehr Herero, vollends als sich Maharero durch seine Heiraten und seine Kriegsführung die Stellung eines Oberhäuptlings errang. Die politischen Ratsversammlungen der Hererohäuptlinge fanden hier statt. Nama-, Ovambo- und Matabelen-Häuptlinge beehrten den großen Maharero hier mit ihren Besuchen. Der englische wie der deutsche Schutzvertrag wurde hier abgeschlossen. Eine Menge Mineninteressenten und Landpekulanten, Buren wie Deutsche, schmeichelten hier dem großen Sohne des Katjamuaha, die Anliegen und Wünsche aller wurden ihm hier unterbreitet, alle erhielten Zusagen, die, wenn man sie bei Lichte besah, leere Hülsen waren. Maharero führte alle ohne Ausnahme hinters Licht.

Ein rohes, nacktes Heidentum mit seinem Ahnenkult stand hier in der Blüte. Uns Missionaren stand Maharero freundlich zur Seite und ließ uns gewähren. Er wollte jedoch auch unser Oberhaupt sein. Häuptlinge, die einen Missionar haben wollten, mußten erst seine Zustimmung einholen. In seinem Größenwahn wollte er, daß überhaupt alle Missionare zusammen in

Okahandja wohnen sollten. Alle Herero wollte er dann zu den Missionaren und ihm hinkommandieren; von früh bis spät sollten wir, wollte auch er den Leuten predigen, bis sie alle „zähm“, d. h. bekehrt seien! Er selbst jedoch blieb, obwohl er Gottes Wort liebte und kannte, der Mission geneigt war, sie förderte und die Missionare schützte, Heide bis an seinen Tod im Jahre 1890.

Okahandja wurde 1870 zum zweitenmal Missionsstation und von Missionar Diehl und mir am 18. Mai jenes Jahres, dem Geburtstage Diehls, besetzt. Unser Einzug war imposant. Der Präses der Namamission, Krönlein, die Missionare Olpp, Heidmann und Brincker, von der Generalkonferenz in Otjimbingue kommend, begleiteten uns. Meine vierspännige Eselskarre bildete den Nachtrab der vier Ochsenwagen. Unter einem mächtigen Dornbaum knieten wir nieder, als die andern Brüder von uns Abschied nahmen, eine unvergeßliche Stunde. Wir waren von den Höhen Labors auf der großen Konferenz ins schwarze Tal des Heidentums hinabgestiegen und allein auf dem Hauptplatz der Heiden voller Zauberer und Totenanbeter.

Mahareros große Werft lag damals dicht unter dem Kaiser-Wilhelms-Berg; sie umfaßte an 100 Pontoks. Jenseits des Flusses bis hinauf nach Okahango lagen die andern Werfte. Nur auf dem jetzigen Stationsplatz auf dem rechten Flußufer, wo die Gräber sind, wohnte niemand außer einem Omutjimba, der dort einen Tabaksgarten für Maharero pfl egte.

Bald genug sollten wir inne werden, wo wir waren und mit wem wir es zu tun hatten. Unsere ganze Umgebung bestand aus nackten, wilden Heiden. Nur Maharero und seine vornehmsten Großleute zogen Kleider an, wenn sie Besuch von Weißen erhielten. Mein Sprachlehrer Brincker hatte mich auch mit den Ränken und Schlauheiten Mahareros bekannt gemacht; das war gut und auch nicht gut. Ebenso hatte er mich angespornt, die Sitten, Gebräuche und den Charakter der Herero zu studieren, falls ich ihnen verständlich predigen wolle. So oft es darum meine Zeit erlaubte, setzte ich mich zu dem nackten Häuptling und ließ mich von ihm in allem, in Sitten und Gebräuchen unterrichten. Meine Wißbegierde machte dem Alten Freude. Er selbst nannte sich auch Muhonge, d. h. Lehrer. Er lehrte mich, wie ich den rohen Heiden predigen müsse, korrigierte auch anfänglich meine Predigten. Unsere Predigten waren ihm zu sanft; so dürfe man den „verschlagenen Heiden“, wie er sie nannte, nicht predigen; diesen dürfe man nicht mit zahmen, süßen Worten kommen, meinte er! Nur seine Verschlagenheit und sein Verhalten durften wir nicht anrühren. Er hielt sich dabei für einen Mann des Wortes.

Maharero benahm sich sehr liebevoll gegen uns, beschützte uns gegen die rohen Heiden und nannte uns seine Kinder! Wie es jedoch in Wahrheit mit seiner väterlichen Fürsorge bestellt war, sollten wir bald erfahren. Er hatte den andern Missionaren versprochen, uns ein Haus zu bauen; wir

dachten nur an einen Pontok nach Hereroart. Als wir eines Tages von einem Ausflug zurückkamen, rief er uns freudestrahlend entgegen: „Kommt, Kinder, und seht euer Haus!“ Damit führte er uns zu einem neuen Dornkraal, wie man ihn für die Ziegen macht, und sagte: „Da euer Haus!“ Wir waren verblüfft und doch auch dankbar; denn es war doch etwas Nützliches. Wir stellten unsere Kisten, Eimer und Töpfe in die Runde hinein, in der Mitte einige Steine als Kochherd und hatten so doch wenigstens Schutz gegen Hunde, Schakale und Wölfe. Unsere Köchin, eine Häuptlingstochter aus dem Ovambolande, Jambeka, fühlte sich als Herrin in diesem Gehege wohl. Sie hatte bei Missionar Hahn etwas Kochkunst gelernt und war anständig gekleidet; leider wurde sie bald von einem Schweden verführt, der sie als seine Köchin und Konkubine mit ins Feld nahm. Wir mußten nun selbst kochen, waschen, schlachten, Brot backen und uns ein Hüttchen bauen, zunächst nur ein provisorisches, da es noch nicht ausgesprochen war, ob unser Präses, Missionar Hahn, nicht selbst auf Okahandja wohnen und bauen wollte. Da erging es uns dann gleich oft sonderbar. Wir, „seine Kinder“, mußten bei Maharero betteln gehen; jetzt um Leute zum Formen der Lehmsteine, dann um Ochsenfelle, unsere Hütte damit zu befestigen, dann um Fleisch für unsern Kochtopf. Maharero besuchte uns dabei oft und aß gerne mit uns. Bescheidenheit ist eine Zier, aber nicht bei den Herero. Wenn wir ihm unsere Brotschüssel oder unsern Fleischnapf ehrfurchtsvoll reichten, ließ er beide vor sich stehen, leerte sie und ließ uns das Nachsehen! Eines Tages schickte er uns ein großes Hinterviertel eines geschlachteten Ochsen, „denn unsere Fleischschüssel sei nicht voll!“ Wir hüteten uns aber, ihm mehr in die Schüssel zu tun, als für ihn und uns gut war. Für die Fleischkeule aber sandten wir ihm ein Gegengeschenk. In einer Ratsitzung bald nachher erklärte er uns darauf, wir seien ja seine Kinder, er wolle für uns sorgen, wir dürften ihn darum mit unsern Geschenken nicht beleidigen. Der Schlaupopf! wir hatten schon genug über seine großartige Freigebigkeit, aber auch über seine Bettelei gehört. Er sah zu gut ein, daß er uns durch seine Geschenke zu seinen ewigen Schuldneern machen konnte.

Während wir unsere Hütte in dem Maßstab von 10 × 7 Fuß bauten, schliefen wir im Freien, Diehl in einem alten Wagen und ich unter einem Dornbaum. Wie oft bekam ich da des Nachts Besuch von Wölfen, Pavianen, Hunden und Ochsen. Das waren unruhige Nächte, dazu wehte ein eifig kalter Ostwind. Aber auch in unserm Häuschen hatten wir keine Ruhe. Wir hatten das Dach mit Riet und Gras gedeckt, aber nicht nach Hereroweise mit Kuhmist beschmiert, und so fraßen uns die hungrigen Rüche das Dach über unsern Köpfen weg. Wir waren jedoch nach einem Monat unter Dach und Fach und hatten damit Schutz gegen die Kälte und Diebe aller Art. Nur die Ochsenhautriemen fraßen uns die Wölfe eines Nachts von den

Außenwänden der Hütte weg. Ich als der um sechs Jahre jüngere mußte natürlich gewöhnlich den Kampf mit Wölfen, Vieh und Menschen ausfechten.

Mit jugendlichem Mut begannen wir unsere Arbeit, und zwar fingen wir zuerst an, unter einem großen schattigen Dornbaum im Freien Schule zu halten. Der Feldhauptmann Riaria brachte uns sogleich am ersten Morgen an 150 Frauen mit ihren hohen Mützen auf dem Kopfe sowie Knaben und Mädchen, alle von Fett und rotem Oker glänzend, zum Unterricht. Staunend standen alle um uns herum, als wir unsern Bücherkasten öffneten; sie dachten, jetzt Kleider für den Schulbesuch zu erhalten. Als nun nichts als Bücher herauskamen, gab es ein schallendes Gelächter; manche wälzten sich im Sand vor Lachen und schriean: „Bücher, nichts als Bücher, können wir denn die anziehen?!“ Wir begannen zu singen: „Matu imbura ove“ d. h. Großer Gott, wir loben dich usw. Wir mußten es aber bald einstellen. Alle schriean, so laut sie konnten, und ein jeder nach seiner Weise, so daß uns die Ohren wehe taten. Riaria gebot schließlich mit seinem Stocke Ruhe. Nun ging's ans ABC. Keiner der Schüler hatte natürlich je eine Fibel in der Hand gehabt; so wurde jetzt die Sache recht bunt. Der ganze Chor schrie die ihm gezeigten Buchstaben nach, ohne alle Reihenfolge des a, e, i, o, u. Nach dreimaligem Ansehen mußten wir es aufgeben! Die Schule war aus. Als wir nachher unsere Fibern und weißen Röcke betrachteten, sahen diese recht bedenklich rot aus. An den folgenden Tagen blieben die Frauen nach und nach aus, die kleineren Schüler aber lernten fleißig, und viele brachten es zu fertigem Lesen und Schreiben.

In den ersten drei Monaten gab es jeden Tag für uns etwas Neues zu erleben. Bei dem Tod des reichen Herero Randirikirira wurden 80 heilige Ochsen geopfert; jeden Morgen und Abend hörten wir die schauerliche Totenklage von 50 und mehr Frauen. Kriegstänze wurden aufgeführt und Opfer und Reinigungsweihen vollzogen. Ende August kamen die Namahauptlinge zum Friedensschluß. An 3000 Hererokrieger hatten sich dabei auf Okahandja eingefunden. Unvergessliche Zeiten für uns. (Siehe: Friedensschluß 1870 in dem Kapitel Kriege.)

Ein ganzes Buch könnte ich so über unsere Anfänge in Okahandja schreiben; es war nur gut, daß wir zu zweien dort waren.

Nach dem Friedensschluß zog ich nach Neubarmen, um den müden Missionar Brincker bis Mai 1871 zu vertreten. Missionar Hahn ging nach Deutschland, und Diehl konnte nun die eigentliche Missionsstation auf dem rechten Ufer des Flusses unterhalb der Quelle, wo reichliches Gartenland ist, anlegen. An 50 Getaufte und Taufbewerber, deren Eltern auf Okahandja wohnten, bildeten den Grundstock der Gemeinde. Im Jahre 1872 konnte Diehl seine dreizehn Erstlinge und drei Kinder taufen, sodaß die Gemeinde aus 60 Getauften bestand. Besonders treue Mitarbeiter fand er an dem

Sohne Mahareros, Wilhelm, und seiner Frau und andern Häuptlings-Söhnen, sowie an dem späteren Evangelisten Elia, an dem Schulmeister Petrus, einem Sohne Tjetjoos, und anderen.

Dies das Zeugnis, das Missionar Hahn Wilhelm Maharero — seinen Namen Wilhelm hatte er nebenbei nach unserm alten Kaiser erhalten — ausstellte: „Er war ein ernster Christ, ein frommer Hausvater und begabter Arbeiter im Reiche Gottes. Er hatte die Gabe, packend zu reden und seine Zuhörer zu fesseln, und bei seiner guten Schrift und Katechismuskennntnis und seinem klaren Verstande behandelte er seinen Gegenstand faßlich und erbaulich zugleich. Sein aufbrausendes Temperament machte ihm freilich viel Noth; auch ein schweres Vergehen hat er sich noch einmal zuschulden kommen lassen, aber auch alsbald freiwillig bekannt. Denn unter Gottes Wort beugte er sich unbedingt, und zwischen seinem Herzen und seinem Seelsorger war eine offene Bahn. Er hatte an Magdalena, einem der zuerst getauften und sehr begabten Hereromädchen, die auch schon eine Zeitlang von mir als Schulgehilfin angestellt gewesen war, seine Frau gefunden. Dies war eine sehr glückliche Wahl; denn beide ergänzten sich, und von ihrem Hause galt das Wort: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“ Es war nach allen Seiten ein leuchtendes Beispiel davon, was eine christliche Ehe sein muß. Häusliche Andachten gingen mit christlichem Wandel Hand in Hand.“

Die Gemeinde legte ihre Wohnungen südlich vom Missionsgehöft an; nach und nach entstanden hier 20—25 nach europäischem Stil gebaute Lehmsteinhäuser mit je 2—4 Stuben. Die Heidenwerft blieb oberhalb der Station und war an dem großen Wohnhaus Mahareros und den Häusern seiner Großen, die ebenfalls nach europäischer Art gebaut waren, kenntlich. Nicht allein die Getauften, sondern auch viele Heiden kleideten sich anständig, und das nackte Heidentum verschwand. In den meisten Christenhäusern wie auch in den Häusern Mahareros, Kiaruas u. a. sah man eiserne Bettstellen, Tische, Stühle, und bei Wilhelm Maharero sogar ein Harmonium und eine kleine Bibliothek. In den Wagenschuppen standen eine Menge neuer Wagen. Viele Gärten wurden angelegt und von Christen wie Heiden Weizen gesät. Okahandja glich in den Jahren 1870—1880 mit seinen vielen Mais- und Kürbisgärten und seinen Weizenfluren einer Oase in der Wüste. Alles gedieh vorzüglich, die Christen pflanzten selbst Weinreben und Kartoffeln. Der Fleiß der Leute war staunenswert. Okahandja wurde eine der schönsten und größten Hereroneiederlassungen der damaligen Zeit. Maharero verbot seinen Leuten, junge Bäume und Büsche auf dem Platz umzukappen, und es währte nicht lange, so entstand in der Fläche wieder ein schöner Wald. Auch zwei Kaufläden waren dort, deren Inhabern aufs strengste untersagt war, Branntwein feil zu halten.

Der hochgeehrte und viel beehrte Maharero hatte aber doch bei den vielen weißen Besuchern, die ihn oft an Schlaueit übertrafen, große Sorgen. Da wurden dann im Hause des Missionars mit diesem oft lange Sitzungen gehalten; denn ohne seinen Missionar und ohne dessen Rat faßte Maharero keine wichtigen Beschlüsse. Da ist viel über den alten Häuptling, der soviel Zeit in Anspruch nahm, geseufzt, aber auch viel für ihn und für das Wohl des Volkes gebetet worden.

Wie aber im äußern, so entwickelte sich die Gemeinde auch in ihrem innern Leben. Diehl hatte eine ganze Anzahl tüchtiger Getaufter und angesehener Männer in der Gemeinde. Zu Pfingsten 1873 wurden 48 Personen



Kirche in Otahandja.

getauft, die Schule zählte an 100 Schüler, und der Kirchenbesuch war gut. Im Jahre 1876 konnte die schöne Kreuzkirche mit 500 Sitzplätzen eingeweiht und eine neue Schule gebaut werden. Die Kirche kostete 11,200 M., die Gemeinde hatte fleißig daran mitgearbeitet. Bei Diehl aber kehrte Krankheit und Tod ein. Seine Frau und zwei Kinder liegen hinter der Kirche auf dem Friedhof neben Missionar Viehe, gest. 1901 und seiner Frau, gest. 1894, begraben.

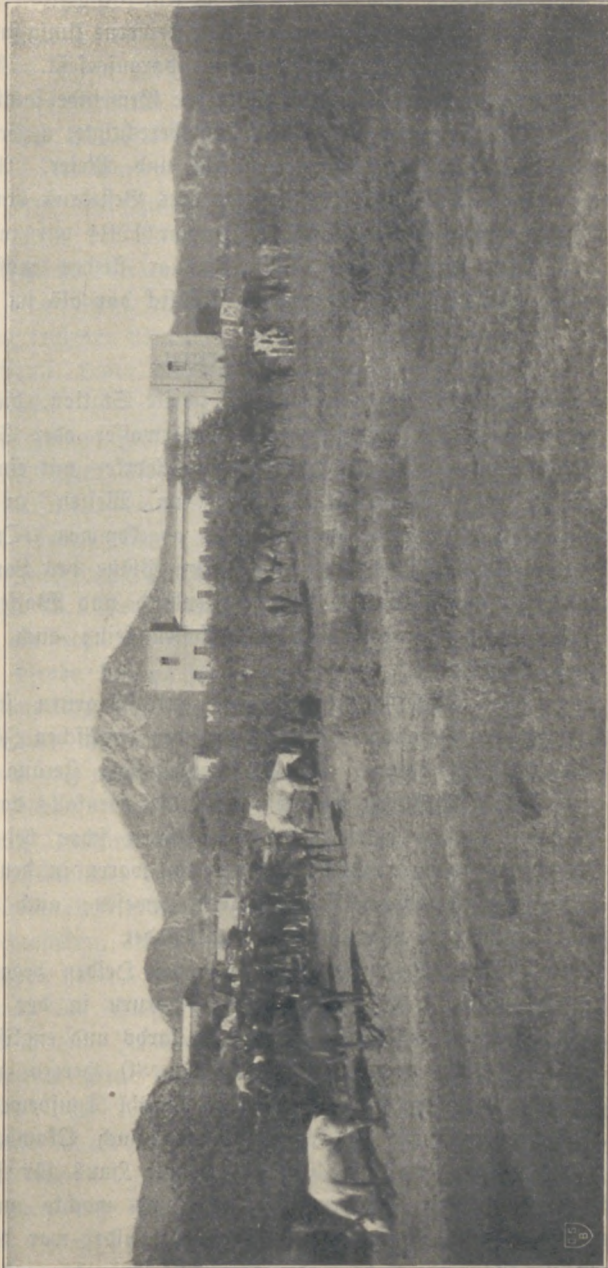
Im Jahre 1880 brach der Krieg aufs neue aus (siehe: „Kriege 1880“). Jonker Afrikaner war zwar schon 1861 gestorben, aber das Geschlecht der Afrikaner, ihre Raublust und ihre Erbfeindschaft gegen die Herero war geblieben. Gleich auf das Gerücht hin, daß die Nama 35 Herero erschossen hätten, ließ Maharero auf Otahandja 25 Mann in seiner Wut ermorden.

Diese böse Tat wäre wohl nicht geschehen, wenn nicht alle christlichen Männer im Jagdfeld abwesend und der Missionar auf der Station gewesen wäre. Diehl war jedoch mit seinen drei verwaisten Knaben auf der Reise nach Deutschland. So war auf Okahandja niemand, der die Heiden hätte besänftigen und zurückhalten können. Der englische Kommissar Musgrave stand vielmehr im Verdacht, daß er es mit den Nama hielt. Mit dem englischen Protektorat ging es damit auch zu Ende. Die Okahandjaer Gemeinde verlor durch den Krieg eine Anzahl ihrer tüchtigsten Glieder, und der Platz selbst wurde mehrere Male von den Nama bedroht.

1885 schloß Maharero mit Dr. Göring und Büttner den deutschen Schutzvertrag ab, den er 1888 wieder kündigte. Trotz des deutschen Schutzes suchte Hendrik Witboi Okahandja bis zum Jahre 1891 heim. Aber auch in den Kriegszeiten hielten sich die Getauften wacker und verhinderten manche Mordtat der Heiden an den gefangenen Bergdamra und Nama. Das Jahr 1888 war für Diehl ein sehr schweres. Er hatte den deutschen Schutzvertrag anempfohlen und überseht. So wandte sich Mahareros Haß nicht allein gegen die deutschen Mineninteressenten, sondern auch gegen ihn. 1889 gab es in Okahandja wie auf allen Stationen eine Art Erweckung; sie ging von den betenden Frauen der Gemeinden aus.

Als Maharero 1890 starb und sein Sohn Samuel von der deutschen Regierung zum Oberhäuptling gemacht wurde, gab es viele Veränderungen auf dem Platz. Bis dahin hatte sich die Gemeinde nach allen Seiten hin gut entwickelt, sogar eine kleine Bergdamragemeinde von 40 Getauften war gesammelt. Auch das Augustineum wurde von Otjimbingue dorthin verlegt, und Diehl bekam in Missionar Möller für die Gemeinde einen Gehilfen. Mit der kleinen Militärbesatzung aber, die Okahandja 1893 erhielt und für die bald darauf eine Kaserne errichtet wurde, ließ sich auch eine ganze Anzahl deutscher Kaufleute, Händler und Handwerker dort nieder. Unter diesen waren aber leider auch einige Branntweinhändler. Da ging es mit Samuel Maharero und ebenso mit vielen Getauften abwärts, sie ergaben sich dem Trunk. Schon 1891 hatte Samuel seinen Leuten verboten, Gärten anzulegen und Weizen zu säen. In den dürren Jahren, die nun folgten, zogen viele der Gemeindeglieder infolge dieses Verbotes, und um ihre Frauen und Töchter besser gegen die Versuchungen und Nachstellungen mancher Weißer schützen zu können, nach dem Außenplatz Osona. Das waren trübe, schwere Zeiten für Diehl, der vollends wegen eines schweren Augenleidens nach Deutschland reisen mußte. In den Jahren 1897 und 98 rafften die Minderpest und das Fieber auch in Okahandja viele Menschen und noch mehr Vieh dahin. Die Heidenwerft war bis auf wenige Leute Riarnas und Kavezeris fast verschwunden. Riarnua, der Feldhauptmann Samuels, konnte noch kurz vor seinem Tode getauft werden. Das Heidentum brach nach der Menschen-

pest ganz zusammen. Im Jahr 1898 konnte Diehl 42 Heiden und 14 Kinder taufen, 1899: 122 Heiden und 12 Kinder, im Jahr 1901 wieder 62 Personen, im Jahr 1903 nochmals 55. Das waren Freudenfeste für den Missionar und die Gemeinde, wenn nur nicht so viele andere ungünstige Einflüsse vorhanden gewesen wären. Als im Jahr 1901 die Eisenbahn an Otahandja vorbeigeführt wurde, sammelten sich noch mehr Weiße auf dem Platz an. Da wurde es mit den Herero immer ärger. Sie schwelgten im Branntwein, kauften die törichtesten Luxusartikel und machten unsinnige Schulden, allen voran Samuel Maharero. Infolgedessen kamen sie immer mehr herunter; Gärten wurden seit 1893 fast keine mehr angelegt, jetzt kamen sie sämtlich bis auf zwei in die Hände der Weißen, die es auf Otahandja ganz besonders abgesehen hatten. Da die Ge-



Kaferne in Otahandja.

meinde meist auf Osona wohnte, zerfielen auch die Häuser und standen in der Woche meist leer. Da schienen sich die Leute nochmals aufraffen und wieder festen Fuß auf ihrem Platze fassen zu wollen. 66 Heiden besuchten den Taufunterricht. Der Kirchhof erhielt endlich eine steinerne Umfassung, die Kirche wurde renoviert und ein neues Wellblechdach daraufgesetzt. Es war die letzte gute Stunde. Nach der Statistik zählte die Gemeinde samt ihren drei Außenstationen 1200 Getaufte, 520 Abendmahlsberechtigte, 4 Schulen, 119 Schüler, 2 Evangelisten und 2 Missionare, Diehl und Meier. An finanziellen Beiträgen hatte sie in den dreißig Jahren ihres Bestehens etwa 10—11000 M. aufgebracht. Als die Gemeinde im Januar 1904 mit in den Aufstand trat und nach dem Gefecht am 27./28. Januar fliehen mußte, bot der Platz Okahandja einen fast noch traurigeren Anblick dar als im Jahre 1850.

Omaruru.

Omaruru oder Okozondje war die zweite Station, die im Januar 1870 angelegt wurde. Der Name bedeutet Bitterwasser oder Skorpionenplatz. In dem dürren Jahre 1868 zog der Kolonist Redeker mit einigen Getauften von Djimbingue und Djikango dorthin, um Weizen zu säen; denn der Swakopfluß war in zwei Jahren nicht abgekommen. Omaruru, am Flusse des gleichen Namens, ist einer der besten Plätze des Landes und übertrifft Okahandja an gutem Garten- und Weizenland und Wasser; die Quelle dort soll früher 2—3 Stunden weit ausgeflossen sein; auch hatte es eine ausgezeichnete Bewaldung.

Der Missionsgehilfe Cloete hatte auf Omaruru schon eine gesegnete Arbeit unter den Bergdamra, die sich bei den englischen Jägern und Händlern dort niedergelassen hatten. Der Hererohäuptling Zeraua mit seinen Leuten und eine Anzahl Bastards wohnten seit 1868 ebenfalls dort unter dem Schutz der Weißen. Zeraua hatte mit seinen Leuten schon bei den Kupfergräbern auf Djimbingue etwas arbeiten gelernt; sie waren in den Jahren 1862—68 die eigentlichen Bewohner Djimbingues gewesen; auch hatten sie sich bei Missionar Hahn dem Worte Gottes zugewendet.

Unter diesen also nicht mehr so rohen Heiden begann Missionar Viehe 1870 seine Arbeit. Er predigte auf Omaruru in der Buschkirche in drei Sprachen: Herero, holländisch für die Bastards und englisch für die Händler. So fand er gleich reichliche Arbeit. An 80 Herero- und 25 weiße und Bastardkinder besuchten die Schule; eine Anzahl Taufbewerber bat um Unterricht. Cloete war mit seinen Bergdamra nach Okombabe gezogen, Viehe baute das kleine, von ihm bisher bewohnte Haus für sich aus. Er hatte jedoch einen weißen Maurer zur Hilfe und machte nur die Holzarbeiten, Türen und Fenster, selbst, so gut es ging. Leider war die Anlage des alten Hauses zu eng und niedrig, die Regenzeit drängte, und wegen Zeitmangel

wurde das Haus nicht hoch genug gebaut. Das verursachte später viel Fieber und Augenkrankheiten in der Familie des Missionars.

Die äußere Entwicklung der Station verlief wie in Okahandja. Eine große Schule, die zugleich als Raum für die Gottesdienste dienen sollte, wurde mit Hilfe der Leute gebaut und kostete 1600 M. Sehr viel Not bereiteten bei den Gebäulichkeiten aller Bewohner die unzähligen gefräßigen Termiten dort, die alles Holzwerk vernichteten; die Häuser wurden zu Ruinen und Termitenhäufen. Im Garten- und Weizenbau leisteten die Eingeborenen Vorzügliches. Bei dem sehr guten Gartenland gedieh auch alles sehr gut und üppig. Nicht allein der Weinstock, sondern auch Pflirsche, Datteln und Limonen brachten reichliche Erträge. Jeder, der weiße wie der schwarze Mann, sah sich hier für seine Mühe reichlich belohnt. So finden wir also auch hier eine Ansiedelung früherer Nomaden, die unter dem Einfluß der Mission festhafte und arbeitssame Leute wurden und blieben, bis ihr Land in die Hände der Weißen kam.

Dem Häuptling Zeraua gibt Viehe das Zeugnis, daß er ein rechtlicher, friedliebender, aber schwacher Regent gewesen sei, der sich gewisse Sitten, wie auch das Branntweintrinken, angewöhnt habe, die ihn nur noch stumpfer und unempfindlicher für Gottes Wort machten. Zeraua fühlte aber doch den Stachel des Wortes in seinem Gewissen und schaffte unter seinen Leuten die heidnischen Gebräuche ab. Der Einfluß der weißen Händler aber auf die Eingeborenen war ein recht böser, und Viehe war es nicht leicht, ihren Sünden zuzusehen. Grobe sittliche Vergehen kamen nicht selten unter ihnen vor, so daß der Häuptling einst zu dem Missionar sagte: „Warum kommt ihr zu uns Schwarzen, um uns bessere Sitten zu lehren, während eure Weißen so leben, daß wir nicht wissen, wie wir unsere Frauen und Töchter vor ihnen schützen sollen?“ Diese Dinge waren und blieben ein Kreuz für die Missionsarbeit auf Omaruru bis in die neueste Zeit hinein. Die Gottesdienste besuchte der Häuptling zuerst fleißig. Aber schließlich war er, von Trunk, Geiz und Fleischeslust beherrscht, zu schwach und energielos, der heidnischen Partei zu widerstehen, die ihn zu den heidnischen Gebräuchen zurückzog, die er längst aufgegeben hatte. Er wurde wieder an das Heidentum gefesselt, den Weißen aber war ein schlaffer heidnischer Häuptling bequemer als ein energischer christlicher Mann. Immer aber von der Wahrheit des Christentums überzeugt, sah Zeraua es gern, daß sich seine Kinder zu demselben bekehrten. So fand Viehe hier nicht den Widerstand des Heidentums wie wir in Okahandja. Die Leute waren bei weitem auch nicht so nackt und roh, wie die Mahareroschen es waren. Viele waren schon an Kleider gewöhnt. Ende 1870 hatte Viehe schon ein Gemeindlein von 23 Personen. Im Januar 1872 konnte er aus seinen 11 Taufbewerbern seine 7 Erstlinge taufen und am Ende desselben Jahres nochmals 18 Personen. Es hatte den Anschein,

als ob auch noch viel mehr mit dem Heidentum brechen wollten; die Getauften und Taufbewerber bauten sich in Häusern in europäischer Bauart in der Nähe des Missionars an und wohnten von der Heidenwerft abge sondert. Die Schule und der Taufunterricht wurden fleißig besucht, und alle ohne Unterschied lernten lesen und schreiben. Die Schule hatte an 120 Schüler. Ende 1874 zählte die Gemeinde 132 Getaufte, unter ihnen befanden sich auch ein gut Teil der Söhne und Töchter Zerauas. Diese haben auch ihren seit 1876 kranken Vater wieder zum Christentum herübergezogen. Viehe besuchte den hoffnungslos Kranken oft in seiner Werft und fand williges Gehör. Zeraua ließ sich zuletzt aus seiner Werft in die eine englische Meile



Hererodorf Omaruru.

weit entfernte Christenwerft hinübertragen. Im November 1876 starb er dort als ein reumütiger Sünder, nachdem er in der Taufe den Namen Wilhelm erhalten hatte. Tjaherani, der Sohn der ältesten Schwester des Verstorbenen, wurde nach Herero-Erbrecht sein Nachfolger.

Die Gemeinde entwickelte sich erfreulich weiter. Aber nur zu bald trat eine böse Störung ein. Im Februar 1879 brachten es die römischen Missionare Pater Duparguet, Hogan und Griffin mit Hilfe der Unterstützung des Magistrats der Walfischbai und einiger Weißer in Omaruru fertig, sich gegen den Willen des Häuptlings in Omaruru einzuschleichen. Sie gaben zwar vor, daß sie nicht unter den Herero, sondern unter den Ovambo eine Mission beginnen wollten; sie seien aber von den Katholiken, es waren derer nur 7 dort, gebeten worden, in Omaruru zu bleiben. Sie fingen nun an und errichteten eine Schule, bauten ein Haus, richteten sich häuslich ein und begannen die Eingeborenen zu unterrichten, trotzdem sie Viehe das Versprechen gegeben hatten, keine Propagandamission treiben zu wollen. Den Engländern waren die Patres angenehme Gesellschafter, und diese schickten ihre Kinder zu ihnen in die Schule, trotzdem sie selbst protestantisch waren. Es kam aber zu ernstlichen Reibereien zwischen den Katholiken

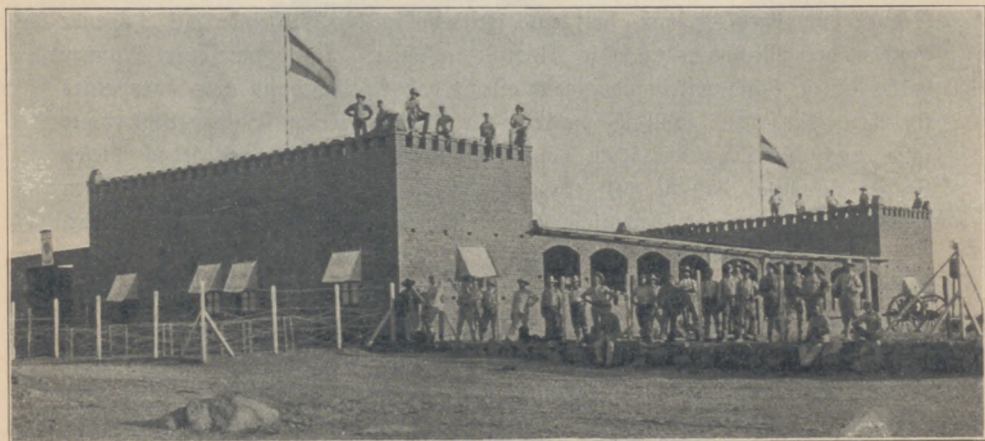
und den Eingeborenen. Diese erklärten, daß sie nicht zweierlei Religion und Missionare im Lande dulden, den Papst nicht als ihren Oberherrn anerkennen und nie zur Maria beten würden. Schließlich schickte Maharero Tjaherani den Befehl, die Ovaroma aus dem Land zu weisen, er habe genug an seinen Missionaren und wolle keine andere Lehre unter seinem Volk haben; die Römischen entzweiten ihn und sein Volk. Die Patres erklärten, freiwillig nicht gehen zu wollen, sie würden nur der Gewalt weichen. Da ging Tjaherani mit seinen Leuten hin und quartierte die Herren mit Gewalt aus; es wäre wohl zu bösen Dingen gekommen, wenn nicht Missionar Viehe die Leute besänftigt hätte. Die Patres erhoben nachher in Kapstadt ein Geschrei über die Intoleranz und Katholikenheze der Rheinischen Missionare!

Tjaherani starb, und Manasse, ein Getaufter, wurde Häuptling. Missionar Viehe erhielt an Missionar Niederwelland einen Gehülfen; auch Manasse, der bis dahin die Schule gehalten hatte und ein bedeutender Redner und Prediger war, half eine Zeitlang in der Gemeinde mit. Ferner standen dem Missionar tüchtige Älteste zur Seite. Die erwachsenen Männer hatten einen Bund miteinander geschlossen, daß sich niemand von ihnen eines sittlichen Vergehens schuldig machen dürfe. Der Krieg 1880—1889 hatte zwar auch für Omaruru seine bösen Folgen. Man konnte es jedoch diesen Leuten anspüren, daß sie unter dem Einfluß des Evangeliums neue Menschen geworden waren, und heidnische Greuel kamen so gut wie nicht mehr vor.

Ende 1886 konnte Viehe nochmals 70 Personen taufen. Die Zahl der Getauften war damit auf 357 gestiegen. Aber Viehes Kräfte waren nun auch aufgerieben, er mußte im Mai 1887 eine Erholungsreise nach Deutschland machen und kam 1890 mit der Weisung zurück, das Augustineum zu übernehmen und dieses nach Okahandja zu verlegen. Missionar Dannert von Omburo wurde sein Nachfolger. Leider hatte auch hier der Personenwechsel keine guten Folgen. Es trat dazu wieder Dürre im Lande ein, und die größte Zahl der Getauften mußte im Außenfeld Nahrung suchen, die Schule mußte im letzten Halbjahr ganz eingestellt werden. Bei vielen kehrte das Branntweintrinken ein. Dürre und Krieg hielten die Leute bis zum Jahr 1891 von der Station fern. Der Häuptling Manasse unterlag den heidnischen Versuchungen und fiel ins Heidentum zurück. Wer die mit der Häuptlings- und Priesterwürde verbundenen Gebräuche kennt, wird sich darüber nicht allzusehr wundern.

Leider mußte auch Dannert im Jahr 1892 Erholung in der Heimat suchen, und die Gemeinde wurde von Missionar Bernsmann in Omburo zeitweilig bedient. Im Jahr 1894 erhielt Omaruru eine Militärbesatzung und ein Bezirkskommando. Als Dannert im Juni 1895 wieder zurückkehrte, zeigte es sich, daß die Gemeinde von 402 Getauften in sittlicher und religiöser Beziehung zurückgegangen war; des Besuches des Gottesdienstes schienen die

Leute fast entwöhnt zu sein. Streitigkeiten, Branntweingenuß und der böse Einfluß so mancher Weißen hatte viel geschadet. Eine Anzahl Getaufster mußte ausgeschlossen werden. Manasse jedoch, durch eine böse Krankheit zur Befinnung gebracht, tat Buße und konnte wieder in den Gemeindeverband aufgenommen werden. Als im Jahr 1897 und 1898 die Kinder- und Menschenpest die Leute aufschreckte, fand auch in Omaruru eine Art Erweckung statt. Die Taufbewerber mehrten sich bis zu 110 und 127 Personen, und schon 1898 konnte Dannert wieder 65 Personen aus den Heiden taufen. Manasse starb als ein reumütiger Sünder, und Michael wurde Häuptling. Nach der Statistik beginnt nun ein merkwürdiges Schwanken in der Zahl der Getauften. Die Gemeinde zählte 1897 und 98 an 500 Glieder und 1899 an 400. Missionar Dannert wurde bedenklich krank und mußte 4½ Monate von der Station abwesend sein. Nach seiner Rückkehr konnte die neue Schule,

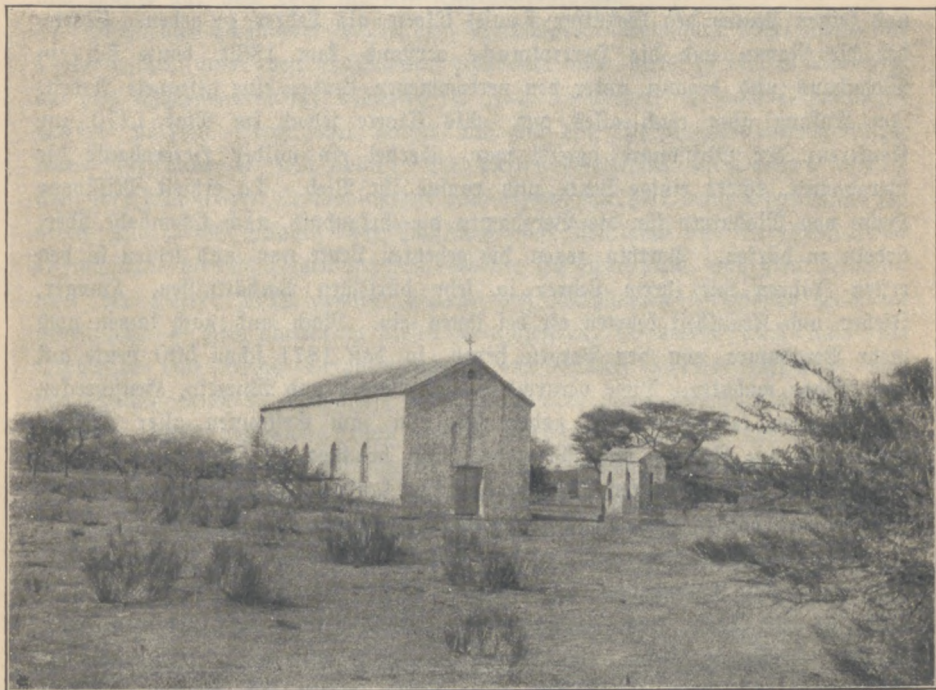


Kaserne in Omaruru.

wohl die schönste und solideste im Land, zu deren Bau die Weißen 1048 M. beigetragen hatten, eingeweiht werden. Die Kirche, im Jahr 1878 gebaut, bekam ein neues Wellblechdach und Holzfußboden, ebenso wurde der Friedhof vergrößert und mit einer Mauer samt eisernem Tor umgeben, in seiner Anlage und Sauberkeit eine Zierde der Station und wohl auch der schönste Kirchhof im Hereroland.

Soweit war alles schön und gut, und die Gemeinde entwickelte sich auch wieder. Eine Menge Weißer und Militär bewohnten den Platz oberhalb, so daß Dannert nun drei Gemeinden, die Herero-, die Bergdamra- und die deutsche Gemeinde nebst zwei Außenstationen mit 133 Taufbewerbern in Pflege hatte. Die Erweckung griff weiter um sich und gab zu den besten

Hoffnungen Anlaß. Ende 1903 zählte die Gemeinde 605 Getaufte, 250 Abendmahlsberechtigte, 152 Taufbewerber und 90 Tageschüler. Dannert konnte berichten, daß es freudig vorangehe und auch auf den drei Außenstationen sich immer mehr Leute zur Taufe meldeten. Eine erfreuliche Tatsache war die, daß der Distriktschef Franke das Branntweintrinken und die Unfittlichkeit mit bekämpfen half und dem Missionar eine wesentliche Hilfe



Kirche in Omaruru.

war. Die Gemeinde hatte bis dahin 14326 M. an finanziellen Beiträgen aufgebracht.

Leider wurde auch diese schöne Station und segensvolle Arbeit durch den bösen Aufstand so gut wie vernichtet. Nach der Wiedereinnahme des Platzes durch die deutschen Truppen floh die Hererogemeinde, und nur die Bergdamra blieben zum Teil zurück.

Okombahe.

Dieser Platz liegt etwa 8 Meilen westlich von Omaruru und ebenfalls am Omarurufluß. Der Name bedeutet Giraffenplatz; denn Giraffen gab es dort in Menge, als die Herero ins Land kamen. Selbst ein Sprichwort

lautet: „mbi nombahe komurungu“, es flimmert mir vor dem Angesicht wie eine Giraffe. Jetzt findet man diese nur noch in der Kalahari. Der Platz hat ebenfogutes Gartenland wie Omaruru und reichlich Wasser, letzteres ist jedoch etwas brackig oder salzhaltig. In Omaruru hatte sich, wie vorhin schon erwähnt, 1868 eine Anzahl Bergdamra, an 400, die früher auf dem Erongogebirge hausten, unter dem Schutze einiger weißen Händler, die dort wohnten, niedergelassen. Ihr Häuptling Abraham bat Missionar Hahn, ihm und seinen Leuten den Gehülfen Daniel Cloete als Lehrer zu geben. Cloete, der die Nama- und die Hererosprache verstand, kam 1869, baute sich ein Wohnhaus und begann unter den verkommenen Leuten eine gesegnete Arbeit. Im Anfang ging auch alles gut. Als Cloete jedoch im Mai 1870 zur Konferenz der Missionare gereist war, überfiel ein wilder Hererohaufe die Bergdamra, tötete einige Leute und raubte ihr Vieh. Da erhielt Missionar Hahn von Maharero für die Bergdamra die Erlaubnis, nach Okombahe übersiedeln zu dürfen. Dorthin zogen die gehezten Leute nun und lebten in den ersten Jahren mit ihrem Lehrer in sehr dürftigen Verhältnissen. Hunger, Fieber und Krankheit kehrten oft bei ihnen ein. Nach und nach kamen noch mehr Bergdamra von den Bergen herab, so daß 1871 schon 500 Leute auf dem Platze wohnten. Diese verarmten, von Beeren und Wurzeln, Heuschrecken und Raupen lebenden Leute gaben sich nun zum Erstaunen aller Weißen fleißig an den Garten- und Weizenbau und brachten es schon nach einigen Jahren zu einem gewissen Wohlstand. Sie kauften sich Kleider und Gerätschaften und bauten sich auch menschenwürdige Hütten und eine Buschkirche.

Da die Bergdamra nicht in den finsternen Ahnenkult der Herero gefesselt sind, fand das Evangelium bei ihnen leichteren Eingang. Es meldeten sich bald 30—40 Leute zum Taufunterricht. Weil Cloete nicht ordiniert war, besuchte Missionar Böhm von Amaib die Leute oft, taufte und hielt das Abendmahl mit etwa 40 Gästen. Die Leute zeigten sich überaus dankbar für alles.

Aber nun kamen die dürren und bösen Kriegsjahre 1878/1880. Die Bergdamra wurden auch auf Okombahe eine Zielscheibe des Hasses und Mordens der Herero. Im Jahr 1881 mußte Cloete mit ihnen nach Walfischbai flüchten, und die Station blieb eine Zeitlang leer. Missionar Niederwelling nahm sich darauf der Zerstreuten an und zog im Jahr 1882 selbst nach Okombahe, wo er den Platz verwüstet und die Häuser zerstört fand. Es sammelte sich jedoch bald wieder eine Anzahl Herero und Bergdamra, und Okombahe wurde jetzt mehr eine Herero- als eine Bergdamra-Station. Voll Eifer warf sich Niederwelling auf die Arbeit. Die Schule zählte bald wieder 50 Schüler, die Gottesdienste wurden von etwa hundert Leuten besucht, und viele meldeten sich zum Taufunterricht. Als alles so einen guten Aufschwung zu nehmen schien, überfiel den eifrigen Missionar im

Juni 1885 mitten in der Arbeit ein heftiges Fieber. Einsam und verlassen, nur von einem treuen Ältesten gepflegt, starb er schon nach einigen Tagen. Der Typhus, eine bis dahin in Hereroland unbekannte Krankheit, war mit dem Kommen der Weißen auch in Omaruru aufgetreten. Missionar Dannerts Frau lag sehr krank daran danieder, dieser aber eilte dennoch nach Okombahe, um dem kranken Genossen beizustehen. Er fand ihn jedoch schon als Leiche und konnte nur noch eben für sein Begräbnis sorgen.

Missionar Baumann wurde sein Nachfolger. Baumann hatte schon auf Otjonzondjupa unter den Bergdamra gearbeitet und diese später in Walfischbai und Scheppmannsdorf bedient; im Jahr 1883 war er nach Otjimbingue versetzt worden. Auch dort hatten sich an 250 Bergdamra niedergelassen, deren Missionar er sein sollte. Die Missionskonferenz in Omburo erteilte ihm im Jahr 1885 die Ordination und sandte ihn jetzt nach Okombahe, wo er im Mai 1886 ankam. Die Hoffnung, daß ihm auch alle Bergdamra von Otjimbingue dorthin folgen würden, erfüllte sich aber nicht, und zwar deshalb, weil die Herero nicht gewillt waren, den Bergdamra Okombahe ganz zu überlassen. — Wie überall in diesen Kriegsjahren, so wurde auch nahe bei Okombahe eine kleine Bergdamrawerst von wilden Herero überfallen und ausgeraubt. Auch in Okahandja hatte ein Herero einen Bergdamra in nichtswürdiger Weise ermordet. Nun endlich gewährte Maharero auf die Bitten der Getauften und der Missionare hin den Bergdamra einigen Schutz und ließ auch den Mörder fangen und erschießen. Dieses ernstliche Vorgehen Mahareros schreckte die mordlustigen Herero etwas zurück.

Als Baumann ein Gemeindlein von 128 Getauften gesammelt hatte, starb auch er plötzlich, im Jahr 1888. So verwaist und ohne Hirten zerstreute sich die Gemeinde bald wieder, so daß 1889 nur noch 87 Getaufte auf dem Platze waren. Nach dem Friedensschluß der Zwartbois von Umaiib aber mit den Herero auf Omaruru konnte Daniel Cloete von Scheppmannsdorf nach Okombahe zurückziehen. Um ihn sammelten sich die Bergdamra wieder und genossen auch mehr Schutz. Missionar Dannert von Omaruru konnte im Jahr 1890 abermals eine Anzahl von ihnen taufen, so daß die Gemeinde, aus Herero und Bergdamra zusammengesetzt, am Schluß des Jahres wieder 242 Getaufte zählte.

Im Jahr 1891 trat der junge Missionar Schaar als Bergdamra-Missionar in Okombahe ein. Bald nach seiner Ankunft meldeten sich 74 Bergdamra und 26 Herero zum Taufunterricht an. Die Verhältnisse gestalteten sich nun aber recht schwierig. Die Herero unter ihrem Führer Daniel Kariko, einem abgefallenen Christen, sahen die Bergdamra unter ihrem Häuptling Kornelius als ihre Knechte an; diese erregten dazu, weil im Gartenbau, im Unterricht und in den Gemeindeleistungen ihnen weit überlegen und darum auch vom Missionar bevorzugt, ihren Neid und Haß, so daß sie sie nun noch

härter bedrückten. Endlich machte die deutsche Regierung Ende 1894 diesem ewigen Streit dadurch ein Ende, daß sie den Häuptling der Bergdamra zum Häuptling von Okombahe ernannte und diese unter besonderen deutschen Schutz stellte. Das Gebiet von Okombahe wurde zugleich zum Kronland der deutschen Regierung erklärt und damit dem Rauben der Herero ein Ziel gesetzt. Kariko, der es dennoch wagte, eine Bergdamrawerst auszurauben, wurde vor Gericht gefordert und bestraft. Er entfloß später nach Walfischbai zu den Engländern. Die Herero zogen nun ganz von Okombahe weg, und die Gemeinde, 345 Seelen, bestand meist aus Bergdamra. In den Jahren 1896/97 taufte Schaar nochmals 140 Personen. Auch einige Außenstationen konnten angelegt werden. Die Schule füllte sich mit Schülern, und die Gottesdienste wurden gut besucht. Unter der vielen äußeren und inneren Arbeit schwand aber bald die Kraft und Gesundheit des übereifrigen Missionars dahin. Schon 1897 mußte er ärztliche Hülfe suchen und 1899 nach Kapstadt zur Erholung reisen. Als er nach Jahresfrist nach Okombahe zurückkam, war sein Wohnhaus zum Teil eingestürzt, und auch in der Gemeinde war manches Betrüben vorgefallen (vgl. Rheinische Missionschrift Nr. 99: Freuden und Leiden auf einer Missionsstation). Bald nach seiner Rückkehr starb Schaar, und die Gemeinde war wieder ohne Hirten. Doch trat im Jahr 1901 der junge Missionar Baumann, ein Sohn des verstorbenen Baumann, an seine Stelle. Da er schon als Kind die schwere Namasprache gesprochen hatte, so konnte er bald selbständig ohne Dolmetscher, dessen seine Vorgänger nie entbehren konnten, den Leuten Gottes Wort verkündigen. Diese nahmen ihn, weil er unter ihnen geboren war, auch mit Jubel als „ihr Kind“ auf. Unter seiner treuen Pflege wuchs die Gemeinde nun schnell weiter. Auch auf Okombahe fand in den Jahren 1899/1900 eine Art Erweckung statt, so daß im Jahr 1902 an 152 und auf dem Filial 35 Personen getauft werden konnten. Ende 1903 zählte die Gemeinde 606 Getaufte mit 205 Abendmahlberechtigten und 250 Tageschülern, dazu zwei Außenstationen mit drei eingeborenen Gehülfsen und fünf Gemeindeältesten. An finanziellen Beiträgen brachte sie nahezu an 5000 M. auf. Die Bergdamragemeinde in Okombahe ist wohl die einzige schwarze Gemeinde, die sich aus Dankbarkeit gegen die deutsche Regierung im Jahre 1904 nicht am Aufstand beteiligt hat.

Hier liegt die Frage nahe: Hätte die deutsche Regierung in gleicher Weise, wie sie die Bergdamra auf Okombahe gegen Landverkäufe beschützte, sich auch der Hererogemeinden gegen ihre eigenen Häuptlinge wie gegen die Weißen angenommen und ihnen ihr Stationsland zu erhalten gesucht, ob dann wohl je die Hererogemeinden mit in den Aufstand getreten wären? Ich glaube, nicht.

Windhuk.

Obwohl diese Station jetzt mehr als Nama- wie als Hererostation in Frage kommt, so liegt sie doch der Hereromission so nahe und ist mit ihrer Geschichte so verbunden, daß es nötig erscheint, ihrer hier auch zu gedenken. Windhuk liegt etwa 72 km südlich von Okahandja, an dem Nordabhang des 1705 m hohen Auasgebirges, in einer eigenen Höhe von 1600 m. Der Platz hat eigentlich drei Namen: Windhuk, aus dem Holländischen = Windecke; Otjimuiße, Rauchplatz, nach dem aufsteigenden Wasserdampf der heißen Quellen dort, und Okongova (jetzt Kein-Windhuk), d. h. seine Meinung mit Lügen — konga mit ova — verdecken. Das hat Jonker Afrikaner, der Unterjocher der Herero auf diesem Platze, redlich getan. Windhuk ist einer der schönsten und wasserreichsten Plätze im südlichen Hereroland. Es hat neben der heißen, immer fließenden schwefelhaltigen Quelle noch an 18 verschiedene kleinere und größere andere und dazu einen Reichtum an schwarzem, vulkanischem, fruchtbarem Humusboden; ein alter, verloschener, eingestürzter Krater befindet sich nämlich am östlichen Gebirgsabhang. Im Jahr 1872 fand ich auf der Hochfläche neben der heißen Quelle noch Stückchen reinen Schwefels. Damals war der Platz auch noch mit einem schönen Mimosenwald bestanden, der jedoch später der Kultur weichen mußte.

Wie schon bei der Gründung der Hereromission erwähnt, hatte Jonker Afrikaner im Jahre 1830 den Platz zu seiner Residenz gemacht und die Herero von dort vertrieben. Auch ist schon erzählt, wie die Missionare Hugo Bohn und Kleinschmidt im Jahre 1842 unter den Jonkerschen eine Missionsstation zu gründen versuchten, wie ihre anfangs einen Erfolg versprechende Arbeit jedoch durch die Intriguen der Händler sowie der methodistischen Missionare und durch Jonkers Raubzüge vernichtet wurde und sie darauf nach Okahandja und Otjikango zogen. Als Jonker 1861 gestorben war und die Herero nach dem siebenjährigen Freiheitskampfe 1862—1869 Windhuk zurückerobert hatten, gaben sie im Jahr 1870 bei der großen Friedenskonferenz den Platz dem Sohn Jonkers, Jan Jonker, als Lehen. Die Missionare hielten es aber für die Erhaltung des Friedens für nötig, Jan Jonker nicht allein in der Nähe zu haben, sondern ihm auch einen Missionar zu geben. Die alte Raublust der Nama war mit dem Tode Jonkers nicht ausgestorben; das alte Mißtrauen zwischen den beiden Nationen bestand fort, und schon bald nach dem Friedensschluß zeigte der verschlagene Jan Jonker die alte Natur und suchte die südlichen Nama kapitäne durch Klagebriefe gegen die Herero aufzureizen. Um diese seine Pläne zu durchkreuzen, noch mehr aber, um den verkommenen Hausen Gottes Wort zu bringen, wurde im März 1871 Missionar Schröder von Keetmanshoop nach Windhuk gesandt. Schröder hatte gehofft, eine freudige Aufnahme und gebeugte, heilsbegierige Leute zu finden. Er sah sich aber darin getäuscht. Die Gemüter waren

erbittert und voll Haß gegen die Herero; alles Sinnen und Denken drehte sich ausschließlich um die frühere, nun verlorene Macht und um Wege, die Herero wieder unterwerfen zu können. Kalt und gleichgültig hörten die Leute der Predigt zu, und ihre Herzen schienen hart wie Stein. Viele von ihnen hatten schon früher Gottes Wort gehört, auch waren einige getauft, unter ihnen Jan Jonker selbst. Nach und nach meldeten sich doch 18 Leute zum Taufunterricht. Auch unterstützte Jan Jonker den Missionar, und das wüste heidnische Wesen wich nach und nach christlicher Zucht und Ordnung. Die Schule wurde von dem Lehrer Traugott Richter gehalten. Die alte Kirche und das aus Steinen gebaute Haus der Methodisten standen noch und brauchten nur ausgebaut werden; später wurde ein neues Wohnhaus gebaut. Da die Leute verarmt, verhungert und nackt waren, so kostete es den Missionar keine geringe Mühe, diesem Elend abzuhelpen und die ans Rauben Gewöhnten zur Arbeit anzuleiten. Jan Jonker selbst arbeitete fleißig mit, reparierte den Herero ihre Gewehre und Wagen und machte Speere und Fußringe, die Leute bauten Tabak und verkauften ihn an die Herero; so kamen sie bald wieder zu etwas ehrlich erworbenem Viehbestand. Die meisten jedoch, zu sehr ans freie Rauben gewöhnt, waren und blieben nach den Viehherden der Herero lüstern. Es schien fast unmöglich, sie an gewinnbringende eigene Viehzucht und an Gartenbau zu gewöhnen. Da die Herero sie mit ihren Herden fast umringten, so gab das viel Anlaß zu Klagen und Streit über Diebstähle, und der Missionar mußte oft der Friedensvermittler sein. Unter solchen Zuständen litt die Missionsarbeit sehr. Im Oktober 1874 konnte Schröder seine Erstlinge, 16 Erwachsene und 18 Kinder, taufen und 6 Personen, die früher von den Methodisten getauft waren, in die Gemeinde aufnehmen, so daß diese Ende 1874 130 Getaufte und 42 Abendmahlsberechtigte zählte; 29 Taufbewerber standen im Unterricht, und die Schule wurde von 108 Schülern besucht. Zwei Jahre später stieg die Zahl der Getauften auf 150 und die der Schüler auf 155. Schon dachte der Missionar an den Bau einer neuen Kirche, als die dürren Jahre 1878/79 und der Mangel an Nahrung viele Stationsbewohner ins Außenfeld trieben. Die schlechteren Elemente aber gaben sich wieder ans Stehlen und kamen dadurch auch mit den Bastards auf Rehoboth in Zwistigkeiten. Schröder war durch öftere Reisen nach dem Ngamifsee und nach Kapstadt viel von der Station abwesend, die kleine Gemeinde wurde währenddessen von dem eingebornen Gehülfen Traugott bedient. Die Reibungen zwischen den Jonkerschen Nama und den Bastards sowie den Herero wurden immer schärfer, bis endlich im September 1880 der Krieg aufs neue ausbrach (siehe Kriege 1880). Die Herero sahen in Jan Jonker den Anstifter des Krieges und ihren alten Feind und zerstörten Windhut. Schröder floh mit seiner Familie aus Furcht vor ihnen nach

Dijzeva und Rehoboth und reiste später nach Kapstadt. Alles, was er in der Eile nicht mitnehmen konnte, wurde von den wütenden Herero, denen Jan Jonker entwischt war, geraubt. Die Afrikaner flohen nach Rehoboth, und der Krieg verhinderte nun bis auf lange Jahre die Wiederbesetzung der Station durch einen Missionar.

Als im Jahr 1890 Windhuk von dem Hauptmann v. François gegen den Protest des Häuptlings Samuel Maharero beschlagnahmt wurde, wurde auch Ofongova (Klein-Windhuk), die Missionsstation, für „herrenloses Land“ erklärt, und die Mission ging ihres Eigentums an Gartenland, in das bedeutende Summen gesteckt waren, verlustig. Windhuk wurde von da ab ständiger Sitz der deutschen Schutztruppe (vgl. deutscher Schutzvertrag). Mit der weiteren Besiedelung des Landes bildete sich eine weiße Gemeinde dort. Ihre Pflege übernahm Ende Dezember 1895 Pastor Siebe. Er war jedoch dabei beauftragt, sich im Dienst der Rheinischen Mission, von welcher er ausgesandt war, auch der Farbigen, die sich dorthin gezogen hatten, anzunehmen und aus ihnen eine Gemeinde zu sammeln. Das war eine zu schwere Doppelaufgabe. Neben den etwa 180 Deutschen wohnten an 800 Farbige, Bastarde, Bergdamra und Nama dort, die in Dienstverhältnissen bei den Weißen standen. Im Jahr 1896 hatte Siebe eine aus 40 früheren Getauften bestehende Gemeinde gesammelt, und 18 Leute befanden sich im Taufunterricht. Leider fehlte es Siebe aber an einem Dolmetscher und an Zeit, die schwere Namasprache zu erlernen. Es fehlte auch an einem Raum für Schule und Gottesdienste. Die Hauptkraft des Missionars war durch die weiße Gemeinde in Anspruch genommen und dadurch vollends die Arbeit an den sich mehrenden Farbigen erschwert. Mit den gefangenen Franzfonteiner Nama (150 Christen) wuchs die Zahl der Getauften auf 196 Seelen. Die Schwierigkeiten, beiden Ämtern, dem Dienst an den Weißen und an den Farbigen, gerecht zu werden, wurden immer größer. Den meisten Weißen fehlte dazu das Verständnis für die Aufgabe der Mission. Diese sollte die Farbigen nach ihrer Meinung nur zur Arbeit anleiten, Gottes Wort sei doch für sie zu hoch. Sie wurden schließlich der Doppelstellung Siebes überdrüssig und erbaten sich durch Vermittlung des Oberkirchenrats in Berlin einen eigenen Pastor. Siebe nahm 1899 einen Ruf als Pastor der deutschen Gemeinde in Wynberg bei Kapstadt an.

Gleichzeitig mit Herrn Pfarrer Lic. Anz für die deutsche Gemeinde traf für die farbige im Jahre 1900 Missionar Wandres, früher in Warmbad, ein. Mit den Nama und ihrer Sprache bekannt, fand er unter den 1500 Eingeborenen reiche Arbeit. Auch nahm er sich seelsorgerisch der evangelischen Buren an, die sich an dem 45 km entfernten Platze Hohewarte niedergelassen hatten. Die 500 Weißen in Windhuk bestanden zu einem Viertel aus Katholiken; für diese trafen 5 Patres, 5 Laienbrüder und einige

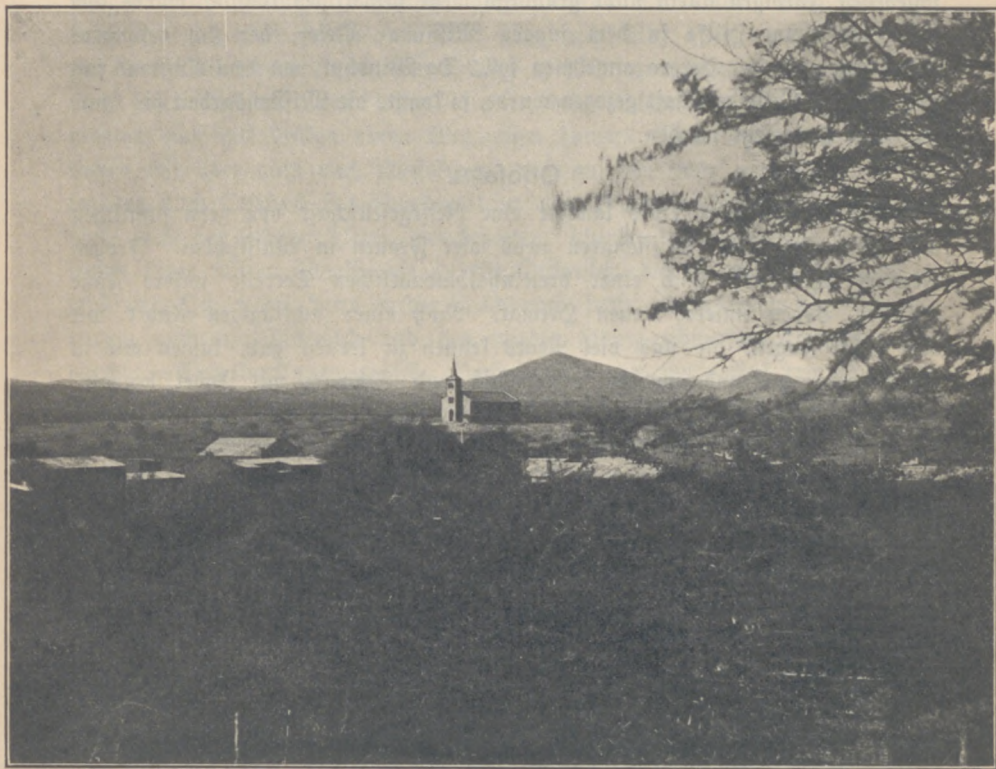
Schwwestern ein. Bei der Arbeit unter den Farbigen, unter denen sich auch eine Anzahl Herero befanden, galt es erst allerlei Anfangsschwierigkeiten zu überwinden. Doch bald wurden die Gottesdienste, die im Freien gehalten werden mußten, von 4—500 Farbigen besucht, die Schule zählte 200 Schüler, und im Taufunterricht befanden sich 136 Personen. Ein farbiger Lehrer, Bertse, half beim Unterricht und diente zugleich als Dolmetscher. Da sich weder eine Wohnung für die Missionarsfamilie noch ein Raum für Schule und Gottesdienst vorfand, wurde ein altes Anwesen von einem Ansiedler gekauft und für beide Zwecke eingerichtet. Im Jahre 1901 konnten 123 Seelen getauft werden, und 177 Personen besuchten den Taufunterricht; 1902 fand abermal eine Taufe von 140 Leuten statt, im Taufunterricht verblieben 225, so daß die Gemeinde Ende 1902 schon 575 Glieder zählte, unter ihnen auch 30 Herero.



Kirchbau in Windhut.

Die farbige Gemeinde wuchs also schnell. Da wurde der Bau einer Kirche ein dringendes Bedürfnis. Da die meisten Glieder aber Dienstleute der Weißen und darum zu arm waren, die Kirche aus eigenen Mitteln zu bauen, so mußte die Missionskasse mit einem Zuschuß von 20 000 M. zu Hilfe kommen, um für die Hauptstadt des Landes ein einigermaßen entsprechendes gottesdienstliches Gebäude zu schaffen. Ein Laienbruder, Diehl III, übernahm die Leitung des Baues. Im März 1902 wurde auf einem hohen Kalksteinhügel im Südwesten des Ortes der Grundstein gelegt. Nun begann ein fröhliches Schaffen. Denn die Farbigen, Große wie Kleine, Männer wie

Frauen, halfen beim Bauen fleißig mit. Die Männer formten in der zehn Minuten entfernten Fläche die Steine aus dem weißen Lehm, die Frauen trugen sie auf ihren Köpfen auf den Hügel, die Schulkinder trugen sämtliches Wasser, das zum Bau nötig war, Tag für Tag in leeren Bierflaschen und Blechgefäßen zur Baustelle; Diehl selbst führte mit einigen tüchtigen Handlangern den Bau auf. Es war ein fleißiges Getriebe wie von Ameisen. Ich selbst hatte im Juni 1902 Gelegenheit, es zu beobachten. Wahrlich,



Die Missionskirche in Windhof.

wenn gewisse Weiße immer wieder behaupten, die Eingeborenen seien faul und arbeiteten nicht, so widerlegt dieser Kirchbau von Anfang bis zu Ende solche Rede. Die Kirche mit Turm, wohl die schönste in Hereroland, konnte am 10. Mai 1903 unter reger Beteiligung von seiten der Weißen und in Anwesenheit sämtlicher Missionare, die zur Jahreskonferenz in Windhof versammelt waren, eingeweiht werden. Es war eine erhebende Feier für alle.

Die Gemeinde wächst seitdem schnell, nach afrikanischen Verhältnissen fast zu schnell, weiter. 1903 konnten wieder 135 Erwachsene und 62 Kinder getauft werden, so daß Ende 1903 die Zahl der Gemeindeglieder auf 780

Getaufte, 318 Abendmahlsberechtigte und 350 Schüler gewachsen war. An finanziellen Beiträgen brachte die Gemeinde in den letzten drei Jahren 2417 M. auf, was für arme Dienstleute immerhin viel ist. Die ganze Eingeborenenwerft in Windhuk zählte im Mai 1903 565 Hütten; die Zahl der Bewohner war 2054, die sich aus 913 Bergdamra, 707 Nama, 301 Herero, 119 Bastards, 5 Ovambo, 5 Betschuanen und 5 Buschmännern zusammensetzten. Da Missionar Wandres diese viele Arbeit unter den verschiedenen Farbigen allein nicht gründlich mehr bewältigen konnte, wurde ihm Ende 1903 eine Hülfe in dem jungen Missionar Meier, der sich besonders der Schule und der Herero annehmen soll. Da Windhuk von dem Aufstand fast gar nicht in Mitleidenschaft gezogen wurde, so konnte die Missionsarbeit bis heute ungestört fortgesetzt werden.

Otjofazu.

Am 14. Februar 1869 landete eine Reisegesellschaft von zehn finnischen und zwei rheinischen Missionaren nebst vier Frauen in Balfischbai. Frohen Herzens setzten wir nach einer dreieinhalbmonatlichen Seereise unsere Füße auf den Boden unserer neuen Heimat. Nach einer achttägigen Fahrt mit dem Ochsenwagen, die uns viel Neues kennen zu lernen gab, kamen wir in Otjimbingue an und wurden von Weiß und Schwarz mit Jubel begrüßt. Der siebenjährige Freiheitskampf der Herero war eben beendet; mit neuen Hoffnungen schauten alle in die Zukunft. Mein vorläufiger Bestimmungsort war Neu-Barmen; ich sollte dort Missionar Brincker zur Hülfe sein. Anfang Juni kam ich dort an. Im März 1870 hielt ich meine erste Predigt in der Hererosprache über Matth. 5, 3. Unser Veteran Hahn sandte mir zum Andenken an diesen Tag eine Hererobibel, in die er die Worte Jes. 55, 10. 11 hineingeschrieben hatte. Am 18. Mai 1870 legten Diehl und ich die Station Okahandja an; im September ging ich nach Neu-Barmen zurück, um Brincker zu vertreten; ähnlich ging ich im Jahr 1871 zur Vertretung Hahns nach Otjimbingue.

Währenddes war eine Bitte des Häuptlings Kambazemi an mich gelangt, ihn auf Otjonzondjupa zu besuchen. Das war die Veranlassung zu meiner ersten Reise nach dem Norden, auf der sich meine Kenntnis von Land und Leuten erweiterte. Auf Otjiamongombe predigte ich in der großen Werft des fast hundertjährigen alten Häuptlings Kandjii. Diese Werft und ihre Bewohner machten einen sehr guten Eindruck auf mich. Kandjiis Sohn Tjetjoo sowie dessen Sohn Petrus standen der Mission freundlich gegenüber. Die Leute Kandjiis hielten mich für einen Wahrsager, ovaúke, sie hatten 12 Ochsen verloren, und ich sollte ihnen aus meinem ombuke, Wahrsagebuch — es war meine biblische Geschichte — sagen, wo diese seien. Das Ombuke sollte alles wissen. Auf der Weiterfahrt verloren meine Leute den Weg und die lange Ochsenpeitsche; auch suchten sie meinen Lebensmittelvorrat auf Otjongeama, Löwenplatz, bedenklich heim. Der verlorene Weg, die verlorene Peitsche, der

gestohlene Proviant usw., davon stand freilich für sie nichts in dem Umbufe. Ich kannte damals die verschlagene Art der Herero noch nicht. Von hier aus wollten sie nicht weiter fahren und erzählten mir schauerliche Löwengeschichten; ich aber wollte trotz der frischen Elefanten- und Löwen Spuren nicht rückwärts. Bei Grindirondjiva kamen wir zu der Werst des Häuptlings Kufuri. Auch diese Leute gefielen mir. Sie baten mich, ich möchte als ihr Missionar bei ihnen bleiben. Ich versprach ihnen, ihre Bitte der Konferenz der Missionare vorzulegen. Ich predigte einigemal dort, wurde mit einem Schlachthammel beschenkt, und dann fuhren wir ohne Weg und Steg quer durchs Weideseid, um über Dvifokorero einen offenen Weg nach Dtzozondjupa zu finden. Schon nach zwei Stunden aber saßen wir in dem dichten Dorngebüsch fest und mußten uns mit Beilen einen Weg offen hauen. Nach langem Umherirren kamen wir aber nicht nach Dvifokorero noch auf den Weg nach Dtzozondjupa, sondern nach Dtzikune ins Swakoptal zu dem Häuptling Rahimeimua. Dieser hätte mich am liebsten gleich dort behalten, schenkte mir auch eine Kuh, und meine Leute füllten ihre Bäuche so mit Dickmilch, daß sie wieder nicht weiter wollten. Ich selbst hatte weder Reis noch sonst etwas mehr und ließ mir darum auch die Dickmilch und den wilden Honig schmecken, den man mir brachte. Auch dort predigte ich. Dann kehrten wir um. Auf dem Rückwege kamen wir in eine Herde Dzomburu, Wildbeeste, die uns wie toll verfolgten. So gelangten wir nach Dtzosazu, das ich hier zum erstenmal sah, und schließlich wieder nach Dtzikango zurück.

Diese Reise aber sollte von Entscheidung für mein ganzes Leben werden. Die Konferenz des Jahres 1871 bestimmte mich als Missionar für den Stamm Kufuris. Borerst reiste ich jedoch noch nach Dtzimbingue, wo ich Hahn in der Arbeit in der Gemeinde und am Augustineum half und manches lernte, was mir in meinem späteren Leben sehr zustatten kam. Ende 1871 kamen mit dem jungen Missionar Weiderbeck meine und Missionar Diehls Braut. Sie hatten ausnahmsweise die Vergünstigung erhalten, ein Dampfschiff benutzen zu dürfen. Es hatte 45 Tage von London bis Kapstadt gebraucht, von dort ging uns dann die Nachricht zu, es sei mit Mann und Maus untergegangen. Mit um so froherem Herzen begrüßten wir die Erwarteten Weihnachten 1871 in Walfischbai. Am 21. Januar 1872 feierten Diehl und ich auf Dtzimbingue unsere Hochzeit. Durch Weiderbeckes Kommen aber wurde ich in Dtzimbingue überflüssig. So sollte jetzt der Beschluß meiner Niederlassung bei Kufuri zu seiner Ausführung kommen. Missionar Brincker und ich fuhren herüber, um einen geeigneten Platz für die neue Station zu suchen. Wir fanden deren einige: Dtzizeva, Dtzituezu und Dtzijaenena, bis wir schließlich auf Dtzosazu ankamen. Auf dem schönen Dtzizeva aber wollte Kufuri aus Furcht vor den Nama nicht wohnen. Er erklärte, nirgendwo anders hin als nach Dtzosazu ziehen zu wollen. Darauf

begleitete er uns nach Okahandja und gab dort Maharero und uns das Versprechen, mit seinen Leuten bis an seinen Tod bei dem Missionar wohnen zu wollen.

Mit brennendem Verlangen, daß Zion gebaut werde, Ps. 102, 15—17, hatte ich mich nach der Anlage einer eigenen Station gesehnt. Mein Wunsch und Gebet sollte nun in Erfüllung gehen. Aber nicht nach dem schönen Otjondjupa noch nach Otjizeva und Otjituezu sollte der Weg gehen, wie ich mir eigentlich gewünscht hatte. Für Otjondjupa war die Zeit noch nicht gekommen, und Otjizeva überlebte keine zehn Jahre. Gott führte mich nach Otjosazu, wo ich ihm 31 Jahre lang dienen und meinem Kollegen Diehl in Okahandja gewissermaßen für lange Jahre Handlangerdienste tun durfte. Die Anlage von Otjosazu war ein Vorstoß ins Heidentum des Ostens und Nordens. So habe ich es lernen müssen, nicht auf einem hervorragenden Posten bei großen Hererohäuptlingen, sondern auf bescheidenem Platz bei den Kafirischen und bei Mbanderu meine Arbeit zu haben.

Ich reiste nun gleich nach Otjosazu zurück, um Vorbereitungen für den Hausbau zu treffen. Diehl kam mit Wilhelm Maharero herüber; wir suchten einen geeigneten Platz für die Stationsanlage, und Maharero schenkte das Gelände durch eine Urkunde der Mission. Anfang Oktober machte ich mich mit meiner lieben Frau endgültig von Otjimbingue auf den Weg nach Otjosazu. Unser Wagen war bis obenhin vollgepackt, die vierspännige Eselskarre folgte diesem mit den Hühnern und Tauben und einem Feuerherd, den Beschluß machte eine Anzahl Kühe, Schafe und Ziegen nebst einem Hund. Es war ein stattlicher Zug. Die wunderbaren Bewahrungen Gottes auf dem bösen Wege näher zu beschreiben, dazu fehlt hier der Raum. Genug, wir erfuhren die köstlichen Verheißungen der Tageslosung 2. Mos. 23, 20 und Ps. 32, 8. In Okahandja ließ ich meine liebe Frau vorerst bei Missionar Diehl und fuhr zunächst allein den halbsbrecherischen Weg an dem Kaiser Wilhelmsberg vorbei nach Otjosazu. Am 7. Oktober kam ich dort an, an dem Ort, „den uns der Herr bereitet hatte“.

Otjosazu, 28 km südöstlich von Okahandja gelegen, hat seinen Namen von den roten Ochsen eines alten Herero, der früher dort wohnte, ozosazu = rote Ochsen. Der Platz liegt 115 m höher als Okahandja und 1520 m über dem Meer, 21°, 56' 17" südlicher Breite und 17°, 9' 10" östlicher Länge. Im Westen liegen drei Stunden entfernt drei Spitzkuppen, Ausläufer des Kaiser Wilhelmgebirges; dreiviertel Stunde näher die Ondrohungu, d. h. schwarzen Berge; im Norden der Okamufuta und Okalangoberg, der wegen seiner Dindjes (Feldzwiebel) berühmt ist; im Nordosten die Ausläufer des Auasgebirges mit dem 2¹/₂ Tagereisen entfernten Okonguendje, d. h. Quarzberg und der Wasserscheide Otjozanjati; im Osten der Gebirgsstock von Okandjira mit dem weißen Berg, eine halbe Stunde oberhalb Otjosazu; im Süden endlich das Prinzengebirge. Die Station wurde auf dem rechten

Ufer eines kleinen Flusses angelegt, der im Osten an den Bergen oberhalb Okandjira entspringt und zwei Stunden unterhalb Otjosazu bei Osoferekaze, „der alten geehrten Frau“, in den Swakop mündet. Otjosazu hatte damals eine gute Flußquelle, die eine Viertelstunde weit auslief und auf beiden Ufern reichliches Gartenland und dazu auf dem linken Ufer, besonders bei Okandjira, einen schönen Mimosenwald hatte. Das Weidefeld war gut, die Regenmenge betrug in guten Jahren 350, in schlechten 150 mm. Die Tagestemperatur stieg im Sommer auf 25—35° R im Schatten und 50° in der Sonne; im Winter fiel sie auf 10—15°, ja sie sank in den Nächten bis auf 1—2° Kälte, so daß auch Eisbildung vorkam. Das Klima war gesund und weniger fiebererregend als in Okahandja. Sehr schädlich für den Garten- und Weizenbau war das oft zu frühe Abkommen des Flusses, noch mehr aber die im September und Oktober eintretenden kalten Nächte, die alle Blüten des Weizens, des Weines und der Datteln und Feigen vernichteten. An Wild sowie an Straußen, Leoparden, Hyänen, Wölfen und Schakalen war kein Mangel. Die Straußenherden kamen oft bis in die Fläche des Platzes. Auch an Schlangen fehlte es nicht; die 5—6 m lange Ondara wohnte eine Zeitlang auf den Ondrohungu-Bergen und hielt uns in Schrecken. Im Vergleich zu Okahandja hatte Otjosazu nicht halbsoviel Wasser und Gartenland, aber wegen seiner Außenplätze, Okarupa, Okatumba, Oviombo, Okatjapia und Okandjira, und wegen seiner Omiramba (Flußtäler) eignete es sich doch gut für eine Missionsstation. Die hochmütigen Okahandjaer aber sahen leider diesen Platz wie alle andern Missionsstationen als ihre Ojohambo, d. h. Viehpostenplätze, an. Als wir im Oktober 1872 in Otjosazu ankamen, hatte der Platz außer einigen Ovatjimba, armen Familien, keine Bewohner. Auf Okatumba jedoch wohnte der reiche hundertjährige Häuptling Bingava mit 800 seiner Leute, auf andern Außenplätzen Tjienda, Kamutjimba und ein Teil Mbanderu. Bald jedoch zog Kufuri mit einem Teil seiner Leute und Herden auf den Platz.

Am 14. Oktober legte ich auf dem etwas erhöhten Steintrücken am Flußbett den Grundstein zum Missionshaus. Der Platz war wüste und voller Steine. Nur sechs Kameldornbäumchen standen als Überbleibsel früherer Bewaldung dort. Nun ging es ans Bauen. An 8—12 arme Ovatjimba-frauen trugen die losen Bruchsteine zur Baustelle. Hinten auf der späteren Kirchhofsfläche machte ich mit zehn Leuten die Lehmsteine. Da die Leute solche noch nie gesehen und gemacht hatten, mußte ich sie wie Kinder anlernen. Sie brachten es an einem Tage oft nur zu 200 Steinen. Ich formte dann mit, und wir brachten es zu 1500 an einem Tage. Aber meine Hände, Arme und Füße schwellen in der Sonnenhitze so an und wurden so wund und schmerzhaft, daß ich es wieder aufgeben mußte. Täglich mußte ein Schlachtschaf das Leben lassen, die Leute zu beköstigen. Ich hatte 20

Arbeiter; zwei große Töpfe, die je drei Eimer Wasser faßten, standen jeden Tag auf dem Feuer mit Fleisch und Reis für sie. Eine alte Bergdamrafrau schürte das Feuer und kochte. Die Eselkarre, mit vier Eseln bespannt und von zwei Jungen bedient, fuhr die Lehmsteine und den Lehm herbei. Alle Leute aber wollten beaufsichtigt sein und alle ihre grundlosen Bäuche mit Fleisch füllen. — Ich stellte zuerst nur Wohn- und Schlafstube fertig. Bei den vielen Steinen konnte ich die Mauern bis zur Fensterhöhe von Bruchsteinen mauern, wobei freilich meine Hände so rissen, daß ich nach vierzehn Tagen keine Feder mehr halten konnte. Oft war ich so müde, daß ich abends unausgekleidet und ohne Essen auf den harten Brettern meines Wagens einschliefe, bis mich am Morgen die Esel mit ihrem Geschrei wieder weckten. Überall hinlaufen, rennen, Schlachtvieh kaufen, Kost austheilen, Bäume im Walde suchen, fällen und heranfahen, sie von unverständigen Menschen behauen lassen, Fenster und Türen anfertigen, einsetzen, das alles konnte schon mehr als müde machen. Schließlich fand ich einen Bastard, dem ich meinen Wagen und meine Ochsen anvertrauen konnte, um zwei Wagen voll Riet von Ojimbingue für das Dach zu holen. Das Riet wurde fein gesäubert und mit dünnen Ochsenfellriemen auf die Dachbalken gelegt und festgebunden, Binsen darauf gelegt, sowie eine dicke Schicht Lehm gegen Regen und Sonne, und der Rohbau war unter Dach. Wer nicht selbst eine Station mit eigenen Händen gebaut hat, macht sich schwer eine Vorstellung von all den Mühen, die dabei auf dem Missionar liegen. Wir hatten keine Handwerker noch auch die Geldmittel, wie man sie jetzt hat. Mit 1000 M. mußten wir unsere Häuser herstellen. Da wurden sie schon so einfach wie eben möglich. Die Stubensuren wurden von Lehm gemacht und wie eine Scheunentenne festgetreten und festgestampft und die Wände mit der Kelle abgeputzt. Da alles noch naß und feucht war, ließ ich eine Menge Holz hineintragen und ein Höllefeuer anstecken, das beinahe auch das Dach ergriffen hätte, um alles auszutrocknen. Die Wände wurden darauf mit weißem Lehm gefärbt — Kalk hatten wir noch nicht —, die Fußböden einigemal mit frischem, flüssigem Kuhmist nach Hereroweise schön verschmiert, die Fensterscheiben statt mit Stockfarbe aus einem Gemisch von Mehl, Sand und Leinöl verkittet und endlich die beiden Fenster und Türen eingesetzt. Eine Küche aus Pfählen, Riet, Holz und Binsen, mit Lehm und Kuhmist dicht gemacht, wurde nebst einem Hühnerstall an die Wohnstube angefügt. Dann war meine Kraft zu Ende. Ich lohnte die Leute aus und setzte mich auf den Wagen, um nach Okahandja zu fahren und meine liebe Frau und unsere kleine Emilie, die uns unterdessen geschenkt worden war, in ihr neues Heim einzuführen. Am 18. Dezember zogen wir in unser Häuschen mit seinen zwei Stuben ein. Die eine war die Wohn-, die andere die Schlafstube, beide ohne Möbel und Wandschmuck. Die sinnige Hausfrau schmückte

sie aus, so gut es ging. Eine Anzahl leerer Mehlsäcke wurde aufgetrennt und als Teppiche auf die Fußböden gelegt; in der Wohnstube standen zwei Wagenkisten; die eine wurde mit einem Schaf-, die andere mit einem Ziegenfell bedeckt und meine Bücherkiste mit einem Springbockfell. Meine Frau brachte eine Kommode, und ich selbst fertigte einen Tisch an; acht hölzerne, schwarz angestrichene Stühle, die von Kapstadt gekommen waren, ein Reisestuhl und eine Schwarzwälder Wanduhr vervollständigten die Einrichtung. Es war kein Palast, und doch war es uns in den engen Räumen heimatlich zu Mute, die auch unsere Vorräte an Lebensmitteln aufnehmen mußten. Unser Gebet aber bei unserm Einzug war: „Herr, segne uns und setze uns zum Segen für unsere Umgebung.“ In meiner teuren Emilie hatte mir der Herr eine treue Gehilfin und einen Schatz mit ihrem kindlich reinen Herzen voller Heilandsliebe und voller Liebe zu den Schwarzen geschenkt. An ihr hatte nicht allein ich, sondern auch die Gemeinde eine treue Stütze, eine Mitstreiterin und eine Mitbeterin. Ihren Wahlspruch Ps. 119, 109: „Ich trage meine Seele immer in meinen Händen und vergesse deines Befehles nicht,“ bewahrheitete sie mit Wort und Tat. Nach ihrem äußeren und inneren Wesen war sie ganz wie für die Mission geschaffen. Durch ihr liebevolles, freundliches Wesen eroberte sie sich schnell die Herzen der Leute, denen sie in unermüdlicher Liebe zu dienen wußte. Besonders den Armen wurde sie eine Mutter, und diese hingen mit kindlicher Liebe an ihr bis an ihr Ende.

Wir konnten uns nun während der Regenzeit gemeinsam mit all unsern Kräften der Arbeit an den Leuten widmen. Die reichen Herero und die armen hinzugezogenen Mbanderu waren äußerlich sehr ungleich. In einem Stücke waren sie jedoch alle gleich. Beide waren arm am Leben aus Gott, fern von ihm und tief in heidnische Laster und Sünden versunken. Das Heidentum stand hier noch in seiner vollen Kraft und Blüte. Doch ich habe das schon bei Okahandja beschrieben. Nach und nach kamen 30 Leute, meist Mbanderu, die sich zum Taufunterricht meldeten. Sie hatten meist schon ihre polygamischen Ehen gelöst. Die Herero waren unzugänglicher. Die Gottesdienste wurden im Freien gehalten und gut besucht, selbst Kufuri fehlte fast nie. Die Schule wurde auch im Freien mit 30 Schülern begonnen. Hierbei kam uns Kufuri nicht entgegen, er brauchte seine Kinder zum Hüten seiner Herden. Meine Frau nahm gleich vier Mädchen zur Erziehung ins Haus auf. Die Leute brachten uns selbst diese nackten Geschöpfe und bewiesen uns damit ihr Vertrauen. Der Häuptling Aponda hatte seine Tochter Ndjimui, ein aufgewecktes Kind, meiner Frau schon gleich bei ihrer Ankunft in Djimbingue übergeben. Das war aber eine Geduldsarbeit, diese Kinder an Reinlichkeit, Ordnung und Arbeit zu gewöhnen. — Unsere Abendandachten hielten wir in der Hererosprache, so daß die Taufbewerber daran teilnehmen konnten. Da wurde aber unsere Wohnstube zu enge. Man bedenke dabei

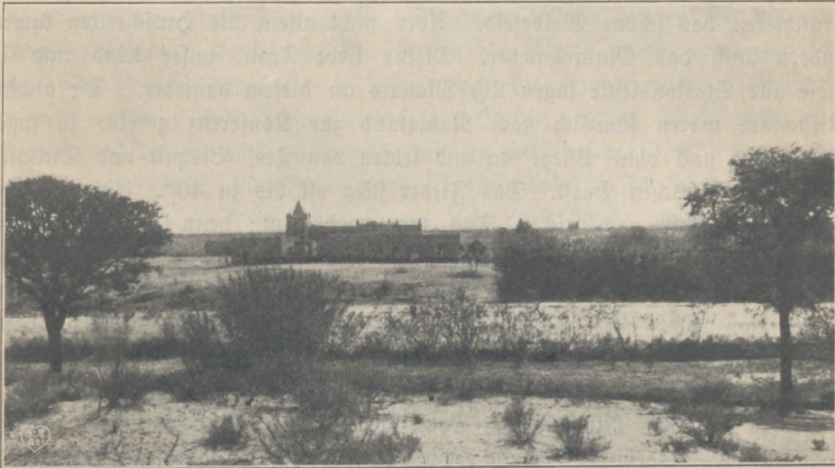
auch, wie unangenehm der Geruch, der von einem Neger ausgeht, für einen Weißen ist. Einzelne zeichnen sich durch eine so starke Ausdünstung aus, daß es im ganzen Hause zu spüren ist, wenn sie nur eben hindurchgehen. Waschen hilft dabei nicht, im Gegenteil, durch das Öffnen der Poren wird der Geruch nur desto ärger. Das mußten wir mit in den Kauf nehmen.

Wir hatten ein gutes Regenjahr; der Fluß kam an zehnmal herunter und bereitete reichliches Saatsfeld für Weizen- und Gartenbau. Ende Maing's ans Säen und Pflügen. Ich mußte die Leute wie kleine Jungen anlehren und ihnen den Weizen säen und den Pflug halten, bis sie endlich eine gerade Furche machen lernten. Waren sich die Leute allein überlassen, dann glich das gepflügte Land einem Felde, das Schweine aufgewühlt haben. Den Saatweizen warfen sie Hände voll aufs Land, so daß es aufkeimte wie die Haare auf der Kaze und nachher erstickte. Die Leute kauften sich Pflüge, Spaten, Beile, Löpfe, Schüsseln und Saatweizen sowie Kleider. Das alles mußte ich für sie kommen lassen, wenn sie sich kleiden und arbeiten sollten. Ich ließ auch eine Dammschaufel kommen, um die überflüssige Erde und Sand wegzuschaffen und schnitt von dem Flußlauf eine Mulde nahe bei unserm Hause ab, indem ich eine Mauer von Bruchsteinen, 4 Fuß dick und 6 Fuß hoch, baute, sie mit Dornpfählen und Erde verstärkte und mit Rietwurzeln bepflanzte. Dadurch gab ich dem Fluß einen graden Lauf. Wir hatten nun einen prächtigen Flußgarten, in den ich Gemüse, Kürbisse, Datteln, Feigen, Weinreben und Syringenbäumchen anpflanzte. Alles gedieh prächtig. Nach der Seite der Werft hin pflanzte ich eine Hecke von türkischen Feigenkaktus, die nachher über zehn Fuß hoch wuchs und eine Unmenge Feigen für die Hungrigen brachte.

Dann wurden wieder Lehmsteine geformt. Denn ich wollte mir jetzt noch eine Küche, eine Vorratsstube, eine Studier- und Fremdenstube sowie einen Wagenschuppen und eine Schreinerwerkstätte bauen. Auch eine Schule, 48 Fuß lang und 14 Fuß breit, mit zwei Stuben wurde gebaut. Das ganze Gehöfte wurde schließlich nebst einem Hofraum hinter und vor dem Hause mit einer Ringmauer eingeschlossen und im Hofe Syringenbäumchen angepflanzt. Das alles kostete viel Mühe und Zeit, zumal ich alle Fenster, Türen und Schulbänke selbst anfertigen mußte. Am 4. Advent 1873 konnte im Beisein unsers lieben Nachbarn Diehl und seiner Frau alles eingeweiht werden. Unser Heim war nun fertig. Es kostete der Mission nur 1000 M., stellte aber einen Wert von 6000 M. vor; es war eben mein Schweiß und meine Kraft mit hineingebaut.

Die Weizenernte im November war gut und brachte den Leuten 50—60 Müd Weizen und uns unser erstes selbstgezogenes und selbstgebackenes Brot. Sie brachte auch Leben auf den Platz. Eine Menge Heiden kamen herein und halfen den Leuten ernten und essen. Tag und

Nacht standen die Kochtöpfe auf dem Feuer, alles hamsterte ein. Die Kinder schnitten Haufen von Ähren ab, rösteten sie und verschlangen sie, selbst den Eseln und Kühen schmeckte der Weizen gut. Am Abend sangen und jubelten die Schnitter und Effer. Alles war in der fröhlichsten Stimmung; denn solche wohlschmeckenden Körner hatten Menschen und Tiere auf Otjosazu noch nie gegessen. Unserm Viehhirten Kambombo, Wanze, wurde während der Ernte ein Kind geboren. Er nannte es „Omboroto jetu jejuva arihe“, Unser tägliches Brot. Unsere Taufbewerber brachten 400 Pfund Weizen im Werte von 100 M. für die Schule als Dankopfer. — Die Herero sind Viehzüchter und das sorgenfreiste Volk von der Welt. Ihre Kühe geben ihnen Milch,



Station Otjosazu.

und das Feld gibt Beeren und Dindjes. Über den Text: „Sorget nicht für den andern Morgen“ hat man nicht nötig, vor ihnen zu predigen. So mitteilksam aber dabei der Herero auch ist, so geizig ist er auch wieder. Um nun ihrer Verschwendung wie ihrem Geiz die rechte Richtung zu geben und sie auch vorforsgen und sparen zu lehren, ließ ich sie ihre Weizenvorräte zu mir bringen und bewahrte sie auf, teilte jedem jede Woche sein bescheiden Teil zu und sorgte dafür, daß noch Saatweizen übrig blieb. Das war freilich oft eine undankbare Liebesmühe, deren ich mich mit all dem Austeilen unterziehen mußte.

Das Jahr 1874 brachte uns Regen und Wasserfluten, wie ich sie nie geahnt hatte. Wolkenbruchartig kam der Fluß herunter, riß den Gartenwall bis auf den Grund fort mit allem, was im Garten stand, und setzte auf den guten Gartenboden eine drei Fuß hohe Sandbank ab. Der Fluß war acht Fuß hoch über seine Ufer getreten, und das ganze Tal glich einer Sintflut.

Alles, was ich retten konnte, waren zwei kleine Maulbeerbäumchen, Wurzelschößlinge von den Maulbeerbäumen auf Dtjimbingue. Auch dort hatte die Flut im alten Missionshausgarten alles mit hinweggenommen. Meine zwei Maulbeerbäumchen aber wuchsen hernach zu prächtigen Bäumchen heran; von ihren Wurzelschößlingen konnte ich noch zehn andere Bäume in unsern Garten anpflanzen, die uns jedes Jahr eine Unmenge Beeren zu Saft und Kompott lieferten. Von ihren Wurzelschößlingen erhielten später alle Missions- und Militärstationen Bäumchen in Menge, und es sind eben all die vielen Maulbeerbäume im Herero- und Namaland Nachkommen der im Jahr 1859 von Missionar Rat gepflanzten Bäume in Dtjimbingue.

Mit dem starken Regen kamen auch die Heuschrecken in Übermengen und vernichteten das schöne Weidefeld. Aber nicht allein die Heuschrecken kamen, sondern auch das Malariafieber. Meine liebe Frau, unser Kind und ich sowie alle Stationsleute lagen 2½ Monate an diesem danieder. Die andern Missionare waren sämtlich nach Namaland zur Konferenz gereist, so lagen wir hilflos und ohne Pflege da und lebten von Tee, Bisquit und Dickmilch gegen den gräßlichen Durst. Das Fieber stieg oft bis zu 40°. Chinin hatten und kannten wir noch nicht. Das war wohl gut; denn der übermäßige, unzeitige Genuß des Chinins erzeugt, wie es sich nachher herausstellte, das bis zum Jahr 1890 nie gekannte Schwarzwasserfieber. Todesfälle kamen auf der Station nicht vor; wir waren aber nachher so entkräftet, daß wir an Stock einhergehen mußten.

Im Jahr 1874 zogen einige getaufte Familien von Dtjimbingue zu uns. In Josaphat Kiarua, dem Sohn des Feldhauptmanns Kiarua, der im Augustineum ausgebildet war, erhielten wir einen tüchtigen Schullehrer. Ostern konnten wir mit Freuden unsere Ndjimui auf den Namen Alwine taufen. Sie war ein außerordentlich aufgewecktes und frommes Mädchen und meiner Frau acht Jahre lang bis zu ihrer Verheiratung mit Josaphat eine treue Stütze. Zu ihrer Taufe waren auch Wilhelm Maharero sowie ihre Eltern herübergekommen. Damit war der Anfang der kleinen Gemeinde gemacht; mit Alwine, meinem Erstling, und den von Dtjimbingue Hergezogenen waren es zehn Getaufte. — Durch die gemeinsamen Leiden aber und den täglichen Umgang lernten wir auch den Charakter der Leute sowie ihre Lebensweise und Sitten immer besser verstehen, und sie selbst faßten Zutrauen zu uns. Wir sollten ihnen eben alles sein und werden und machten es uns zur Regel, sie durch Liebe und Freundlichkeit zu gewinnen. Die Herero sind klug, wo es sich um ihren Vorteil handelt, und unausstehlich in ihrer ewigen Bettelei. Da bedurfte es denn großer Weisheit und Liebe, um sie nicht zurückzustößen, sie aber auch nicht zu verwöhnen. Wer die Herero nicht lieben kann, sollte eigentlich aus ihrem Lande wegbleiben. Die Heiden sind zwar ungezogene Kinder, aber nicht lauter Kinder an Bosheit, sondern am Verständnis.

Sie bedürfen einer liebevollen und doch strengen Erziehung in unendlicher Geduld, die so vielen Deutschen leider nicht eigen ist. Mit der Jugend in der Schule fingen wir die Arbeit an. Lange Monate hindurch hielt ich Kinderjagd in den Werften. Da gab es tausend Entschuldigungen. Dem einen tat der Leib weh, dem andern der Kopf, dem dritten der Fuß, oder sie könnten nicht zur Schule kommen, sie müßten das Vieh hüten. Hatte ich endlich durch gute Worte eine schöne Anzahl Kinder zusammen, dann fing unser gestrenger Josophat, nur ans Befehlen gewöhnt, an zu schlagen. Kaum hatte ich darum den Rücken gewandt, so rannte auch schon der ganze Haufe der Kinder davon mit dem lauten Geschrei: „Mistera me tu zepa,“ der Schullehrer tötet uns. Ich eilte dann in die Werft nach und bat die erregten Eltern, mir ihre Kinder nochmals mitzugeben. Diese folgten mir dann wie zitternde Lämmer. Kaum war ich aber in die Schule wieder eingetreten und hatte den Lehrer ermahnt, er möge doch die Kinder nicht „schlachten“, „zepa“, erzürnte sich dieser abermals: klatsch, klatsch, und unter dem Geschrei: „Mistera me tu zepa“ rannten alle wieder fort. Am andern Tage gelang es mir, die Kinder wieder herbeizuholen. Ich blieb nun in der Schule und sagte zu Josophat: „Lehrer, schlachtest du sie wieder, dann wirfst auch du geschlachtet.“ Das half, und es ging nun besser. Nach und nach lernten die Kinder gehorchen sowie auch lesen und schreiben und besonders singen. Am Singen hatten sie ihre Freude. Der Lehrer ließ zum Beginn der Schule gewöhnlich seine Lieblingslieder singen. „Tji ra toko naku muina,“ Lieblich dunkel, sanft und stille; oder: „Laßt mich gehen, laßt mich gehen,“ und zum Schluß: „Tanga Jehova,“ Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren. Auf dem Heimwege sangen die Kinder im Chor: „Nu njandje tjinene,“ Gesang verschönt das Leben, oder das Vaterlandslied: „Nambano me imburire,“ Jetzt besinge ich das Hereroland, das ich liebe, nach der Melodie: „Was ist des Deutschen Vaterland“. Als die Eltern den Wert der Schule immer mehr erkannten, hatten wir oft hundert Kinder. Unterrichtet wurde nur in der Hererosprache. Im Lesen, Schreiben, Rechnen und Auswendiglernen der biblischen Geschichten, des Katechismus und von Liedern brachten es manche Kinder ebenso weit als manche deutsche Kinder. — Die Abendschule mit den Hirtenjungen und Taufbewerbern hielt ich gewöhnlich selbst. In die Schule, die mit Kerzen erleuchtet war, die ich selbst aus Ziegenfett machte, kamen diese dann herein, mit alten Zeugflittern und Ziegenfellen behangen. Alle grüßten höflich mit dem Ruf: „mooro“, guten Morgen, oder: „gudden dach“, guten Tag; manche standen und gafften, indem sie sagten: „Wie sollen wir den weißen Lehrer grüßen?“ Dann setzten sie sich auf die Bänke und streckten die Beine oben auf die Pulte; andere legten sich auf den Fußboden, den Kopf auf die Ellenbogen stützend, wieder andere zogen die Beine unter dem Leib zusammen, so daß dieser auf den Knien

ruhte. Nach dem Gesang eines Liedes ging es nun ans Buchstabieren und Lautieren. Das schallte, krächte und rasselte durcheinander wie ein Froschkonzert in der Regenzeit, wenn's am Abend stille wird. Beim Buchstabieren hieß es Schlag auf Schlag: „rukua“, noch einmal a, bis zu zehn Malen. Dann gab's eine Pause, wo die Nasen gepuzt und die Kehlen gekrazt wurden, und das Gequate ging mit verstärktem Ton wieder los, bis ihnen



Schuljugend von Ofofazu.

der Schweiß am Körper herunterlief. Daneben wurden ihnen Sprüche vorgesagt, die sie im Chor nachbrüllten, oder ich erzählte ihnen biblische Geschichten und suchte ihr Verständnis für Gottes Wort zu wecken. Am faßlichsten waren ihnen die Geschichten vom guten Hirten, dem verlorenen Schaf oder dem Streit der Hirten Abrahams und Lots. Am Schluß wurde das Vaterunser gemeinsam gebetet. Darauf schrie der ganze Chor mooro, drückte mir die Hand, und hinaus ging es. Solange sie sich noch in der Nähe unsers Hauses befanden, wurde eifrig weiter buchstabiert.

An den Taufbewerbern, die in ihrer Mehrzahl Mbanderu und alte verheiratete Männer und Frauen waren, erlebte ich beides, Freude und Schmerz. Der Mbanderuhäuptling Rahimemua hatte mit seiner Frau dem Heidentum

entsagt und besuchte auch den Unterricht. Seine Schwiegermutter aber lockte ihn unter allerlei Lügen ins Feld hinaus. Dort wurde er mit noch zwölf andern seiner Leute, die auch „zum Worte“ wollten, von diesem Hexenweib, die an ihrem Amulett auch Fingerknöchel von ihren verstorbenen Feinden trug, vergiftet. Unsere Leute holten den schwer Kranken auf die Station zurück, wo er wieder gesund wurde; später fiel er aber doch wieder ins Heidentum zurück. Eine andere Taufbewerberin wurde von ihrem heidnischen Manne erschossen, weil sie nicht vom Worte Gottes ablassen wollte. Eine andere junge Frau, deren Mann nicht wollte, daß sie sich bekehre, steckte sich selbst die Zunge in den Gaumen, um zu ersticken. Ein junger Häuptlingssohn wurde von seinem Bruder mit Gift verfolgt. Er flüchtete sich zu uns auf die Station und besuchte so den Unterricht weiter. Eine junge Heidin entfloh ihrem heidnischen Mann, der schon eine Anzahl Frauen hatte, kam auf die Station und besuchte die Gottesdienste, die Schule und den Unterricht. Eines Tages aber war sie verschwunden. Die Heiden hatten sie über Nacht gebunden, ihr die Kleider vom Leibe gerissen und sie fortgeschleppt. Erst lange Jahre nachher, als ihr polygamistischer Eheherr gestorben war, kam sie zurück und wurde Christin. Unsere frühere Dienstmagd Lotti, als Kind von Missionar Kleinschmidt erzogen und getauft, war an den Bruder des Häuptlings Tjenda auf Ondrohungu verheiratet. Auch ihre älteste Tochter Lydia war getauft. Lotti war abgefallen, sie wollte sich aber bekehren, und wir sollten sie wieder in die Gemeinde aufnehmen. Ihr Mann lag an einer bösen Krankheit daneben, verfaulte buchstäblich bei lebendigem Leibe und starb zuletzt. Ebenso starb dessen Mutter, und Lotti wurde Erbin ihrer heidnischen Kleider. Nach Hererogesez mußte sie nun die Frau Tjendas werden, darüber wurde sie irrsinnig. Auch ihre Tochter wollte Tjenda an einen heidnischen Polygamisten verkuppeln. Ich ging in die Werst und fand die ganze Gesellschaft beim Verlobungs- und Hochzeitsfest. Da machte ich Tjenda Vorstellungen, wie unrecht es sei, daß er die beiden Getauften mit Gewalt ins Heidentum wieder hineinzüge und sagte: „Mukuru, Gott, wird diese einstens von dir fordern.“ Da sprang der sonst gutmütige Heide wie ein Tiger auf mich zu und schrie: „Mukuru u?“, zischte wie eine Schlange: „Oami Mukuru,“ wer ist Gott? Ich bin Gott! Scher dich zur Werst hinaus, oder du wirst fühlen, daß ich „Mukuru omuzen“, ein starker Gott, bin. Traurigen Herzens ging ich nach Hause. Lotti und ihre Tochter waren für immer verloren. — Wir hatten jedoch auch Freude an vielen, besonders an Töchtern und Jünglingen reicher Herero. So sandte uns Kukuri zwölf seiner Kinder in den Unterricht, die uns nur Freude machten. Petrine, die Frau unseres späteren Ältesten Eliphas, das Kind reicher Eltern, hatte um des Wortes Gottes willen viel zu erleiden; sie blieb aber treu und wurde später ein Vorbild für die ganze Gemeinde. — Die Heiden veranstalteten

Opferfeste und geboten ihren Kindern, die in den Unterricht gingen, daran teil zu nehmen. Ein junger Taufbewerber, der sich dessen weigerte, wurde von seiner eigenen Mutter durch Gift aus der Welt geschafft. — Schließlich bauten sich alle Taufbewerber ihre Hütten nahe an der Schule und am Missionshaus und sonderten sich so von den Heidenwerften ab. Sie legten damit den Anfang zu dem spätern Christendorf. Auch kauften sie sich Kleider und Bücher und bestellten fleißig ihre Gärten.

Im August 1875 konnten wir weitere 22 auf Otjosazu taufen. Geschwister Diehl kamen herüber und nahmen an unserer Freude teil. Ein Tauffchmaus bei Rosinenbrot und Kaffee folgte am Nachmittag. Es waren auch einige Gemeindeälteste von Djimbingue und Okahandja gekommen, denn alle Gemeinden nahmen an solchen Tauffesten Anteil. Der treffliche Evangelist Paul hielt dabei eine Rede und sagte: „Unser alter Lehrer Hahn und unsere Mutter, Frau Hahn, haben uns jetzt verlassen. (Büttner war aber schon an seine Stelle getreten.) Wir sind Waisenkinder geworden. Wehe den Kindern, die keine Eltern haben. Wer wird uns nun unsere Hosenkнопfe, wenn sie abbrechen, wieder annähen? Das verstehen die „ovanatje“ noch nicht.“ Er meinte damit die jungen Missionare! Nun, wir haben es doch gelernt, den Leuten die Hosenkнопfe anzunähen, d. h. sie zu lieben, für sie zu streiten und sie zu stützen. Wir lernten es, die Schwarzen zu lieben, nicht, weil sie liebenswürdig waren, sondern wir liebten diese Unliebenswürdigen, um sie liebenswürdig zu machen. Die Liebe war es, die uns zum Lieben trieb. Deshalb waren wir ja auch zu ihnen gekommen, um bei ihnen zu leben, zu leiden und zu sterben.

Doch auch des Leidens gab es das ganze Jahr hindurch viel bei uns, besonders bei meiner lieben Frau, die dem Tode nahe krank lag. Die Wogen der Trübsal gingen oft hoch; dazu wurde der Kampf mit dem Heidentum immer heftiger, so daß ich in mein Tagebuch schrieb: „Hätte mir Gott nicht die Augen verbunden und hätte ich die große, tiefe sittliche Versunkenheit der Leute früher gekannt, so wäre ich schier mutlos geworden.“

„Die Sonne schien auf einen klaren Weiher,
Da regten sich die Tröpflein frei und freier
Und fühlten selig sich vom Licht durchdrungen
Und haben himmelan sich froh emporgeschwungen.
Der Gütige wollte auch dem Sumpf gewähren,
Ein gleiches Glück, — doch fing er an zu gären
Und wandelte voll Grimm in Fluch den Segen
Und warf der Sonne giftigen Dunst entgegen.“ (J. Sturm.)

Ähnlich erging es uns in Otjosazu. Leiden und Freuden wechselten miteinander ab. Der Fluß hatte uns die Weizenernte weggespült. Eins unserer Kindlein starb, auch eine Anzahl Herero. Die englische Protektion machte die Leute unruhig. Dabei aber konnte wieder eine Anzahl Erwachsener getauft

werden, und die Schule wurde für die Gottesdienste zu klein. Eine neue Kirche sollte gebaut werden. Im April 1878 legten wir den Grundstein zu der „Bethlehems-Kirche“. Es sollte eine Kreuzkirche ihrem Stil nach werden. Der englische Resident Palgrave war bei der Grundsteinlegung zugegen. Die Gründungsurkunde der Gemeinde wurde nebst einigen englischen und deutschen Geldstücken in einer Flasche fest versiegelt, nebst Hererobüchern fest in einem Blechfistchen verlötet und in den rechten Eckstein des Turmes eingemauert. Als Herr Palgrave mit einem sinnigen Spruch seine drei wuchtigen Hammerschläge getan, hielt er in der Hererosprache eine Rede an die Leute. Er verglich den Kirchbau mit einem im kalten Winter angesteckten Feuer, an dem sich die Frierenden wärmen wollten. Sie, Christen wie Heiden sollten nun tüchtig Holz herzutragen, damit das Feuer am brennen bleibe; je mehr sie herbeitrügen, je wärmer würden sie werden. Dann hob er die Arbeit der Missionare lobend hervor und legte als erstes Scheit Holz 100 M. auf den Teller. Diese Sprache verstanden die Leute. Kufuri sandte sogleich zehn Schlachtochsen. Die auch noch heidnischen Häuptlinge Maharero, Kiarua, Kavezeri und Rahimemua sandten jeder zwei Schlachtochsen, selbst die ferner wohnenden Häuptlinge Kambazembi, Bingava, Kanaimba, Kavinjoko und Aponda sandten uns Schlachtochsen, Kälbchen nannten sie sie, so daß wir bald 25 Ochsen zusammen hatten.

Die Jahre 1878/79 waren dürre Jahre, wo die Leute ihr Vieh hinaus ins Weidefeld senden mußten. Nichtsdestoweniger ging es frisch an die Arbeit. An 100 000 Lehmsteine mußten gemacht werden. Die Eseljungen fuhren diese mit der Karre herbei, die Leute mit ihren Wagen die Bruchsteine und den Lehm. Ich selbst mauerte mit den geschicktesten Handlangern das Fundament. Später erhielt ich einen Bastard als Maurer gegen hohen Lohn. Er nannte sich den „vornehmsten Maurer“, wohl deshalb, weil er alles schief baute. Mir blieb dabei genug mit dem Aufmauern der vielen Ecken und Fensterbogen zu tun. Die Leute ließ ich die Zwischenräume unter meiner beständigen Aufsicht ausmauern. Die Kirche, 80 Fuß lang, 18 Fuß breit und 20 Fuß hoch, hatte 18 Ecken, vier Türen und elf Fensteröffnungen mit Spitzbogen. Da habe ich oft bis 12 Uhr mittags in der heißen Sonne gearbeitet, um alle sechs Maurer an der Arbeit festzuhalten. Täglich mußte für sie und die übrigen 14 Arbeiter gekocht werden. Eine Hererosfrau bereitete in zwei großen Töpfen das Fleisch, Mehl und Reis zu, und meine liebe Frau teilte die Kost jeden Mittag aus. Auch 35 starke Dornbäume mußten in dem Wald auf Okatjapia gesucht, gefällt und herangefahren werden. Das nahm uns allein schon drei Wochen Zeit weg. Im Jahre 1879 bauten wir die Kirchmauern fertig und zuletzt den 17 Fuß hohen Turm mit Wellblechbedachung. Ein stiller Bastard half mir hieran bauen. Es war ein Stück Arbeit, das meine ganze Kraft in Anspruch nahm. Oft wollte mir der Mut sinken. Die kleine

Gemeinde aber hielt in ihrer Mithülfe wacker aus. Ende März 1880 kam Missionar Judt von Gobabis und verschönerte den Chor inwendig über Altar, Kanzel und Taufstein mit den Sprüchen Apg. Joh. 6, 54; Röm. 10, 17 und Mark. 16, 16 in der Hererosprache in blauer und roter Farbe. Die Gemeinde und die Taufbewerber brachten in Vieh 2295 M. für Anschaffung von Türen und Fenster und den Lohn des Bastards auf. Jeder der schwarzen Helfer erhielt eine Hose oder Jacke oder Hemd zum Geschenk. Die andern Gemeinden so wie



Kirche in Otjofazu.

eine Anzahl Deutscher und Engländer schenkten 1200 M. für Kanzel, Altar und Bänke. Ein Harmonium hatte die Gemeinde schon früher für 450 M. gekauft. In den Turm wurden die schönen Glocken, ein Geschenk des Schniemindschen Missionskindervereins in Elberfeld aus dem Jahr 1874, zu deren Fuß Kaiser Wilhelm I. zwei im französischen Krieg eroberte Kanonen geschenkt hatte, gehängt. Abendmahlsgeseräte und Taufbecken waren ein Geschenk des früher von mir in Elberfeld geleiteten Gesangvereins. Die schönen Altarleuchter waren von den Schwestern meiner Frau und das schöne Kreuzifix von der Gräfin Arnim in Berlin geschenkt. Wandleuchter und die Kreuze

schenkte Herr Gälbich in Djimbingue. So war die Kirche damals die schönste im Land und wohl 10000 M. wert.



Täuflinge in Ojofogun.

Am 18. April 1880 wurde die Kirche eingeweiht und zwar in Anwesenheit aller anderen Missionare, denn absichtlich war unsere jährliche Konferenz für diesmal hierher berufen worden. Der Posaunenchor der Zöglinge des

Augustineums weckte uns am frühen Morgen mit Chorälen. Von der Schule aus setzte sich der Festzug in Bewegung, unsere beiden kleinen Mädchen in Weiß, den Kirchenschlüssel auf einem Samtkissen tragend, voran. Ihnen folgten die zwölf Missionare im Talar mit den heiligen Gefäßen und Büchern. Dann kam ich mit den 43 Katechumenen in weißen Kleidern und darauf die übrige Gemeinde. Die Kirche war mit Blumen und Palmzweigen geschmückt. Sie faßte 500 Leute. Da auch viele Gäste aus andern Gemeinden sowie eine Menge Heiden von auswärts gekommen waren, so mußten viele draußen stehen bleiben. Die weitere Einweihungsfeier übergehe ich hier wie auch die sechs schönen Konferenztage. Am Schluß des Gottesdienstes wurden die 43 Katechumenen getauft und zwei Älteste für ihr Amt eingesegnet. Die Gemeinde zählte damit 124 Getaufte. Die Festkollekte ergab einen Betrag von 265 M. Das waren hohe Freuden- und Segenstage für die Gemeinde. Für die schwarzen Gäste hatte sie ein Festessen bereitet, wozu vier Ochsen ihr Leben hatten lassen müssen.

Zehn Jahre Missionsarbeit lagen hinter mir, was werden die nächsten zehn bringen? Zunächst ging die Arbeit in der alten Weise weiter. Dann legte ich auf den Außenwerften zwei Filialstationen an und setzte zwei tüchtige Gemeindeglieder als Evangelisten dorthin. Meine liebe Frau machte Hausbesuche, begleitete mich auf meinen Predigtreisen oder leitete die Gottesdienste während meiner Abwesenheit. Für die Frauen und Mädchen richtete sie eine Nähsschule ein und mußte oft tagelang Hosen, Jacken und Frauenkleider dafür zuschneiden. Manche lernten auch auf der Nähmaschine nähen. Die schwerste Geduldsarbeit aber blieb für sie die Erziehung der Hereromädchen, deren wir immer 3—4 im Hause hatten. Solange die Kinder noch unter zwölf Jahren waren, ging alles gut. Das unbrauchbarste Geschöpf aber ist und bleibt so ein erwachsenes, heiratslustiges Hereromädchen. Bis sie an einen Mann gebunden sind, sind sie unzuverlässig wie ein loser Bogen. Doch Gottes Wort macht schließlich auch sie bescheiden, fleißig und wandelt sie um. Viele unserer Mädchen sind nachher tüchtige Hausfrauen geworden.

Nach der zehnjährigen Friedensarbeit brach plötzlich im September 1880 das Ungewitter des Krieges herein und drohte alles zu vernichten. Es zeigte sich nun aber doch, daß das Evangelium unter den Herero etwas Gutes geschaffen hatte. Der Krieg begann von seiten der Heiden grausam genug. Dann aber wurde er weit menschlicher geführt als alle Kriege vorher (siehe: Kriege 1880). Viele Grausamkeiten wurden durch den Einfluß der Christen verhütet. Auf Otjosazu wurde manchem Bergdamra und Nama das Leben gerettet. Da wir den Nama nicht trauen konnten, reisten wir Ende Oktober nach Neubarmen, kamen aber dadurch beinahe aus dem Regen in die Traufe; denn nicht gegen Otjosazu, sondern gegen Neubarmen wendete sich die Kriegsmacht der Nama. Nach manchem Schweren und mit dem Verlust fast unsers

sämtlichen Viehes auf Neubarmen kamen wir am Weihnachtsmorgen 1880 wieder in unserm Heim an und hatten die Freude, unsere ersten Weintrauben auf Otjosazu essen zu können. Aus der Gemeinde hatten wir vier Getaufte, unter ihnen den Lehrer Josaphat, als im Kriege gefallen zu betrauern. Windhuk und Otjizeva war zerstört, Neubarmen und Otjondjupa verlassen, Otjosazu war bewahrt und unbehelligt geblieben. Es wurde überhaupt während des ganzen Krieges von keinem Nama betreten, eine gnädige Bewahrung und Gebetserhörnung unseres treuen Gottes.

Im Jahre 1883 ließ sich ein Teil der geflüchteten Gemeinde von Neubarmen, 100 Seelen, unter Salomo Aponda auf Okatumba nieder. Unter diesen waren viele liebe Bekannte für mich, die ich 1870 schon unterrichtet hatte. Okatumba wurde nun Filial von Otjosazu. Ich besuchte die Leute dort jeden zweiten Sonntag mit Gottes Wort. Sie bauten sich eine Rietkirche, die später durch eine Lehmsteinkirche nebst einer Stube für mich ersetzt wurde. Auch stellte ich zwei Älteste und einen Schullehrer dort an; nur die Taufbewerber und Konfirmanden kamen nach Otjosazu zum Unterricht. Die hohen Feste und die Abendmahlstage feierte die kleine Gemeinde mit uns gemeinsam in Otjosazu. Zeitweilig wohnte ich auch ganz auf Okatumba und habe viel Freude, aber auch viel Leid mit den Leuten dort erlebt und getragen.

Im Jahre 1882 hatten wir unsere beiden ältesten Mädchen nach Deutschland zur Erziehung senden müssen. Im Jahr 1883 starb unsere drei Jahre alte Luise. Im Jahre 1887 erbaten wir uns wegen der Krankheit meiner lieben Frau Urlaub nach Hause. Damals aber galt noch die Losung: „Ein Missionar muß auf seinem Posten sterben.“ Das wollten wir auch gar gerne. Wir reisten darum nur nach Kapstadt und erholten uns dort 4½ Monate. Unsere beiden Knaben aber, die wir selbst nach Deutschland zu bringen gedacht hatten, mußten wir dort abgeben. Der Berliner Missions-Superintendent Dr. Kropf und seine Frau nahmen sie während der Seereise unter ihre Obhut. Das war ein harter Abschied, besonders für das nach der Heimat sich sehnende Mutterherz. „Laß uns nun zurückgehen und bei unsern Herero sterben“ sagte meine liebe Frau, und schweren Herzens fuhren wir nach Otjosazu zurück.

Das Jahr 1888 war für uns Missionare besonders schwer. Maharero hatte den deutschen Schutzvertrag wieder aufgesagt und beschuldigte einige Missionare der Feindschaft wider ihn, weil sie ihm geraten hatten, die Vertäge einzugehen. Wir hatten auf Otjosazu von Maharero selbst weniger zu leiden. Aber eine heidnische Gegenpartei schäumte ihren ganzen Haß auch gegen uns aus. Für die Herero war ich als Missionar bestimmt; da ich mich aber auch der Mbanderu im Osten angenommen hatte und die drei Filiale unter diesen oft besuchte, haßten die Herero uns dafür. Das ging meiner lieben Emilie tief zu Herzen. Auf einer schweren Konferenzreise nach Otjimbingue wurde sie krank, nach unserer Rückkehr legte sie sich, um nicht wieder

aufzustehen. Der Schmerz um unsere vier Kinder und um die Herero nagten an ihrem Herzen. In dieser Krankheit träumte ich lebhaft, wie eine große Wasserflut mich von den Meinigen trennte. Ich ahnte, was kommen würde. Am 3. August ging meine treue Frau heim zu ihres Herrn Freude, wohin sie sich so sehnte. Ihr Heimgang aber erschütterte nicht allein mich, sondern auch die ganze Gemeinde, alt und jung. Sie gaben unsern Feinden die Schuld und sagten: „Ihr habt unsere Mutter ins Grab gebracht.“ Ich hatte schon an vielen Totenbetten gestanden, und den herzzerreißenden Totenklagen der Heiden oft mit beigewohnt. Aber das Weinen und Schreien aller auf der Station bei dem Begräbnis, „ihrer innig geliebten Mutter,“ wie die Selige allgemein genannt wurde, übertraf alles, was ich bis dahin erlebt hatte. Tief gebeugt stand ich nun mit meinem jüngsten Töchterchen allein da. Ich durfte aber hernach die Segensspuren sehen, welche die selige Dulderin hinterlassen hatte. Die spätere Bekehrung unsers alten Häuptlings war eine Frucht ihrer unermüdblichen Liebe. Auch viele unserer Widersacher haben sich nachher bekehrt; sie konnten das Bild der Seligen nicht vergessen.

Die Gemeinde hatte sich unterdessen schön entwickelt, sie zählte 275 Getaufte. Im Jahr 1889 konnten nochmals 28 Erwachsene getauft werden. Mit den Christen auf Otatumba zählte sie so nahe an 400 Glieder mit 142 Abendmahlsberechtigten. An 50 Familienväter und -mütter waren kirchlich getraut. Nur 27 Getaufte waren in den 17 Jahren gestorben. Die Schule zählte 150 Schüler. — Nach all dem Schweren aber, welches ich in den 20 Jahren erlebt hatte, bedurfte ich jetzt einer Ausspannung. So reiste ich Ende 1889 mit meiner kleinen Tochter auf eigene Kosten nach Deutschland. Missionar W. Eich verwaltete in meiner Abwesenheit die Gemeinde mit ihren Außenstationen mit aller Treue bis zu meiner Rückkehr im Juni 1890. In der Heimat erfuhr ich bei meinen lieben Verwandten und meinen Kindern sehr viel Liebe. Ruhe und Erholung gibt es jedoch in der Heimat für einen Missionar nicht zu viel. An 60 Mal durfte ich auf Festen und in Vereinen über die Hereromission reden. Im Winter besuchte ich täglich das Krankenhaus in Elberfeld, um meine medizinischen Kenntnisse zu erweitern.

In der Tochter meines hochverehrten Lehrers, Inspektor von Rohden, fand ich eine neue Gehilfin und Mutter für meine verwaisten Kinder. Damit begann ein neuer Abschnitt meines Lebens. Als wir in Otjosazu wieder angekommen waren, lebte sich meine liebe Frau bald in die Sprache und in die Art der Leute ein und gewann sie lieb. Wir bekamen aber gleich harte Proben zu bestehen. Der Einfluß so mancher schlechten weißen Elemente, die unterdes ins Land gekommen waren, machte sich auch auf unserm bis dahin so stillen Otjosazu geltend. Unsere Leute wurden durch sie auffällig und irrem gemacht. Die Diensthoten und die jungen Mädchen machten uns viel Not, indem sie hinter den Soldaten und Händlern herliefen. Auch in manchen

Schullehrer fuhr ein unsauberer Geist. Meine liebe Frau aber wurde bald von schwerem Fieber heimgesucht. — Während einer Konferenzreise setzte Samuel Maharero mit Hülfe des Distriktschefs einen Verwandten Kufuris als Häuptling ein. Kufuri und seine Söhne kamen über dieser Zurücksetzung mit diesem in Streit und zogen weg. So herrschte Unzufriedenheit auf der Station. Wir setzten jedoch alle Kraft ein und besuchten die Leute im Feld. Zu meiner Freude erhielten nun auch die Mbanderu im Nosob in Missionar Lang einen eigenen Missionar und ich einen treuen Mitstreiter im Osten. Im November 1892 konnte ich Missionar Lang in Otjhaenena einführen und ihm gleich das Filial bei Kanangätie samt dem Evangelisten Manasse und 32 Getauften übergeben. Auf Otjosazu bildete sich bald darauf eine Gebets-Gemeinschaft. Sie hielt auf strenge Sittenzucht, kämpfte gegen das Branntweintrinken, schloß unwürdige Glieder von sich aus, hielt in der Woche und jeden Sonntag nach der Predigt Gebetsstunde und wurde zum Segen für die ganze Gemeinde. Für die Evangelisten, Ältesten und Lehrer aller Gemeinden gab ich den „Omuevangeli“, „Evangelisten“ in 70 Exemplaren heraus. Er enthielt Predigttexte, Belehrung und Geschichten und kämpfte und forderte zum Kampfe auf gegen den zunehmenden Branntweingenuß und die zunehmende Unzucht. Doch die Unruhe hielt an. Unter der männlichen Jugend aller Stationen regte sich ein Geist des Ungehorsams und der Frechheit gegen die Eltern und die Missionare. Das Soldatenspielen fing an. Der Oberhäuptling Samuel Maharero ließ dazu auf jedem Platz an jeden Jüngling rote Flitter für die Hüte verteilen. Wir hatten nun nicht nur Witt- und Zwartboois, sondern auch rote Boois, die zu einem gefährlichen Element heranreiften. Es war, als ob mit diesen roten Bändern ein Geist des Aufruhrs in die Jugend gefahren sei. Es wurde exerziert, gesucht, gesoffen und den deutschen Soldaten nachgeäfft. Auch unsere Mädchen wurden von diesem bösen Geist angesteckt. Drei unserer Mädchen, die wir zur Erziehung im Hause hatten, wurden durch lüsterne Weiße verführt und gegen den Willen ihrer Eltern mit ins Feld geschleppt, wo sie nachher starben und verdarben. Der Vater des einen Mädchens, der seine Tochter wiederholen wollte, wurde von einem Händler mit der Flinte bedroht. Zwei andere Händler duellierten sich wegen unserer Anna. Andere Wanderhändler zogen mit ihren Rebsschweibern herum und nisteten sich auf den Filialen ein. Wieder andere schlugen sich die Köpfe vor den Augen der Eingeborenen blutig. Das waren böse Zeiten, die noch einmal böse Früchte tragen sollten.

Im Jahre 1895 konnten wieder 25 Leute aus den Heiden getauft werden. So groß die Freude darüber auch war, so überwog sie doch den Schmerz wegen der Jugend nicht. Ich mußte manchen Jüngling und manches Mädchen von Liturgie und Unterricht ausschließen und hatte zuletzt keinen Konfirmanden mehr außer den Kindern unseres Ältesten Eliphas. Ein Gutes erreichten wir

doch noch. Mit Hilfe des Storeeigentümers gelang es mir, den Branntwein-Ausschank auf Djosazu zu verhindern. Ich spreche dafür hier noch einmal Herrn A. Boigts in Okahandja meinen Dank aus, daß er uns mit dem Ausschank in seinem Store auf Djosazu verschonte und sein mir gegebenes Versprechen treu hielt.



Anna und Hermine. (Dienstmädchen von Missionar Jele.)

Die andern Händler aber nannten Djosazu die Enthaltensamkeits-Herberge. Wir selbst suchten den Leuten mit unserm Beispiel voranzugehen. Weder dem Gouverneur noch Offizieren und Beamten wurde bei ihren Besuchen Wein, Bier usw. angeboten, und Kaffee, Schokolade und Maulbeersaft waren ihnen schließlich ebenso lieb.

In meiner Familie gab es wieder Leid. Meine liebe Frau hatte bei ihrer Pflichttreue vergessen, in dem heißen Klima und bei dem steten

Wechsel der Dienstboten ihre Kräfte zu schonen. Es ging ihr wie so manchen Missionarsfrauen; sie zog sich über der vielen Arbeit ein Leiden zu, das für uns alle sehr schwer zu tragen war, uns aber auch zum Segen wurde.

„Hier nennt man dich eine Bürde,
Droben bist du eine Würde,
Die nicht jedem widerfährt.“

Im Jahre 1895 kam unsere Tochter Maria meiner Frau zu Hilfe, da ging es besser.

Anfang des Jahres 1896 fuhr der kriegerische Geist der roten Boois auch in die Alten. Es erfolgte der schon früher erzählte Aufstand der Rhauas-Hottentotten, in den sich auch der Häuptling der Mbanderu, Rahimemua, und der Verwandte Samuel Mahareros, Nikodemus, mit hineinziehen ließen. Missionar Viehe und mir nebst den besseren Gemeindegliedern gelang es mit großer Mühe, die Kambazembis, die Tjetjooschen und einen Teil der Mbanderu vom Aufstand zurückzuhalten und Nikodemus zur Abgabe seiner Gewehre zu bewegen. Er stellte sich selbst und kam freiwillig nach Okahandja. Ich erwähne dieses deshalb, weil so manche Bücherschreiber diese Tatsachen entstellt haben. Wären Kambazemi und Tjetjoo mit in den Aufstand getreten, so wäre die kleine deutsche Truppe von 150 weißen Soldaten verloren gewesen, und auch Hendrik Witbooi und Samuel Maharero hätten sich zu den Feinden geschlagen. Nur die Werst Rahimemuas auf Omataura, Witoley, beteiligte sich am Aufstand, nicht aber die andern Mbanderu, die unter dem Einfluß der Mission standen.

Den schweren Gerichten des Jahres 1896, dem Aufstand und der Dürre, folgten 1897 und 1898 noch schwerere. Zuerst die Rinderpest, über die ich aus eigener Erfahrung ein Buch schreiben könnte. Vielen reichen Herero, wie Tjetjoo, Kufuri und Omuambo, blieben durch diese kaum 5% ihrer Herden übrig. Die Leute verarmten gänzlich. Binnen sechs Wochen fielen auf Otjofazu von 3000 Stück geimpften Rindern allein 2000. Da den Leuten das Fleisch der an der Pest gefallenen Tiere, wenn sie es in der Sonne trockneten, „die alle Bazillen töte,“ als unschädlich hingestellt wurde, so aßen sie es, wie sie auch sonst alles Fleisch von gefallenem Tieren aßen. Dabei war das Wasser in den Brunnen durch die vielen vergrabenen Kadaver vergiftet. Da trat eine furchtbare Krankheit, wie wir sie ähnlich nie gesehen hatten, Anfang 1898 im ganzen Lande auf. Man faßte diese als eine eigenartige epidemische Malaria auf; denn wir hatten ein starkes Regenjahr gehabt. Bei ähnlichen starken Regen aber, wie z. B. 1874 und 1881, war wohl die Malaria auch heftig aufgetreten, jedoch nicht tödlich. Es wurden nun Unmengen von Chinin verabreicht. Ein Deutscher verbrauchte für seine Leute von diesem Gifte binnen einigen Wochen fünf Pfund. Ein Händler benutzte die Gelegenheit und verkaufte eine Menge Flaschen mit Wasser und 1 g Chinin, die Flasche zu 5 Mark! Das Chinin brachte jedoch die Krankheit nicht zum Stehen und hat am Ende mehr geschadet als genützt. Wie viele Herero infolge des Genusses des verpesteten Fleisches erlagen, konnte bei dem schnellen Sterben und dem gänzlichen Mangel an Ärzten nicht festgestellt werden.

Ohne alle Frage war die Epidemie eine Folge der Rinderpest. Viele hatten getrocknetes Rinderpestfleisch gegessen, ja die Knochen der an der Pest gefallenen Ochsen aus den Massengräbern herausgegraben, sie zerschlagen und

zu Suppe gekocht. Da wurden sie plötzlich krank; furchtbare Kopfschmerzen, Dysenterie, Taubheit, Sprachlosigkeit und hohes Fieber waren die Symptome. Da auch in Transvaal ein ähnliches Massensterben der Menschen nach dem Erlöschen der Kinderpest vorgekommen ist, so ist meine Annahme, um so begründeter. Unaufgeklärt blieb es mir freilich, daß diese furchtbare Seuche fast nur im Flußgebiet des Swatop und Nosjob, nicht aber im Norden des Schutzgebietes auftrat. Dort im Norden trat sonst immer die perniziöse Malaria auf. Nach einer mündlichen Mitteilung des Oberstabsarzt Dr. Kuhne aber trat auf Grootfontein weder diese Menschenseuche noch überhaupt Malaria auf. Dr. Kuhn hatte freilich nach seiner Methode geimpft; um keine Zeit mit den Gallenprüfungen zu verlieren, hatte er alle Gallen ohne Unterschied durcheinander gemischt, mit Hilfe der Eingeborenen die meisten Kinder Kambazembis geimpft und damit die besten Resultate erzielt, die beste Rechtfertigung seiner Methode. Die Kinderpest war übrigens schon von dem Jahre 1897 an unter dem Nachwuchs, den Kälbern, immer wieder aufgetreten und hatte den Eingeborenen und Weißen nicht wenige Verluste gebracht. Schließlich weigerten sie sich, weiter impfen zu lassen. Der Kinderpest folgte das sogenannte Texasfieber, von den Herero Blutsuche genannt, in den Symptomen jener ähnlich. Uns und den Herero war auch dieses nichts Neues. In den Jahren 1881 und 1888 war es auch schon im Osten und bei Otjimbingue aufgetreten. Isolierung der kranken Kinder sowie Desinfizierung und Eingeben einer guten Dosis Stockholmtier hatte es bald zum Verschwinden gebracht, und die Verluste waren gering gewesen. Die Leute hatten auch damals das Fleisch genossen und waren gesund geblieben. In den Jahren 1901 bis 1903 habe ich darum dieses Mittel wieder angewandt und es bewährt erfunden.

Bei den Schafen half uns eine Mischung von Schwefel, Arsenik und Salz vortrefflich. Die Leute genossen auch hier das Fleisch der gefallen Tiere ohne Schaden.

Das Sterben jedoch in der Epidemie des Jahres 1898, von Anfang März bis August, infolge des vergifteten Fleisches, Wassers und der auch vergifteten Milch war furchtbar. In der Gemeinde Otjosazu-Okatumba starben binnen vier Wochen von 420 Getauften 45 Leute. Immerhin noch wenig gegenüber den 400 Heiden, die in unserer Nähe starben. Ich schätze die Zahl der Gestorbenen im ganzen Flußgebiet auf 10 000. Weiße wie Schwarze lagen darnieder. Kein Haus, keine Werft blieb verschont, ganze Werften starben aus. Dabei war die Hungersnot unter den Eingeborenen entsetzlich, viele starben an Entkräftung. Oft war niemand mehr da, um die Toten zu begraben. Auch unser jüngstes Töchterchen starb — infolge der verpesteten Milch. Aus den Missionarsfamilien starb sonst niemand. Ich hatte keine Zeit, mich zu legen, nahm täglich prophylaktisch 1,10 g Chinin und war bei den Haus- und Werftbesuchen immer in Schweiß gebadet. Das erhielt mich gesund. Gleichzeitig herrschte die

Lungenseuche während der Impfzeit wieder auf einigen Viehposten, sie war durch die Gallenimpfung im Jahre 1901 auf die immun sein sollenden Tiere übertragen worden. Sämtliche immunen Tiere mußten nun gegen diese geimpft werden. Das gab wieder empfindliche Verluste. Das Elend und die Not spottete jeder Beschreibung.

Unsern Leuten ging diese ernste Sprache zu Herzen. Ich richtete Gebetsstunden ein, in denen ich sie darauf hinwies, daß Gott uns alle dadurch zur Buße rufe. Da gingen sie in sich. Auch die Liebesgaben der heimatlichen Missionsgemeinde an Reis und Mehl für die Hungernden verfehlten ihre Wirkung auf die Herero nicht. Das Heidentum zerbrach. Totenopfer wurden nicht mehr gebracht. Die heiligen Opferochsen waren von dem Sturm mit weggerafft worden; die Totenklagen verstummten; die Vielehen waren so gut wie ganz durch den Tod aufgelöst.

Eine neue Zeit begann. Die Heiden sahen die Richtigkeit ihres Ahnenkultus ein und kamen zu Hunderten auf die Missionsstationen. Auch Kufuri kam mit dem Rest seiner Leute wieder nach Otjosazu. Eine neue Werft entstand durch seine Söhne, die sich alle zum Unterricht meldeten. Aus unsern Feinden wurden nun unsere Freunde. Die Zahl der Taufbewerber stieg auf 100. Auch auf den Filialen regte es sich. Der Häuptling Kaisera so wie andere Große baten mich um Lehrer und Evangelisten. Auf Olatjapia wurde ein weiteres Filial angelegt. Auf Otjozanjati wurde ein solches vorbereitet. Im Jahr 1900 konnten 98 Seelen getauft werden, unter ihnen Kufuri (und seine Söhne. Der alte 100jährige Häuptling, an dessen Bekehrung ich früher verzweifelt hatte, schickte mir seine Heiligtümer, seinen Opferkorb und heiligen Speer, sowie sein Stammesheiligtum, das Otjija, und bat um die Taufe. Es war eine erhebende Feier in der Werft des Alten, an der die ganze Gemeinde teil nahm; er erhielt den Namen Abraham.

Es folgten nun wieder zwei schwere Jahre, eine Heuschreckenplage, die alles vernichtete, und eine Dürre, wie ich sie nie erlebt hatte. Die Regen fielen spät und wenig, und die Flüsse liefen nicht wie sonst. Das Wasser versiegte nicht allein im Flußbett, sondern auch in unsern zwei 18 Fuß tiefen Brunnen. Wir hatten schließlich jeden Tag nur drei Eimer Wasser. Unsere armdicken Weinreben verdorrten.

Viel Not machten uns nunmehr auch die Leute, wie überall, mit ihrem Kaufen auf Schuld, wozu sie oft gedrängt wurden, bis ihnen dann ihr letztes Stück Vieh mit Gewalt von den Händlern weggenommen wurde. Gleiche Beschwernis machte uns die Reservatsache. Ich hatte, um der Gemeinde ihre Existenz zu erhalten, ein bescheidenes Gebiet von 29 □ km als Weideland für Otjosazu und seine drei Filialen beantragt, erhielt es jedoch nicht. Dafür erhielt ein Händler mitten im Filial Oviombo eine Farm von 10 □ km Weideland. Das erbitterte die Leute sehr.

In den Jahren 1901—1903 konnten noch an 120 Leute aus den Heiden getauft werden. Im Taufunterricht verblieben 100. Die Erweckung hatte überall um sich gegriffen; die Gottesdienste wurden besucht wie nie zuvor; die Schulen zählten 150—200 Schulkinder. Die Zahl der Gemeindeglieder war auf 656 gestiegen, mit 187 Abendmahlsberechtigten. Die Gemeindeleistungen betragen im Jahre 1903: 1853,86 M. In den 31 Jahren ihres Bestehens waren es im ganzen 12000 M. Daneben hatte die Gemeinde eine stattliche Gemeindeherde von 70—80 Stück Großvieh und ein Kapital von nahezu 2000 M.

Wie ersichtlich, war die Gemeinde nur langsam gewachsen. Im Kirchenbuche stehen nur 800 Seelen als Getaufte. Die Ursache hiervon war, daß es mir nicht möglich war, schnell zu taufen. Immer wieder mußte ich mich fragen: „Kannst du die Leute für den Schritt verantwortlich machen, den sie mit der Taufe tun?“ Die Gemeindeältesten und Evangelisten waren auch nicht für schnelles Taufen zu haben. „Die Leute müssen erst wissen, um was es sich handelt,“ sagten sie ganz richtig.

Das Leiden meiner lieben Frau nötigte uns schließlich, im Jahre 1903 in die Heimat zurückzukehren und meine teure Gemeinde und Arbeit zu verlassen. Da ging es ans Abbrechen und im Juni ans Losreißen. Nachdem ich meine Abschiedspredigt über Ps. 103, 1—3 gehalten und in der letzten Gebetsstunde den Leuten Offb. 3, 10 zugerufen hatte, erfolgte der mir unvergeßlich bleibende Abschied, bei dem kein Auge von Heiden wie Christen trocken blieb. Die Gemeinde konnte ich meinem lieben Nachfolger, Missionar Brockmann, den die Leute lieb hatten, mit getrostem Herzen übergeben. Viel Liebe, Gnade und Barmherzigkeit hat mir mein Gott in den 31 Jahren auf Ojsozazu erwiesen: „Herr, ich bin zu geringe aller Treue und Barmherzigkeit, die du an mir getan hast.“ Möge der treue Herr die Gemeinde mit ihren Ältesten und Evangelisten zum Salz, Licht und Segen auch fernerhin sein lassen. Mit diesem Gebet schieden wir von der Stätte, wo wir Gottes Hülfe so reichlich erfahren und sein Nahesein so oft verspürt hatten. — Die Gemeinde trat mit in den Aufstand ein, und Ströme Blutes sind auf den Friedensstätten dort seitdem geflossen.

Otjizeva.

Die fünfte Station, die in den Friedensjahren 1870—1880 angelegt werden konnte, ist Otjizeva. Otjizeva liegt auf der rechten Seite eines Nebenflusses des Swakop, etwa anderthalb Tagereise südlich von Okahandja. Als Missionar Brincker und ich im Juli 1872 auf der Suche nach geeigneten Plätzen für Missionsstationen dort ankamen, gefielen uns die beiden Plätze Unter- und Ober-Otjizeva gut. Das Flussbett stand voll saftigen Grüns und

voll Bergißmeinnicht. Große Wasserteiche und laufende Quellen waren im dichten Schilfrohr verborgen; gutes schwarzes Gartenland für Weizenbau war reichlich vorhanden. Der Platz ist im Süden und Westen durch hohe Berge, im Norden und Osten von etwas ferner liegenden Bergzügen begrenzt. Hier, dachten wir, ist es gut sein, und schnitten drei Kreuze in einen dicken Kameeldornbaum, in dessen Nähe die Station angelegt werden sollte. Der Platz war jedoch unbewohnt, und der Häuptling Kufuri weigerte sich, wie bei Otjofazu erzählt ist, aus Furcht vor den nahe wohnenden Nama, dorthin zu ziehen. Als auf der Friedenskonferenz 1870 sämtlichen unter den Nama als Sklaven wohnenden Herero ihre Freiheit geschenkt wurde, zog eine Anzahl dieser Leute unter ihrem Häuptling Kaeteoavi nach Otjizeva. Missionar Fr. Sich kam im November 1873 als der für sie bestimmte Missionar zu ihnen und wurde mit Freuden aufgenommen. Die Regenzeit war vor der Türe; darum mußte eilig ein kleiner Wohnraum hergestellt werden, wobei der praktische Missionar Schröder von Windhof dem jungen Missionar tüchtig half. Es blieben diesem, der vollends die Sprache der Leute noch nicht beherrschte, damit die übrigen Schwierigkeiten einer neuen Stationsgründung nicht erspart. Er mußte Lehmsteine formen, mauern, bauen, und was alles mit dem Bau einer Station im Anfang zusammenhängt, dazu Schule halten, Kochen und Waschen. Doch wurden Missionshaus und Schulstube allmählich fertig. Es meldeten sich auch eine Anzahl Taufbewerber, und die Gottesdienste wurden fleißig besucht. Da ein Teil der Leute schon in Namaland getauft war, so hatte Missionar Sich gleich eine Gemeinde von 50 Getauften vorgefunden. Die Bewohner von Otjizeva hatten auch arbeiten gelernt, während sie unter den Nama als Knechte lebten; viele hatten ferner ihre Hererositten und -gebräuche abgelegt und dafür die der Nama angenommen. So waren sie schon etwas zivilisiert und die meisten gut gekleidet. Die Arbeit des Missionars fand deshalb hier gleich einen fruchtbareren Boden als auf den anderen Missionsstationen. Nach Verlauf von kaum fünf Jahren findet sich auf Otjizeva eine Gemeinde von 142 Getauften und 45 Abendmahlsberechtigten; die Schule zählt 170 Schüler. Auch eine Außenstation, Otapufa, konnte angelegt werden.

An Leiden fehlte es freilich auch hier nicht. Das Malariafieber sowie böse Augenkrankheiten kehrten oft bei der Missionarsfamilie ein. Doch gab es der Freuden in der Arbeit so manche, daß die Leiden dahinter zurücktraten. Die Gemeinde entwickelte sich schnell weiter, vielleicht zu schnell. Der Bau einer großen Kirche wurde begonnen, jedes Jahr konnten Erwachsene getauft und sogar Missionsfeste gefeiert werden. So war die Gemeinde in hoffnungsvollem Aufblühen begriffen, ihre Zahl stieg auf 165 Seelen, der Kirchbau ging seiner Vollendung entgegen, als im September 1880 der böse Krieg zwischen den Nama und Herero aufs neue ausbrach. Da die Station dem Kriegsfeuer am nächsten lag, so flüchteten die Bewohner des Platzes nach

Dsona bei Okahandja; Sich zog mit seiner Familie nach Neubarmen und bediente sie von da aus. Den Häuptling Raeteoavi konnte er um diese Zeit taufen. Die schweren Kriegsjahre aber setzten der Missionarsfamilie arg zu, Sich selbst erkrankte an einem bösen Halsleiden und mußte schließlich 1884 in der Heimat Genesung suchen. Leider mußte er, ehe er Abschied nahm, es noch mit Schmerzen sehen, wie der Verfall in seiner Gemeinde immer mehr zunahm. Auch der Station hatten die Nama arg mitgespielt, das Wohnhaus ausgeraubt und teilweise zerstört und das Holz des Kirchdachs in Feuer aufgehen lassen. Der indessen neu ins Land gekommene Bruder des Missionars, Wilh. Sich, übernahm 1886 die Pflege der Gemeinde. Im Jahr 1885 zog sich diese wieder nach Dsona und konnte nun von Okahandja aus besser bedient werden, weshalb auch Sich dorthin übersiedelte. Die Gemeinde wuchs nun auch wieder erfreulich und zählte im Jahr 1888 an 196 Getaufte mit 80 Abendmahlsberechtigten, 59 Taufbewerbern und 60 Tagesschülern.

Im Jahr 1889 ging Sich zur Vertretung des Missionars Irle nach Otjosazu. Die Leute kehrten wieder nach Otjizeva zurück, und dieses wurde Filial von Okahandja und von dem tüchtigen Evangelisten Josaphat Kamatoto bedient, der von hier aus s. Z. auch auf der Kolonialausstellung in Berlin war. Sich aber zog nach Irles Rückkehr, 1890, nach dem Norden und legte dort die Station Otjondjupa an. Die Statistik der weiteren Entwicklung der Gemeinde entzieht sich der genaueren Kenntnis, da sie in der von Okahandja mit einbegriffen ist. Die Erweckung im Jahre 1899—1903 trug auch in Otjizeva gute Früchte. Als ich den Platz im Juni 1902 besuchte, fand ich ein recht reges geistliches Leben unter den Leuten. Die Konferenz von 1903 ging deshalb schon mit dem Gedanken um, der Gemeinde wieder einen europäischen Missionar zu geben. Ehe jedoch dieses ausgeführt werden konnte, brach der Aufstand aus und machte allen neuen Plänen auch dort ein Ende.

Otjondjupa (Waterberg).

Ein Jahr etwa nach der Gründung von Otjosazu konnte diese Station angelegt werden.

Wenn der Reisende, der von Swakopmund kommt, sich durch Berge, Täler und Schluchten seinen Weg gebahnt und Otjiamangombe erreicht hat, so sieht er hier, auf einer Höhe von etwa 1800 m nach Norden und Osten schauend, die unabsehbare, fast baumlose Omaheke, das Sandfeld, vor sich liegen. Nur einzelne Berge im Westen, wie die Ombotuzu, die Omatako und der Omatjo, und die im fernen Osten am Horizont auftauchenden Okongava, Okotjingoro, Okongwendje und Omukuatjiuvauoberge sagen ihm, daß diese dort eine Grenze findet. Weit im Norden wird ein zwei Tagereisen langes, von Süden nach Norden sich hinziehendes Tafelgebirge sichtbar. Es ist die Omuveroumie-Gebirgskette, von Otjosazu 190 km entfernt. Die Höhe des

Gebirgsstockes beträgt etwa 1900 m Seehöhe und 300 m über der Ebene. Kommt man von Südoften über Dfire und Dnguahere dem Gebirge auf 46 km nahe, so führt der Weg talabwärts, und man bekommt den Eindruck, als ob hier vor alten Zeiten eine große Flut eine Talrinne von 200 m Tiefe ausgewaschen und das Sandsteingebirge bloßgelegt habe. Das ganze Gebirge besteht nämlich, abweichend von der Granitbildung des übrigen Hererolandes, aus einem Sandsteinplateau, das nach der Ostseite hin in einer fast ununterbrochenen Reihe senkrechter, steilabfallender Felswände, dem sogenannten Kranz endigt, unter dem sich das Gelände terrassenartig in die Ebene herabsenkt. Das obere Plateau ist 2—3 Stunden breit und verläuft im Westen



Die Schlucht am Waterberge.

und Norden in die Ebene. Vom Fuße des Gebirges bis zu dessen steilem senkrechten Kranz liegen verschiedene Terrassen des fruchtbarsten Gartenlandes, von Steingeröll unterbrochen. Dicht oben unter dem Kranze, wo dieser von einer engen Schlucht durchschnitten ist, kommt auf der rechten Seite dieser Schlucht unter einer mächtigen Felsplatte die stärkste, immer fließende Süßwasserquelle von Deutsch-Südwestafrika silberhell hervorgesprudelt. Rings um sie stehen hohe Farrenträuter und alte 100jährige Sykomoren. Von Fels zu Fels, von Terrasse zu Terrasse läuft das Wasser, einen kleinen Bach bildend, in die Ebene hinab, wo sich an 10—20 ha fruchtbaren Landes befinden, das es befeuchtet, um dann etwa nach einer Viertelstunde im Sande zu versiegen. Das ganze Tal ist mit prächtigen Mimosen und Sykomoren bewachsen. Da, wo

das Gebirge einen Halbkreis bildet, liegt die Station Otjondjupa oder Waterberg. Otjondjupa bedeutet Flaschenkürbisse, Milchgefäße mit langem Halse. Ob sich die Phantasie der Herero unter den Kuppen des Kranzes Kürbisse gedacht hat oder ob solche Djonjupa dort gepflanzt wurden, ist nicht ersichtlich. Den Namen Waterberg hat das Gebirge wegen seines Wasserreichtums, da es außer dieser großen noch 15—18 kleinere Quellen an den Abhängen gibt. Den Namen Otjondjupa tragen auch noch andere Berge des Landes, die in ihrer Gestalt ähnlich, mit Regenwassermulden versehen sind. Was die immer mit Dickmilch gefüllten Djonjupa für die Menschen sind, das ist Otjondjupa mit seinen nie versiegenden Quellen für die Tiere. Es ist wohl der schönste, tropisch üppigste und fruchtbarste Platz im Hereroland, der seines gleichen nicht hat.

Otjondjupa war in früheren Jahren ein Tummelplatz der Antilopen und Paviane. Eine Anzahl Bergdamra wohnten wegen des Wildes, von dem sie lebten, oben auf dem Gebirge. Da der Platz nur Süßwasser und keine salzbrackigen Stellen für das Vieh hat, so liebten ihn die Herero nicht als beständigen Wohnsitz. Als Missionar Beiderbecke im November 1873 für den Rambazembistamm, die Dzonquatjindu, bestimmt, dort ankam, war es vorauszu sehen, daß der Platz wegen seines vielen Wassers sehr ungesund sei. Der vielen Termiten in der Fläche halber baute er aber doch sein Haus auf der ersten Terrasse auf der rechten Seite des Baches. Der frühere Kolonist Tamm half ihm beim Bauen. Wegen der nahen Regenzeit kam es jedoch nur zur Fertigstellung zweier notdürftigen Stübchen. Als Rambazembi Vater, wohl über 100 Jahre alt, gestorben war, zog Rambazembi mit seinem starken Stamm nach Otjondjupa und machte es zu seinem Wohnsitz. Rambazembi, einer der reichsten, angesehensten und achtungswertesten Hererohäuptlinge, war von gutmütigem Charakter, ein rechter Priesterkönig seines Volkes, aber auch ein echter Heide. Unter seinen vielen Frauen hatte er auch zwei Schwestern und eine Mutter samt ihrer Stieftochter. Das Heidentum stand hier noch in seiner vollen Blüte. Die Rambazembis sind bis zu sechs Fuß hochgewachsene Gestalten. Man trifft nicht selten überraschend schöne, an Europäer erinnernde Leute mit fast adeligem Benehmen und Anstand unter ihnen an. Freilich stolz sind sie wie alle Herero; dieser Stolz ist aber nichts weiter als das Herero-Ehrgesühl, welches nicht leidet sich wegzuerwerfen oder sich unter jeden Fremden kllavisch zu beugen.

Während der Regenzeit begann Beiderbecke seine Arbeit in der Schule an den Kindern. An 60—70 Herero-, Bergdamra- und Buschmannskinder besuchten diese. Unter ihnen zeichneten sich besonders Rambazembis Kinder durch fleißiges Lernen und gutes Betragen aus. Auch die Gottesdienste wurden gut besucht. Rambazembi selbst fehlte selten. Es war rührend anzusehen, wie der alte Häuptling während der Predigt jedesmal sein jüngstes Söhnchen auf seine

Knie nahm und es ermahnte, aufmerksam auf Gottes Wort zu hören. Er selbst war auch ein aufmerksamer Zuhörer.

Raum hatte Weiderbecke sein Häuschen bezogen, da fielen auch schon die starken Regen in ungeahntem Maße. Es war das Flutenjahr 1874. Nur zu bald sollte der Missionar das tödliche Malariafieber kennen lernen; wochenlang war er hilflos ans Krankenlager gebunden, bis im April Missionar Viehe von Umburo herbeieilte und den schwer Kranken mit auf die Reise zur Konferenz nach Namaland nahm. Es zeigte sich bald, daß diese Luftveränderung heilend wirkte und besser war wie alles Chinin. Als Weiderbecke nach viermonatlicher Abwesenheit zurückkam, fand er die Station leer. Auch Kambazembi war des Fiebers halber von dannen gezogen. Der Missionar besuchte die Leute sogleich im Feld und wurde von den Kindern Kambazembis mit Freude begrüßt. Dieser gab ihren Bitten nach und zog wieder nach Otjondjupa, dessen Bewohnerzahl sich nun sehr mehrte.

Im Halbkreis bauten sich um die Station acht größere und kleinere Hererowerften an. Auch ein Elephantenjäger, Krüger, ein Bastard, mit einer großen Werft Bergdamra, Nama und Buschleute siedelten sich dort an. Daß Otjondjupa ein Platz von großer Wichtigkeit sei, auf dem die Bewohner durch fleißige Gartenarbeit und Weizenbau sich nähren und nicht im Außenfeld Kost zu suchen brauchten, leuchtete allen, auch Kambazembi und seinen Leuten, bald ein. Er wie seine Leute begannen deshalb unter Anleitung des Missionars das Land zu bebauen; sie legten in der Fläche und auf den Terrassen eine Menge Gärten an, säeten Weizen und pflanzten Mais und Kürbisse. Auch kauften sich die Leute Kleider und Gerätschaften. Auch Kambazembi selbst kleidete sich europäisch.

Wie jedoch schon anderswo erzählt, waren seine lieben Ochsen damit nicht einverstanden, wollten ihren Herrn in diesen Kleidern nicht anerkennen, staunten ihn an und liefen vor ihm weg. Kopfschüttelnd sah ihnen Kambazembi nach, zog seine Kleider aus und hing sie auf den Ochsenkraal, um das liebe Rindvieh an den Anblick zu gewöhnen. Diese nahmen jedoch die Kleider auf ihre langen Hörner, rannten wie toll damit ins Gebüsch und ließen den weißen Paradeanzug zerfetzt in den Dornbüschen hängen. Kambazembi zog von da ab nie wieder andere als seine Herero-Fell-Kleider an.

Der Bastard Krüger diente dem Missionar als Dolmetscher bei den Gottesdiensten für die Nama und Bergdamra. Ein Gemeindegeliebter, Paul, zog mit seiner Familie von Otjimbingue herzu und gab den Heiden ein christliches Vorbild. An dem Katecheten und späteren Missionar Baumann erhielt Weiderbecke einen treuen Gehilfen, der sich besonders der Bergdamra annahm.

Nun begann aber auch der Kampf mit dem Heidentum. Die Jugend, besonders eine Anzahl junger Mädchen von Kambazembis Leuten, hatte sich dem Worte angeschlossen und wollte sich bekehren. Sie waren aber meist

schon in ihrer Jugend an Polygamisten verlobt worden und weigerten sich nun der Heirat mit solchen. Da sträubten sich ihre heidnischen Eltern mit aller Gewalt und allen Mitteln, ihre Kinder Christen werden zu lassen. So haben die jungen Leute noch vor ihrer Taufe wegen des Besuches der Gottesdienste viel von ihren Eltern erdulden müssen.

Uiel Not machte den Missionaren auch das rohe Benehmen der Herero gegen die Bergdamra. Da diese armen, von Dindjes, Beeren, Wurzeln, Heuschrecken und Raupen lebenden Menschen nichts weiter hatten, woran sie ihre Augen weiden und ihren Hunger stillen konnten, gaben sie sich ans Stehlen und suchten die Maisgärten der Herero und der Missionare heim; das führte dann zu bösen Zusammenstößen mit den Herero.

Wir hörten schon, wie sich nach und nach eine Anzahl junger Leute zum Taufunterricht meldete und Ernst machte sich zu bekehren und dies den Haß und Zorn der Heiden erregte, so daß sie ihnen alle möglichen Hindernisse in den Weg legten. Einen der hoffnungsvollsten Leute, Kanuomeva, d. h. er trinkt kein Wasser, schafften diese mit Gift aus der Welt. Dieser Mann, ein naher Verwandter Kambazembis und auf dem Platze angesehen, hatte sich dem Missionar besonders angeschlossen und war ihm eine gute Hilfe in der Arbeit. Aber er wurde deshalb von den Heiden besonders gehaßt. Er erklärte ihnen entschieden: „me pandere pu Mukuru, hi mee mu esa.“ Ich bleibe Gott treu und werde ihn nicht lassen. Da brachten diese ihm Gift bei, und ehe der Missionar ihn taufen konnte, starb er. Die Arbeit ging aber doch trotz alles Wüthens der Heiden im Segen weiter. Die Schule füllte sich mit 80 Kindern. Diese hingen an dem Missionar und machten ihm durch ihr Betragen und ihren Fleiß Freude.

Weiderbecke mußte im Jahr 1875 nach Kapstadt reisen, wo er sich mit der Tochter des Missionars Hugo Hahn verheiratete. Als er Anfang 1876 von dort zurückkehrte, fand er die Station abermals leer. Wohl waren noch einige getaufte junge Leute mit dem Ältesten Paul und seiner Familie auf dem Platze, Kambazemi selbst aber wollte mit seinen Leuten nicht wieder zurückkehren. Die dürren Jahre hielten sie auch weiter fern. Baumann mußte auch wegen Krankheit den Platz verlassen. Darüber, daß sich die Missionare auch der Bergdamra angenommen hatten, steigerte sich der Haß der Herero auch gegen Weiderbecke nur noch mehr. Der Kolonist Tamm, der Beschützer der Bergdamra, starb infolge eines unvorsichtigen Schusses ins Schienbein und unrichtiger Behandlung der Wunde. Weiderbecke stand nun allein im Kampfe da. Die Spannung zwischen den Herero und Bergdamra wuchs je länger je mehr. Weiderbecke hatte vier Erwachsene und deren drei Kinder getauft. Die übrigen Glieder der kleinen Gemeinde von 23 Seelen waren hinzugezogene Getaufte anderer Gemeinden. Nur 15 Kinder befanden sich noch in der Schule. Bevor der Krieg im September 1880 ausbrach, war Weiderbecke im

Mai wieder zur Erholung nach Kapstadt gereist. Da fingen die Herero auf der verlassenen Station zu rauben und zu morden an, und die Missionare von Omaruru mußten das Missionseigentum dort wegholen. Die Station



Eine Hereroverft in Friedenszeit.

mußte des Krieges halber zuletzt ganz aufgegeben werden, und Beiderbecke ging 1881 als Pastor an eine deutsche Gemeinde nach Amerika.

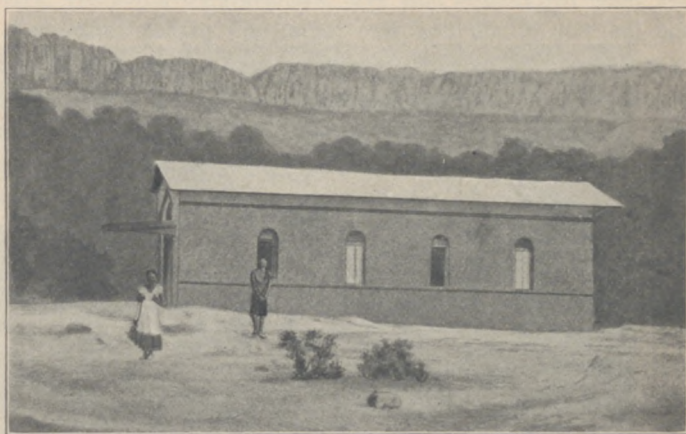
Erst Anfang 1891 besuchte Missionar W. Eich die Rambazembis wieder und fand bei dem Häuptling Entgegenkommen. Damit der Platz uns für die Mission nicht verloren ginge und gleich der Station Windhut nicht auch für

herrenloses Land erklärt würde, besetzte der Missionar am 16. Oktober 1891 die Station wieder. Der tüchtige Evangelist Elia hatte schon längere Zeit unter den Kambazembis vorgearbeitet (vgl. Rhein. Missionschr. Nr. 108), die zerstreuten Getauften gesammelt und mit 20 Taufbewerbern den Unterricht beginnen können; auch waren einige der Leute unterdessen von Missionar Diehl getauft worden, so daß sich nun gleich mit den hinzugezogenen Getauften eine kleine Gemeinde von 67 Seelen sammeln konnte. Elia, nun überflüssig, konnte sogleich eine neue Arbeit auf dem Außenplatze Djiuarongo beginnen. Sich hatte schon vor Ende des Jahres das zerfallene Missionshaus wieder aufgebaut. Kambazembi zog mit seinen Leuten wieder auf den Platz, und der Missionar fand eine reiche Arbeit unter dem Stamm. Kambazembi enthüllte jedoch mehr und mehr seinen heidnischen Charakter und verbot im geheimen seinen Leuten den Besuch der Gottesdienste, nahm auch zu dem Missionar eine unfreundliche Stellung ein, so daß die Gottesdienste schließlich nur noch von den Getauften und Katechumenen besucht wurden. Die Schule füllte sich jedoch wieder mit 67 Schülern und erhielt an David Zeraua, einem Jüngling des Augustineums, einen tüchtigen Lehrer. Es konnten acht Leute aus den Heiden getauft werden, und acht andere Getaufte zogen hinzu, so daß die Gemeinde Ende 1893 83 Getaufte zählte.

Da auch Kambazembi dem Samuel Maharero nicht nachstehen wollte, so verbot er gleich diesem seinen Leuten, Weizen zu säen. Dazu kam die Heuschreckenplage, und die Dürre trieb manche Leute ins Feld, so hatte der Missionar keinen leichten Stand. Auf dem Filial Djiuarongo aber ging die Arbeit des treuen Evangelisten Elia fröhlich voran. Unter den 21 Taufbewerbern dort befanden sich sogar vier Söhne des Häuptlings Kazembinde. Leider kam es zu Streitigkeiten unter den Leuten, wobei drei Männer getötet wurden. Einen Zuwachs erhielt die Gemeinde in dem Filial Otutundu, wo sich 69 Getaufte von den sehr verkommenen Leuten Judas von Omburo niedergelassen hatten (siehe Omburo) und von sich bedient wurden.

Im Jahr 1895 erschien Major Leutwein mit 75 Soldaten in Djozondjupa und nötigte Kambazembi, die Oberherrschaft Samuel Mahareros anzuerkennen. Das hinderte jedoch diesen nicht, eine Bergdamrawerft zu überfallen und zehn Bergdamra zu töten. Die Regierung verlangte die Auslieferung der Mörder und beengte sie auch im Jahre 1897 nach Gaub und Grootfontein hin in ihren Grenzen. Dieses alles erbitterte die Leute und hatte seinen Einfluß auch auf die Missionsarbeit. Später suchten die Kinderpest und Menschenheuche auch diese Station sehr heim. Sich mußte seiner Gesundheit halber Erholung am Kap suchen. Der tüchtige Evangelist Elia war unterdessen in der Fieberepidemie gestorben, ein großer Verlust für die ganze Arbeit dort. Ein anderer Getaufter, Job, der nur kurze Zeit im Augustineum war, trat an seine Stelle. Die Arbeit ging im Segen weiter, aber unter viel

Kampf. In den zehn Jahren ihres Bestehens waren 136 Seelen aus den Heiden getauft worden. Mit den hinzugezogenen und getauften Christenkindern betrug die Zahl der Getauften Ende 1901: 268. Aber der treuen Säemannsarbeit des Missionars in Schule, Gemeinde und auf den Außenstationen sollte nun auch die Ernte folgen. Die Gerichte Gottes hatten auch hier die Leute aufgeweckt. Es meldeten sich viele zum Taufunterricht, der mit 277 Leuten gehalten werden konnte. Zwei weitere Außenstationen, Otjenga und Osire, konnten angelegt und mit Evangelisten besetzt werden. Die Schulen füllten sich mit 200 Schülern. Eine schöne Kirche, die zugleich als Schule dienen sollte, konnte gebaut werden. Kambazembi schenkte der Gemeinde vertragsmäßig das Gartenland an den Quellen, welchen Vertrag jedoch die deutsche Regierung nicht anerkennen wollte. Otjondjupa wurde der Mittelpunkt eines großen Arbeitsgebietes. Neue Filiale, wie Schuameno, Okanzande, Okatjonzombo, Otjituo kamen hinzu und wurden von den



Kirche in Otjondjupa.

Evangelisten Samuel, Hosea und Josaphat Kamatoto, bedient. Die Gemeinde entwickelte sich nun erfreulich, und Gich besuchte überall die Erweckten und kam oft kaum von seiner Ochsenkarre herunter. Mehrere große Tauf feiern konnten gehalten werden. Die Zahl der Taufbewerber füllte sich aber immer wieder und stieg wieder auf 268. Da Gich seiner Instruktion gemäß auch Polygamisten in den Taufunterricht aufnahm und taufte, so kam leider auch Unkraut unter den Weizen.

Als ich im April des Jahres 1901 dort zur Konferenz weilte, habe ich über den Segen staunen müssen, den Gott dem Missionar in den letzten Jahren geschenkt hatte. Die Gemeinde zählte 1902 319 Getaupte, 131 Abendmahlsberechtigte, 259 Taufbewerber, 224 Tages Schüler und 6 Außenstationen mit vier Evangelisten und zwei Ältesten. Auf den Außenstationen hatten sich die Leute Schulen und kleine Kirchen aus eigenen Mitteln gebaut. An finanziellen Beiträgen hatte die Gemeinde in den zwölf Jahren ihres Bestehens 2837 M. aufgebracht.

Rambazembi starb leider Mitte 1903 als Heide. Kurz vor seinem Tode ließ er alle europäischen Kleider und Decken, die er hatte, von seinem Lager entfernen und sich mit feinen heidnischen Fellen bedecken. Er wollte als ein Herero sterben. Die Gemeinde wurde Anfang 1904 gleich allen andern Gemeinden mit in den Aufstand hineingezogen und nach dem Gefecht im August 1904 zerstreut und in die Omaheke getrieben, wo viele umkamen.

Die schöne, gesegnete Arbeit ist durch den Aufstand vernichtet worden, nicht ohne Schuld leider der Schwarzen wie der dort wohnenden weißen Händler. Den Leuten wurde wie überall eine Menge Sachen auf Schuld gegeben. „Im Januar 1903 hatten die dort wohnenden Händler bei Rambazembi und den umliegenden Werften mit aller Energie und Rücksichtslosigkeit die Schulden eingetrieben und die ansehnliche Summe von 20 000 M. an



Häuser eingeborner Christen in Otjondjupa.

Vieh eingebracht.“ Aus Anlaß dessen kam es zwischen Rambazembi, der für die Schulden seiner Angehörigen Zahlung hatte leisten müssen, und einigen Viehpostenhaltern zu ernstern Streitigkeiten. Rambazembi nahm den Leuten mit Gewalt ihr Vieh weg. All diese Dinge erfüllten diese mit solchem Haß gegen die Händler, daß sie Rache übten und Anfang Januar 1904 eine Anzahl schuldiger und unschuldiger Händler ermordeten.

Omburo.

Omburo ist die achte Hererostation. Der Grund zu ihr wurde im Jahr 1876, am 16. Mai, von Missionar Dannert gelegt.

Als Missionar Viehe, Weiderbecke und ich den Platz, der uns als einer der besten und schönsten geschildert worden war, einige Jahre vorher besichtigten, fanden wir zwar nicht die gehoffte Schönheit, wohl aber, daß sich der Platz für eine Missionsstation als Bindeglied zwischen Omaruru und dem

200 km entfernten Dtzjondjupa gut eigne. Der Name Umburo bezeichnet einen Platz, der eine stark ausfließende, unversiegbare Quelle hat. Diese befindet sich in dem Zusammenfluß des Dmaruruflusses mit dem von Osten kommenden Djomukuru, eine Viertelstunde oberhalb der Station. Die alten Herero behaupteten, daß die Quelle, die heiß und schwefelhaltig ist, in alten Zeiten bis nach Dmaruru hin gelaufen sei. Die Station liegt etwa 6½ Stunden nordöstlich von Dmaruru auf der linken Seite des Flusses; sie hat weniger Bäume als Garten- und Weizenland, vorwiegend aber gutes Weideland.

Der Häuptling Tjiharine, der in der Nähe wohnte, hatte um einen Missionar gebeten. Missionar Dannert wurde von diesen noch tief im Heidentum lebenden Leuten, freundlich aufgenommen. Der Bau der Station sowie der Kampf mit dem Heidentum vollzog sich darauf auch hier ähnlich wie auf den andern Stationen. Mit Dannerts Einzug erhielt die Station, die anfangs dünn bevölkert war, an dem Stamm der Dvamungunda mit den Häuptlingen Juda und Salomo bedeutenden Zuwachs. Einige dieser Leute waren, wie ihre Häuptlinge, bereits in Dtzjimbique getauft worden, sodaß Dannert gleich eine kleine Christengemeinde von 29 Getauften hatte. Unter diesen befand sich der tüchtige Gemeindeälteste und Evangelist Salomo, ein in Wort und Wandel bewährter, bei Schwarzen und Weißen in hohem Ansehen stehender Mann. Er war einer der hervorragendsten und tüchtigsten Getauften jener Zeit, eine besondere Stütze der kleinen Gemeinde und ein treuer Mitarbeiter des Missionars. An ihm hatte, wie ein Missionar bezeugt, das Wort Gottes seine neu gestaltende Kraft voll und ganz bewiesen. Wie er in seiner äußern Erscheinung und in seinem Handeln ein ganzer Mann war, so war er bezüglich seines innern Lebens auch ein ganzer Christ. Sein Christentum war ein gediegenes, lauterer und wurde solches immer mehr in der Schule der Trübsal, in welcher er sich befand. Seine Ehe war nämlich keine glückliche, da seine Frau nicht mit ihm eines Sinnes war und ihm viel Herzeleid machte. Daran hat er lange Jahre zu tragen gehabt, bis daß der Herr seine Gebete erhörte und seine Frau andern Sinnes wurde. Seit ihm diese große Freude zu teil geworden, war auch sein Familienleben vorbildlich für die ganze Gemeinde. Er hatte tüchtig was gelernt und sprach Herero, Nama und Holländisch, letzteres wirklich gut, weshalb er auch ein gesuchter und geschätzter Vermittler in Streitigkeiten zwischen Herero und Weißen war, zumal ihm seine Gerechtigkeit auch bei den Europäern allgemeine Achtung erwarb. Auch den Europäern gegenüber schämte er sich durchaus nicht, sein Christentum frei zu bekennen, und wußte dasselbe auch ihnen gegenüber, wo es galt, mit Geschick zu verteidigen. So rief ihm bei einer Reise nach dem Kap unterwegs auf dem Schiffe, als er seekrank wurde, der Schiffskoch spottend zu: „Salomo, du mußt nicht so viel beten, dann hören deine Leibschrmerzen auf.“ — er hatte nämlich

unbekümmert um seine Umgebung morgens und abends seine Andacht gehalten. Salomo antwortete darauf: „Ich wollte mich freuen, wenn ich so beten könnte, daß ich Leibschmerzen davon bekäme.“

Die kleine Gemeinde entwickelte sich erfreulich. Im März 1878 konnte die Schule, die zugleich als Kirche dienen sollte, eingeweiht werden. Die Gemeinde hatte sie aus eigenen Mitteln gebaut. Im folgenden Monat taufte Dannert seine acht Erstlinge, so daß die Gemeinde jetzt 40 Glieder zählte. Die Gottesdienste sowie der Taufunterricht und die Schule wurden fleißig besucht. Auch im äußeren nahm die Station einen erfreulichen Aufschwung. Die Leute bauten sich bessere Häuser, machten Gärten und säeten Weizen. Aber der oft zu früh herabkommende Fluß, der Frost und die Dürre vernichteten auch hier oft die hoffnungsvollsten Ernten.

Als ein Hindernis für die ganze Arbeit zeigte sich gleich von Anfang die verschiedenartige Bevölkerung der Station. Zwischen den früheren Bewohnern des Platzes, den Ovatjipuna, und den hinzugezogenen Ovamungunda entstanden Streitigkeiten wegen des bebaubaren Landes. Tjiharine nahm nicht nur das Vorrecht über den Platz in Anspruch, sondern wollte sich auch die Herrschaft über die Ovamungunda anmaßen.

Als der Krieg im Jahre 1880 ausbrach, wurde die Station selbst zwar von Überfällen verschont, aber die Gemeindeglieder mußten gegen die Zwartbooi Heeresfolge leisten. In einem Gefecht bei Ubib, im Februar 1881, fiel leider der treffliche Salomo nebst andern hoffnungsvollen Getauften. Dannert rief ihm nach: „Es ist gut, daß wir den Verlust, welchen sein Tod unserm Werke gebracht hat, gar nicht zu berechnen vermögen, wir würden uns sonst über denselben gar nicht trösten können. Der Herr allein weiß, wie vielen er durch seinen Wandel und durch seine Ermahnungen, die er in aller Stille ausrichtete, zum Segen geworden ist. Salomo ist für einen großen Teil der Gemeinde zu Ojimbingue sowie für die ganze Gemeinde hier auf Omburo der anziehende Magnet gewesen, durch ihn sind die jetzigen Gemeindeglieder meist aus den Heiden herausgeholt, um ihn haben sie sich zunächst gesammelt. Nach dieser Seite hin werde ich ihn am meisten entbehren. Ja, ich bin überzeugt davon, Salomo ist bei dem Herrn, wir werden ihn einst in den Reihen der Seligen wiederfinden; nur diese Gewißheit kann mich einigermaßen über den schweren Verlust trösten, obwohl sich erst nach und nach wird erkennen lassen, was ich, was unsere Gemeinde, ja was unser ganzes Volk an ihm verloren hat. Er war, so weit ein Mensch es beurteilen kann, wohl der gediegenste unter unsern Hererochristen.“ Mit ihm war die Hauptstütze der Gemeinde und des Platzes dahin.

Auch ein anderer Häuptling der Ovamungunda, namens Kakunekuao, war gefallen. Der Getaufte Juda trat wohl durch seine bürgerliche Stellung und als Gemeindeglieder an Salomos Stelle, er konnte jedoch diesen in keiner

Weise ersehen. Mit Salomos Hinscheiden hatte der Stamm überhaupt seinen Halt verloren, die Leute zerplitterten sich und zogen teilweise von der Station weg, und bei den zurückgebliebenen fand sich nicht mehr dieselbe Hinneigung zum Evangelium wie bisher. Obwohl Dannert im Jahr 1882 wieder 19 Personen taufen konnte, so daß die Gemeinde über 80 Glieder zählte, so erhob sich doch die Frage, ob man die Station wegen der wenigen Leute auf die Dauer werde aufrecht erhalten können? Die Arbeit ging jedoch weiter. Die Gottesdienste, der Taufunterricht, die Schule und die Bibelstunden wurden gut besucht. Die Kriegenot, die Dürre, die öfteren Wasserfluten und Nachtfürste, welche die Ernten immer wieder vernichteten; die Termiten, die dem Missionar während einer Reise seine Kleider im Kleiderschrank, seine Bücher und seine Lebensmittel fast vernichtet hatten, machten ihm weniger Schmerzen als der innere Stand der Gemeinde. Mit dem geistlichen Leben wollte es, trotz des guten Kirchenbesuchs nicht recht vorangehen. Manche sanken wieder in ihr altes heidnisches Wesen zurück, und der Gemeindeälteste Juda lehnte sich in frecher Weise gegen seinen Missionar auf. Doch gab es auch immer wieder Lichtblicke und manche Beweise von aufrichtiger Demütigung und Buße seitens der Verirrten. Reibereien zwischen den beiden Stämmen kamen weniger vor als im Anfang.

Im Mai 1885 tagte in Umburo die Konferenz der Missionare. Die Gemeinde erhielt in demselben Jahr einen Schullehrer in dem Jüngling des Augustineums Samuel, das geistliche Leben hob sich wieder in so erfreulicher Weise, daß Dannert keine Ursache hatte, in der immerhin schweren Arbeit unter diesen so verschiedenen Volksstämmen entmutigt zu werden. Bevor er im Mai 1887 die Gemeinde verlassen mußte, um die Station Omaruru zu verwalten, hatte er noch die Freude, weitere 29 Seelen aus den Heiden taufen zu können. Er konnte nach elf Jahre langer, mühevoller Arbeit auf eine Gemeinde von 112 Getauften mit 50 Abendmahlsberechtigten zurückgehen. Dannert besuchte nun von Omaruru aus die Gemeinde fleißig. Im Jahre 1889 wurde der Schullehrer Traugott als Evangelist dort angestellt, und Anfang Juni 1890 erhielt die Gemeinde in Bernsmann wieder einen eigenen Missionar. Das Gemeindeleben nahm infolge einer Erweckung einen neuen Aufschwung. Der Taufunterricht wurde von 70 Leuten besucht, unter denen auch die Frau und einige Töchter des Häuptlings Tjiharine waren. Im Oktober konnten wieder 35 Leute aus den Heiden getauft werden.

Leider begann nun auch die alte Eifersucht wieder zwischen Tjiharine und Juda, die schließlich zu einem erbitterten Kampf und Blutvergießen ausartete. Juda zog mit einem Teil seiner Leute, 72 Gemeindegliedern, Ende 1891 von der Station weg ins Feld. Er nahm sich noch eine zweite Frau und mußte aus der Gemeinde ausgeschlossen werden. Während einer Reise Bernsmanns nach Ovamboland und Walfischbai raubten sich beide Häupt-

linge gegenseitig Vieh. Alle Bemühungen seitens des Missionars und Samuel Mahareros, die Leute zum Frieden zu bewegen, waren vergeblich. Auch der Lehrer Traugott zog mit einigen 27 Getauften nach Otjosembona am Khanfluß; andere 21 zogen ins Feld oder zu andern Gemeinden. Tjiharine wurde von der Influenza hinweggerafft, aber der Streit wurde mit ihm nicht begraben. Auf Omburo blieben von den 156 Getauften nur noch 36 nebst 46 Taufbewerbern übrig. Diese waren meist junge Leute und für ihren Lebensunterhalt ganz abhängig von ihren heidnischen Eltern. Von ihnen machte Friedrich, der älteste Sohn Tjiharines, dem Missionar Freude; er wurde später vom Gouverneur Leutwein als Häuptling anerkannt.

Mit den zurückgebliebenen Taufbewerbern konnte der Unterricht wieder begonnen werden; aber zwischen den Ovamungunda und Ovatjipuna'schen Leuten kam es Anfang 1893 wieder zu einem Gefecht im Felde, wobei drei Männer von den letzteren getötet wurden. Endlich kam es durch Vermittlung Samuel Mahareros zu einem Waffenstillstand. Juda zog mit seinen Leuten nach Otutundu und Okomaja und wurde der Fürsorge des Missionars sich von Otjondjupa unterstellt. Als ich die Leute Ende des Jahres 1895 auf Okomaja besuchte, hatten sie sich nochmals in zwei Teile gespalten und machten einen traurigen Eindruck. Die Arbeit auf Omburo ging nun in Frieden weiter, auf Otjombonde konnte ein Filial angelegt und der Evangelist Gabriel dort angestellt werden. Bernsmann konnte wieder 21 Erwachsene und drei Kinder aus den Heiden taufen. Auf den beiden Filialstationen befanden sich mit einigen Hinzugezogenen 46 Getaufte.

Leider mußte Bernsmann krankheits halber Ende 1895 nach Deutschland reisen, während dieser Zeit bediente der Evangelist Titus Guarata die Gemeinde. Als Bernsmann im Juni 1898 in Omburo wieder ankam, fand er die Station fast menschenleer und die Gebäude in trostlosem Zustand. Die Rinderpest hatte Neunzehntel des Viehbestandes der Leute und die Pestepidemie 131 Menschen dahingerafft. Auch Bernsmann und seine Frau lagen an dieser Epidemie acht Wochen schwerkrank darnieder, so daß alle Arbeit ruhte. Durch diese schweren Gerichte Gottes waren aber auch die Herero aufgeweckt worden. Es meldeten sich gleich 64 Leute zum Taufunterricht, und die Zahl der Getauften stieg im Jahre 1900 von 88 auf 115 Seelen. Unter der treuen und aufopfernden Pflege des kranken Missionars entwickelte sich die Gemeinde in den folgenden Jahren wieder sehr günstig. An 110 Taufbewerber besuchten den Unterricht, tüchtige Gemeindeälteste konnten eingesetzt werden, die Arbeit ging im Segen voran. Da traf den Missionar im Jahre 1901 ein sehr schwerer Schlag. Seine treue Frau und Pflegerin starb plötzlich am Fieber auf der Konferenzreise nach Otjondjupa am 24. April, eine Tagereise von dieser Station entfernt. Das gab ein trauriges Wiedersehen mit dem schwer-

geprüften, aber doch getrösteten Bruder, dessen Tochter nun zu seiner Hülfe von Europa herüberkam.

Auch auf der Station hatte Bernsmann manchen Schmerz an den Getauften. Der junge Häuptling Friedrich schloß sich mit noch einigen Getauften von der Gemeinde ab. Auf den drei Filialen jedoch ging die Arbeit fröhlich voran; eine Menge Tauffschüler fand sich dort ein, ihre Zahl betrug 143. Eine Anzahl von diesen konnte getauft werden, und 27 Getaufte von andern Stationen zogen herzu, sodaß die Zahl der Getauften im Jahr 1903 auf 203 stieg. Die Zahl der Tageseschüler betrug 170. Alles berechnete zu den schönsten Hoffnungen.

Leider machte der Aufstand im Januar 1904 auch dieser segensreichen Arbeit ein plötzliches Ende. Bernsmann mußte durch schwere Stunden hindurch. Einige Aufständische und abgefallene Christen zogen einen Weißen, den der energische Missionar in seinem Schlafzimmer verborgen hatte und schließlich unter Gefahr seines eigenen Lebens mit seinem Körper deckte, heraus vor das Missionshaus und schlugen ihn dort mit ihren Keulen tot, während Bernsmann in seiner Stube auf seinen Knien zu Gott um Hülfe schrie. Dann mußte er die Station mit blutendem Herzen verlassen. Die Gemeinde zerstreute sich in alle Winde. Finanziell hatte sie seit ihrem Bestehen an 2000 M. aufgebracht.

Otjhaenena.

Wenden wir uns nun zu den Mbanderu und Tjetjoos im Osten, im Gebiet des Nosob. Die Mbanderu hatten schon oft um einen Missionar gebeten. Bei meinen vielen Besuchen bei ihnen gelang es, in den Jahren 1880—1883, zwei Evangelisten bei Rahimemua und Kanangatie zu stationieren. Eine Anzahl Leute von den Rahimemuas konnte auch getauft werden. Unter ihnen befand sich Rahimemuas Bruder und einige Söhne und Töchter von ihm. Im Jahr 1889 bat der alte Häuptling nochmals ernstlich um einen Missionar und gab mir als Zeichen seiner Aufrichtigkeit sein kostbares Armband. Da die Mbanderu sehr zahlreich waren, die Entfernungen aber für mich zu weit, um erfolgreich unter ihnen wirken zu können, wurde Missionar Lang im Jahr 1890 für sie ausgesandt. Nachdem dieser sich mit der Sprache auf Otjosazu bekannt gemacht hatte, reisten wir im August 1892 nach dem Nosob, um einen Stationsplatz für die Rahimemua'schen auszusuchen. Rahimemua, den wir auf Otjohangue am schwarzen Nosob fanden, reiste mit uns nach Otjhaenena am weißen Nosob. Viel Auswahl an guten Plätzen gab es dort nicht, so daß wir bei Otjhaenena bleiben mußten. Dieser Platz liegt 125 km südöstlich von Otjosazu und 109 km nordöstlich von Windhut, 1585 m über dem Meeresspiegel. Der Name bedeutet einen großen Platz: „Die Menschen reichen nicht hin, ihn zu bewohnen.“ An sich hat der Ort keine Waldung noch eine fließende Quelle, wohl aber Grundwasser genug und

gutes Gartenland. Die Fläche ist breit und lang und ohne Berge in der Nähe. Der Nosob selbst hat sehr wenig Gefälle und kein Land für Weizen-



Kahimemua und Frau.

bau. Wegen der nahe dabei liegenden Plätze Drumbo, Okahua, Dmunjereke und Okatumba war Otjihaenena für eine Station sehr geeignet.

Im November 1892 zog Missionar Lang nach dort und erbaute die Station auf dem linken Ufer des weißen Nosob. Er wurde von den Leuten freundlich aufgenommen, und mein Gebet und Wunsch, daß diese Leute mit

denen ich schon so oft zu tun gehabt hatte, einen eigenen Missionar bekommen möchten, war nun erfüllt. Die Anlage der Station mit den vielen äußeren Arbeiten vollzog sich wie auf den andern Stationen; ein Schulgebäude, das zugleich auch für die Gottesdienste dienen sollte, wurde bald dazu errichtet, so daß Schule und Kirche geordnet gehalten werden konnten. Die Mbanderu hatten unter den Nama viele ihrer heidnischen Gebräuche abgelegt und waren nicht so im Heidentum erstarrt als die Herero, sie kamen bald zum Worte. Wohl die meisten hatten Gottes Wort schon auf Otjikango und Otjozazu gehört. Zwei Filialstationen mit zwei Evangelisten fand also Lang schon vor, so daß er gleich eine kleine Gemeinde von 36 Getauften hatte. Dann aber hatte er dort ein großes, aber auch besonders schweres Arbeitsfeld. Das Herz der Mbanderu glich dem steinigten Boden Matth. 13, 20. 21. Dazu wurde die Arbeit besonders auch dadurch sehr erschwert, daß die Gemüter von Mißtrauen gegen die deutsche Regierung erfüllt waren. Die Leute wurden von den vielen Ansiedlern dort und der Siedlungsgesellschaft eingeengt, der südliche Teil des Nosob, das beste Weideland, wurde ihnen abgesprochen, auch auf Okahua im Norden wurde ihnen das Land streitig gemacht. So sahen sie sich nach allen Seiten zurückgedrängt. Im Jahre 1895 kam noch hinzu, daß die Mbanderu unter Rahimemua dem Hererohäuptling Nikodemus unterstellt wurden. Es ist schon erzählt, wie beide, Nikodemus und Rahimemua, im Jahre 1896 eine drohende Stellung gegen die Regierung einnahmen, in den Aufstand traten, besiegt und im September 1896 in Okahandja als Rebellen erschossen wurden. Das alles wirkte auf die Missionsarbeit sehr ungünstig ein. Die Kinderpest im Jahre 1897 räumte auch dort unter den Herden der Leute gewaltig auf, Armut und Hunger waren die Folge. Ihres Häuptlings beraubt, waren die Leute ohne Stütze und Halt und zersplitterten sich. Die Pestepidemie unter den Menschen machte 1898 das Maß des Elends voll. Unzählige starben im Felde an ihr oder an Hunger. Diese schweren Gerichte weckten jedoch auch hier die Leute auf, und es entstand ein Fragen und Suchen nach Gottes Wort wie nie zuvor. Die Gottesdienste füllten sich. Eine ganze Anzahl meldete sich zum Taufunterricht, die Schule wurde von 130 Schülern besucht, zwei neue Filiale konnten bei den Großleuten des Omuambo, Kaijata und Mbararatjo, auf Okatumba und Okasauna, angelegt werden. Die Zahl der Getauften stieg schnell auf 127 und die der Taufbewerber auf 188 Personen. Im Jahre 1899 konnte Lang noch zwei weitere Filiale auf Otjituezu bei den Kanaimba und auf Okahua bei dem Häuptling Kandjahene anlegen. Das Filial auf Otjituezu unter dem Häuptling und Evangelisten Paulus Kanaimba entwickelte sich besonders erfreulich. Die Leute bauten sich aus eigenem Antriebe und Mitteln eine schöne Kreuzkirche aus Lehmsteinen; auch auf Okahua ließ Kandjahene eine Kapelle errichten. „Der Herr hat ein großes Werk im Nosob,“ konnte Lang damals

schreiben. Immer neue Wersthauptlinge baten um Lehrer und schwarze Evangelisten, und Lang konnte die Arbeit kaum bewältigen. Dieser wunderbare Aufschwung, der sich im Nosobgebiet seit 1898 angebahnt hatte, brachte im Jahr 1900 die schönsten Früchte. Das, was Lang noch vor einigen Jahren für unmöglich gehalten hatte, wurde ihm jetzt zu teil, er konnte mit vollen Händen ernten. Im Bereich seines Arbeitsgebietes konnten in diesem Jahr nicht weniger als 225 Heiden durch die heilige Taufe in die Gemeinde aufgenommen werden. Die Zahl der Gemeindeglieder stieg mit diesen Neugetauften und neun Hinzugezogenen auf 389, und 236 Taufbewerber besuchten den Unterricht sowie 240 Schüler die Schule. Überall taten sich neue Türen auf, die Zahl der Außenstationen stieg auf sieben. Auf Omunjerere hatte sich der treffliche Gemeindeälteste Julius von Okahandja mit seinen Leuten niedergelassen und auch gleich eine schöne Kirche mit Wellblechdach aus eigenen Mitteln gebaut. Die Bewegung zum Christentum nahm immer mehr zu. Raum hatte Lang wieder 92 Heiden getauft, so standen auch schon neue 292 Taufbewerber da. Fünf tüchtige Evangelisten arbeiteten auf den einzelnen Außenstationen eifrig mit.

Leider wurde das innere Wachstum der jungen Getauften sehr gehemmt durch den bösen Einfluß der Händler und Ansiedler, deren sich eine ganze Menge dort im Nosob niedergelassen hatte. Der unmoralische Einfluß mancher Händler dort muß schreckenerregend gewesen sein; so kam es vor, daß zwei dieser weißen Kulturträger sich wegen eines getauften Mädchens, das der eine auf Otjosazu mit Gewalt entführt hatte, duellierten; anderer Schandtaten zu geschweigen. Besonders verhängnisvoll wurde auch dort das böse Kaufen von allerhand unnötigen Dingen auf Borg, welche die Eitelkeit und den Leichtsinns der Leute wachriefen und noch immer mehr Händler herbeilockten, die es auf die Herden und das Land der Leute abzuden. Sie trieben dann ihre Schulden oft mit roher Gewalt ein, und die Leute kamen an den Bettelstab. Dem Missionar blutete das Herz bei solchen Dingen. — Ein Versuch, auch die Evangelisten- und Lehrerschule von Okahandja nach Otjihaenena zu verlegen, hatte nicht den gewünschten Erfolg. Anfang 1903 zog Missionar Hammann nach Otjihaenena Lang in der weitverzweigten Arbeit zur Hülfe. Er hatte eine kleine Druckerpresse aus Deutschland erhalten, mit Hülfe derer er monatlich an 70 bis 100 Exemplare erbaulicher Geschichten, omahungi, ins Land sandte. Die Gemeinde nahm weiter an Zahl zu und war im Jahre 1903 auf 481 Getaufte mit 113 Abendmahlsgliedern gestiegen. Im Taufunterricht befanden sich noch 235 Leute. An finanziellen Beiträgen hatte die Gemeinde bis dahin an 9000 M. aufgebracht. — Auch dieser Arbeit machte der Aufstand 1904 ein Ende. Die Missionare mußten, von aller Verbindung mit den übrigen Missionaren abgeschnitten, mit ihren Familien fliehen, vollends als Gerüchte kamen, daß die Nama am Anzug seien, den Mbanderu zu helfen. Die verlassene Station wurde ausgeraubt.

Okazeva.

Diese noch junge Station liegt 2 $\frac{1}{2}$ Tagereisen östlich von Djihaena am weißen Nosob, eine halbe Tagereise westlich von Omataura oder Witvley. Schon lange hatte der Häuptling Tjetjoo auf Okehoru um einen Missionar gebeten. Auch war es der Regierung erwünscht, daß dieser Stamm, die östlichsten Herero, einen solchen erhielten. Man war dabei der Ansicht, daß sich der Brunnenplatz Okehoru im schwarzen Nosob für einen Stationsplatz eigne.

Die Tjetjoos waren teilweise schon in Okahandja und Djiangombe mit dem Worte Gottes bekannt geworden, und die Söhne Tjetjoos, Petrus, Traugott, Elias und andere mehr auch schon getauft. Im Oktober 1899 reisten Missionar Lang, Kuhlmann und ich nach den Nosobflüssen, um die Plätze dort in Augenschein zu nehmen. Okehoru jedoch fanden wir mit seinen tiefen Brunnen und seinem fast völligen Mangel an Gartenland in dem dort kaum 25 Fuß breiten schwarzen Nosob zu einem Platz für eine Station ungeeignet. Unsere Wahl fiel schließlich, mit Genehmigung des Gouverneurs Leutwein, auf Okazeva, das sich eher als Stationsplatz eignete. Der Name Okazeva bedeutet Wassertümpel, Quelle, die nicht ausfließt. Obwohl der Platz weder eine fließende Quelle noch Sæeland im Flusse hat, so hatte er doch reichliches Gartenland für eine künftige Gemeinde, die christliche Kultur annehmen sollte. Missionar Kuhlmann, für die Tjetjoos bestimmt, zog bald dort hin und legte die Station an. Auch Tjetjoo zog mit seinen Leuten in die Nähe des Platzes. Da hintennach die Siedlungsgesellschaft den Leuten den Platz streitig zu machen suchte, so wagten es anfänglich die Leute nicht alle, zum Missionar zu ziehen. Erst auf des Gouverneurs Zureden zogen sie hin. Die nötige Bauerei nahm viel Zeit und Kraft in Anspruch. Die Leute kamen aber fleißig zu den Gottesdiensten, und es meldeten sich gleich 69 Leute zum Taufunterricht; von ihnen konnten 10 Erwachsene und 10 Kinder im Jahr 1900 getauft werden. Bei all der Freude mußte Kuhlmann jedoch gleich durch tiefes Leid. Seine junge Frau, welche sich bald die Herzen der Leute wie im Sturm erobert hatte, wurde nach einer kurzen zehntonatlichen Ehe durch den Tod plötzlich von seiner Seite gerissen. Mit großem Eifer hatten sich die 80 Taufbewerber an den Bau einer Buschkirche gemacht, die nun durch die Begräbnisfeier der lieben Missionarsfrau eingeweiht wurde, wie auch ihr Grab das erste auf dem neuen Kirchhof ward. Die Teilnahme der Christen wie der Heiden war rührend, ein Zeichen, wieviel Liebe sich die Heimgegangene in der kurzen Zeit bereits erworben hatte.

Im folgenden Jahr konnte Kuhlmann wieder eine Anzahl Taufbewerber taufen, das erste Abendmahl dort feiern und zwei tüchtige Älteste für die Gemeinde einsetzen. Als nun im August 1903 wieder eine kleine Taufe stattgefunden hatte und die Zahl der Gemeindeglieder auf 87 stieg, auch die

Taufbewerber sich merklich mehrten, der Gottesdienstbesuch nichts zu wünschen übrig ließ, deutete alles auf einen guten Anfang hin und ließ auf eine reiche Ernte schließen. Leider sollte es hierzu nicht kommen, denn der Aufstand machte auch hier dem hoffnungsvollen Anfang ein trauriges Ende. Kuhlmann mußte die Station verlassen und sechs Wochen unter den Heiden hin- und herziehen, wobei ihn seine kleine Gemeinde beschützte und es gar nicht begreifen konnte, daß er sie verlassen mußte.

Gaub.

Die Station Gaub liegt im nördlichen sogenannten Otavigebiet, etwa sechs Tagereisen nördlich von Otjozondjupa. Da ich jene Gegend nicht bereift habe, so kann ich nicht aus persönlicher Anschauung über sie berichten. Sie ist jedoch nach allen Berichten von dort an Regen doppelt so reich als das mittlere Hereroland und deshalb auch mit reichlichem ackerbaufähigem Land und günstigen Wasserverhältnissen versehen. Das ganze Gebiet ist Eigentum der South West Africa Company. Diese trat durch ihren Vertreter, Oberleutnant Dr. Hartmann, an die Rheinische Mission den zu einer Stationsanlage nötigen Grund und Boden in freundlicher Weise für 9000 M. ab.

Dort auf Gaub und in der Umgegend wohnten eine Menge Bergdamra und Nama unter der Oberhoheit eines Hererobastard, namens John Krüger. Unter diesen Leuten begann Missionar Kremer, der bis dahin auf Otjomboima unter den Bergdamra gearbeitet hatte, Ende Juli 1895 seine Arbeit. Er baute sich fürs erste ein provisorisches Wohnhaus. Da jene Gegend wegen des vielen Regens und der stehenden Wassertümpel sehr fieberreich ist, so wurde auch der Missionar samt seiner Familie gleich in der sehr schweren Anfangszeit, als er noch mit dem Bau einer wasserdichten Wohnung beschäftigt war, vom Malariafieber sehr heimgesucht. Unter Regenschirm und Fellen mußte er mit den Seinen oft des Nachts wegen des eindringenden Regens Schutz suchen.

Da die in der Nähe wohnenden Herero aus dem Otavigebiet ausgewiesen wurden, so hatte Kremer es ausschließlich nur mit Nama, Buschleuten und Bergdamra zu tun, die sich jedoch auch vom Platz selbst fernhielten. Eine besondere Hülfe erhielt jedoch Kremer an dem nun auch von der Regierung als Häuptling über sämtliche Eingeborene jener Gegend anerkannten John Krüger. Krüger war schon Anfang des Jahres 1896 getauft, und seine tapfere Frau Josephine, die bei der Familie Hälbich in Otjimbingue erzogen und getauft war, gab ihren Untertanen ein gutes Vorbild. Eine kleine Lehmsteinkirche konnte bald gebaut, eingeweiht und in Gebrauch genommen werden. Die Gottesdienste wurden anfangs nur von 40 Personen besucht und die Schule von 15–20 Kindern. Im Oktober 1887 konnte Kremer seine Erstlinge, 5 Erwachsene und 2 Kinder, taufen, so daß sich mit der

Familie Krüger Ende des Jahres eine kleine Gemeinde von 19 Seelen dort befand. Um die herumstreichenden Bergdamra mehr an den Platz zu gewöhnen, versuchte der Missionar, sie durch kulturelle Arbeit an diesen



Frau Josephine Krüger.

zu fesseln, was ihm auch zuerst in etwa gelang. Aber trotz der reichen Weizenernte im Jahr 1897 zogen doch viele Leute wieder hinweg; kaum einige Bergdamra blieben übrig, so daß die Gemeinde schließlich nur noch

aus zwei Herero, einem Bastard und fünf Nama bestand. Die Zahl der Schulkinder mehrte sich jedoch unter der Leitung der trefflichen Häuptlingsfrau Josephine und stieg von 20 auf 50 Schüler. Kremer litt sehr an Malaria und Schwarzwasserfieber und mußte für eine Zeitlang in Walffischbai Erholung suchen. Eins seiner Kinder starb bald an diesem bösen Fieber. Von der Kinderpest und Epidemie hatten merkwürdigerweise die Bewohner jener Gegend weniger zu leiden als die des Hererolandes. Als Kremer nach zehnmonatlicher Abwesenheit wieder in Gaub ankam, fand er, daß die Arbeit doch tiefere Wurzeln geschlagen hatte, als er zuerst geglaubt hatte. Die Bergdamra, 50 an der Zahl, zogen nun wieder auf den Platz, und Kremer hatte die Freude, im Jahr 1900 7 und 1901 nochmals 17 Personen taufen zu können, so daß die Zahl der Gemeindeglieder mit einigen Hinzugezogenen auf 50 Personen stieg. Endlich gelang es dem Missionar auch, seine Wohnung wasserdicht zu machen und eine als Kirche dienende Schule, die 140—200 Personen faßte, zu bauen. An dem jungen Ovambo, Heinrich Djuella, der von einem deutschen Grafen mit nach Deutschland genommen und dort getauft worden war, erhielt die Schule einen tüchtigen Lehrer.

Im August 1901 kam der Ökonom Detering an, den die Missionsleitung ausgesandt hatte, um das der Mission gehörige Land in geregeltere Bearbeitung zu nehmen. Durch seine geschickte und fleißige Hand wurden gleich 40 Gärten angelegt und unter die Bewohner des Platzes verteilt. Durch Anlage von Gräben wurde der Sumpf nahe bei der Station entwässert und so noch mehr fruchtbares Land für die Gemeinde gewonnen, um diese zur Arbeit und Kultur anzuleiten und ihr eine sichere Existenz zu schaffen. Eine Menge Obstbäume wurde angepflanzt, Mais, Weizen und Kürbis brachte gute Ernten.

Auch in der eigentlichen Missionsarbeit ging es voran, so daß im Jahr 1903 aus den Bergdamra 13, aus den Nama 3 und aus den Herero 6 Personen getauft werden konnten. Die kleine Gemeinde bestand so Ende 1903 aus 77 Getauften mit 32 Abendmahlsgenossen. Obwohl die Gottesdienste gut besucht wurden, so zeigte es sich doch auch hier, daß der auf fast noch unvorbereiteten Boden ausgestreute Same seine Zeit zum Keimen, Wachsen und Reifen bedurfte, und daß es nicht die äußere Kultur ist, welche die Eingeborenen schnell zu Christen macht.

Der gute Anfang wurde auch hier jählings durch den Aufstand der Herero unterbrochen. Die Missionare mußten die Station verlassen und nach Grootfontein übersiedeln. Dort wurde Detering zum Soldatendienst eingezogen, und Kremer bediente die Weißen und die Truppe mit Gottes Wort. Zudem er schon oft am Schwarzwasserfieber bedenklich erkrankt war, dieses auf Grootfontein im April 1904 aufs neue bekam und ihm schließlich erlag, so war nun auch das zerstreute Gemeindlein verwais't und ohne Hirten. Detering mußte bis zum Oktober 1904 Dienste bei der Truppe tun. Als er endlich

nach Gaub zurückkehren konnte, fand er dort vieles vermühtet. Die Bewohner des Platzes hatten sich bis auf 130 zerstreut. Er griff seine Arbeit mit neuem Mute an, nahm sich auch des verbliebenen Restes an und versorgte ihn mit Gottes Wort, so gut er es vermochte.

Karibib.

Karibib, im Otjherero: Ondjombo imue, d. h. einen Brunnen, ist die jüngste unserer Missionsstationen und liegt 192,2 km nordöstlich von Swakopmund in einem Kalksteinbecken. Es war früher ein bedeutungsloser Viehposten der Herero und hatte in dem Kalksteinterrain wohl reichlich Wasser für dieses,



Karibib.

jedoch kein Gartenland. Nur kleine Gärten konnten auf dem mit Kalksteinen befäeten Platz mühsam angelegt werden. Erst nachdem die Firma Ed. Hälbig die Farm erworben und der älteste Sohn Hälbigs sich dort angebauet hatte, zogen eine Anzahl Bergdamra und Herero als Arbeiter und Viehwächter auf den Platz und wurden von Otjimbingue aus mit Gottes Wort bedient. Als dann aber die Eisenbahn mitten durch die Farm hindurch ihren Weg nahm, auf Karibib Stationsgebäude und Werkstätten gebaut und dieses zu einer Hauptstation erhoben wurde, zog auch eine Menge weißer Kaufleute und Händler dort ein. Eine ebenso große Menge Bergdamra, Herero und Bastard folgten als Arbeiter am Bahnbau. Im Mai 1902 sandte die Missionsleitung Missionar Elger als eigenen Stationsmissionar dorthin. Er fand durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Chr. Hälbig eine geeignete Unterkunft in dessen Haus, so daß er sofort an die Arbeit unter den 900 Eingeborenen gehen konnte. Da Elger es mit Bergdamra, deren Sprache er noch nicht verstand, und mit Herero zu tun hatte, so mußte er sich bei ersteren durch einen Dolmetscher verständlich machen. Die Gottesdienste wurden gleich von 300 Eingeborenen besucht, und die

Schule konnte mit 80 Kindern gehalten werden. An einem eigentlichen Gottesdienst- und Schulraum fehlte es noch. Neben der Arbeit an den Eingeborenen hatte Elger auch eine weiße Gemeinde von 227 Personen zu bedienen, denen er alle vier Wochen regelmäßigen Gottesdienst hielt. Dieser wurde jedoch meist nur von den Familien Hälbich und einigen wenigen Weißen besucht. Auch eine kleine Schule für deutsche Kinder wurde ein-



Missionar Elger und Älteste von Karibib.

gerichtet. Leider zog mit der europäischen Kultur auch manches andere dort ein, besonders Schenkwirtschaften, so daß die Arbeit Elgers auf nicht geringe Hindernisse stieß. Die Firma Hälbich war die einzige, die keinen Branntwein feil hielt.

Die Zahl der von andern Stationen herzugezogenen Getauften betrug im Jahr 1903 150 mit 45 Abendmahlsberechtigten, und 50 Personen befanden sich im Taufunterricht. Im Jahr 1904 konnten nochmals 40 Erwachsene und 31 Kinder aus den Heiden getauft werden, so daß die Zahl der Gemeindeglieder auf 220 Seelen stieg. In der Schule befanden sich 209

Schüler und im Taufunterricht 135 Personen. Da die Gemeinde noch jung ist, so läßt sich bei ihrem schnellen Wachstum über ihren inneren Stand noch wenig sagen, zumal die meisten Getauften bei den Weißen im Dienst stehen, so daß oft nur 20 Leute den Taufunterricht besuchen konnten. Elger hatte manche Klagen über systematische Verleitung seiner Leute zu Trunk und Unzucht zu führen. Da Karibib eine Haupteisenbahnstation ist, von wo aus die Schienen nach Ost, Süd und Norden gehen, so wird es wohl in Zukunft eine bedeutende Ansiedlung Weißer und Schwarzer werden. Als auf einer Durchgangsstation weilen auch dort immer eine Menge Missionsleute, die in dem gastlichen Haus der Familie Hälbich jederzeit Unterkunft finden, wie denn überhaupt die Firma Hälbich seit 1864 treu zur Mission hält und ihr dient und z. B. der Mission auch auf Karibib das Grundstück für Missionshaus und Kirche geschenkt hat.

Außer dem Rahmen der eigentlichen Herero-Missionsstationen liegen die noch zu dem Herero-Konferenzverband gehörenden zwei Namastationen Scheppmannsdorf oder Walfischbai, gegründet 1845, mit jetzt 540 Getauften und 220 Abendmahlsberechtigten, sowie Franzfontein mit der ehemaligen Gemeinde von Rehoboth, den Zwartbois. Diese Gemeinde war früher eine der blühendsten Namagemeinden in Hereroland mit annähernd 700 Getauften. Durch die öfteren Kriege, besonders aber durch den Aufstand, an dem sie sich beteiligte, scheint auch sie bis auf geringe Reste vernichtet zu sein. Da diese sowie auch die zu der Hereromission zählende Bastardgemeinde auf Rehoboth nicht eigentlich in die Arbeit unter den Herero gehören, können sie hier nicht weiter berücksichtigt werden.

Gesamtergebnis.

Tun wir hier an dieser Stelle einen kurzen Rückblick auf die Erfolge der Hereromission, so scheint dieser numerisch gering zu sein. Die Statistik am Ende 1903 gibt 5137 getaufte Herero, einschließlich Bergdamra, mit 2041 Abendmahlsberechtigten an. Zu diesen sind seit der Gründung der Mission im Jahre 1863 etwa 2000 gestorbene Getaufte zu rechnen, ebenso an 500 Herero, die auf den verschiedenen Namastationen wohnen, so daß die Zahl aller aus den Herero Getauften 7637 übersteigt. Nehmen wir die Zahl der lebenden Getauften auf den drei Namastationen zu jenen hinzu, so beträgt die Gesamtzahl der in Hereroland Getauften etwa 7000. — In der eigentlichen Hereromission befanden sich außerdem Ende 1903 an 1112 Taufbewerber, 1384 Tageschüler, 13 Schullehrer und 46 Gemeindegäste auf 10 Haupt-Hererostationen mit 12 Hereromissionaren und 24 Filialstationen mit



Schaar (Tombake), Weisenholl (Ovamboland), Dannert (Omaruru), Meyer (Djimbingue), Kiechmann (Granzfontein), Bultforth (Ovamboland),
 Böhm (Walfischbai), Viehe (Oshandja), Heidmann (Nehoboth), Diehl (Oshandja), Jele (Oshofazu), Bernsmann (Omburo).

Herero- und Ovambo-Missionare (1891).

19 Evangelisten. An finanziellen Leistungen brachten diese Gemeinden seit 1870 an 90—100 000 M. auf, neben dem Wert der Kirch- und Schulbauten, den man auch auf 70—80 000 M. veranschlagen kann.



Drittes Kapitel.

Eingeborene Gehülfen.

Als ein besonderer Erfolg der Missionsarbeit ist die Mitarbeit der eingeborenen Gehülfen zu verzeichnen. Bei der Darstellung der Arbeit auf den zehn Hauptherero- und den Bergdamrastationen würde das Bild kein vollständiges sein, wenn ich nicht auch die Arbeit der Ältesten und Evangelisten in den Gemeinden und auf den Filialen erwähnte. Wie uns aus dem Vorhergehenden ersichtlich ist, war ganz Hereroland mit einem Netz von Missionsstationen und Filialen überzogen. Die Anlage letzterer wäre ohne die Mithilfe der Ältesten und Evangelisten nicht möglich gewesen. Für die Erreichung des eigentlichen Missionszieles, dem ganzen Hererovolk das Evangelium nahe zu bringen und aus ihm selbständige christliche Gemeinden zu sammeln, war die Heranbildung eines eingeborenen Lehrerstandes sowie tüchtiger Evangelisten eine Lebensbedingung. In dem Kapitel „Augustineum“ ist schon gesagt worden, wie die jungen Schullehrer ausgebildet wurden, und ebenso über deren Zahl, Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit das nötigste angedeutet. Im Augustineum sollten jedoch auch tüchtige Evangelisten herangebildet werden. Die trüben Erfahrungen, die wir oft mit den jungen, unverheirateten Schullehrern, ovahongise, machten, sagten uns, daß wir für den Evangelistendienst nicht solche, sondern tüchtige, gereifte, erprobte und verheiratete Männer bedürften. Diese fanden sich jedoch nicht leicht. Sie wurden, wie wir später sehen, aus den Ältesten und Gemeindegliedern entnommen.

Unter den 46 Gemeindeältesten haben wir zum Teil schon tüchtige Mitarbeiter gefunden. Es waren die besten und gläubigsten Glieder der Gemeinden und von den Gemeinden selbst gewählt. Ihnen lag die eigentliche Obhut über die Getauften ob. Sie waren in der Seelsorge, Kirchenzucht und Aufsicht über alle das Auge und die rechte Hand des Missionars. Ihr Arbeitskreis erstreckte sich fast über alle Zweige des Gemeindelebens. Die sich zum Taufunterricht meldenden Heiden kamen in der Regel zuerst mit ihren Anliegen zu ihnen und wurden dann durch sie dem Missionar vorgestellt, von diesem ermahnt und auf die Wichtigkeit des Schrittes, den sie zu tun beabsichtigten, hingewiesen. Die Aufsicht über die Schulen und die Schüler, über das Betragen der Getauften, über die Versorgung der Armen, der Witwen und

Waisen, über die Gemeindeherde, aus welcher die Kosten dieser teilweise bestritten wurden, die Einklassierung der Schullehrergehälter, die Instandhaltung der Kirchen- und Schulgebäude und des Kirchhofs lag ihnen ebenfalls ob; ebenso die Schlichtung von Streitigkeiten unter den Leuten sowie die Aufteilung von Garten- und Säeland an hinzugezogene Familien. Auf Ojofazu hatten wir die Einrichtung von besonderen Ältesten- und Evangelistenfzungen am Anfang jeden Monats. In diesen wurden alle äußeren und inneren Angelegenheiten der Gemeinde ausführlich besprochen und Beschlüsse gefaßt, welche die Ältesten dann auszuführen hatten. Die Aufnahme von Taufbewerbern in den Unterricht, ebenso die der reiferen Kinder in den Konfirmandenunterricht, die Auswahl solcher, welche die Taufe begehrten oder die Konfirmation der Konfirmanden, die Aufnahme Neugetaufter zum heiligen Abendmahl, der Ausschluß und die Wiederaufnahme reumütiger Gefallener, das alles kam mit ihnen zur Besprechung. Kurz, es gab nichts, worin nicht die Ältesten uns mit Rat und Beistand zur Seite standen. Ohne die treue Mitarbeit der Ältesten wäre es uns überhaupt nicht möglich gewesen, im Segen zu arbeiten. Da die Ältesten auf Ojofazu gut lesen konnten, auch in Gottes Wort gegründet waren, ließ ich sie hie und da in den Wochen- und Sonntagnachmittag-Gottesdiensten auch predigen. Wenn eben möglich, kamen sie jeden Freitag Nachmittag zu mir, wo ich dann die biblischen Texte für den Sonntag mit ihnen durchging. Für ihre Ansprachen bereiteten sie sich zu Hause sorgfältig vor, und wo ich dem einen und andern Ältesten es nicht früh genug angezeigt hatte, daß er predigen solle, weigerte er sich, weil ich ihm keine Zeit gelassen hätte sich vorzubereiten. Während meiner Reisen hielten sie die Gottesdienste an den Sonntagen. Auf ihren eigenen Reisen verstand es sich ihnen ganz von selbst, daß sie überall, wo sie an Sonntagen unter den Heiden weilten, diesen auch Gottes Wort verkündigten. Die Ältesten waren meist geachtete Leute unter ihrem Volk und standen oft in hohem Ansehen.

An diese Mitarbeiter reihen sich die Evangelisten an. Die Zahl der Filiale hatte sich in letzter Zeit bis auf 24 vermehrt und die der Evangelisten seit 1898 mehr als verdoppelt. Wir hatten deren 19 auf den Hererosfilialen, meist tüchtige Leute. Nur einige von ihnen hatten ihre Ausbildung im Augustineum erhalten. Der Ausbildung der übrigen im Augustineum stellten sich ihrer Familien und des Kostenaufwandes halber zu große Schwierigkeiten in den Weg. Für den so wichtigen Evangelistendienst unter den zerstreuten Herero wählten wir deshalb solche aus den tüchtigsten, glaubensfestesten, unbescholtenen und verheirateten Gemeindegliedern aus, die in eigener Willigkeit und Freudigkeit bereit waren, ihrem Volk Gottes Wort zu bringen. Der Ausbildungskursus bestand in einem drei- bis viermonatlichen biblischen Unterricht bei den Missionaren selbst. Wir legten dabei weniger Wert auf äußeres

zur Konfirmation vorzubereiten, besonders aber ihrer ganzen Umgebung auf den Filialen ein christliches Vorbild zu sein. Im übrigen lagen ihnen auch alle Pflichten der Gemeindeältesten ob.

Um die Evangelisten auf den drei Filialen von Otjosazu in ihrem Amt noch tüchtiger zu machen, ließ ich sie an den monatlichen Ältestensitzungen teilnehmen, wo dann auch immer eine Anzahl biblischer Texte für die kommenden Sonntage mit ihnen durchgesprochen wurden. Außerdem kamen sie in der Regenzeit im Monat März noch auf 4—6 Wochen nach Otjosazu, wo sie täglich 3—4 Stunden Unterricht in Erklärung der biblischen Geschichte, des Katechismus und für die Heidenpredigt passender biblischer Texte erhielten. Alles wurde gründlich mit ihnen durchgesprochen und schließlich in einem verständlichen Diktat für ihren Gebrauch zusammengefaßt. Besonderer Wert wurde darauf gelegt, daß sie einen biblischen Abschnitt richtig lesen und verstehen lernten; denn eine Interpunktion, wie wir sie haben, kennt die Hererosprache nicht.

Als einen besonderen Mangel empfand ich es, daß wir sowohl für die Schullehrer als auch für die Evangelisten keinen geeigneten gedruckten Leitfaden für den biblischen und Katechismusunterricht hatten. Die Lehrer ließen, wo sie sich selbst überlassen waren, den kleinen lutherischen Katechismus und die biblische Geschichte von den Schülern mechanisch auswendig lernen und fragten das Gelernte ebenso mechanisch ab. Diesem mechanischen, verständnislosen Auswendiglernen und ebenso schnellen Vergessen suchte ich dadurch entgegenzuwirken, daß ich den Evangelisten für ihren Gebrauch im Unterricht einen Leitfaden in die Hände gab, in dem die biblischen Geschichten den Beleg zu den Katechismuswahrheiten abgaben. Unsere Herero sind so geartet, daß sie in allem greifbare Vorschriften haben und an den Fingern die erlaubten und verbotenen Dinge herzählen können müssen. Es mußte ihnen daher aus der biblischen Geschichte an den Geschehnissen und den Glaubensführungen der biblischen Glaubensmänner gezeigt werden, was Glauben heißt. Daß Jesus und sein Wirken überall im Mittelpunkt der Belehrung stand, versteht sich von selbst.

In den früheren Jahren mußten die Evangelisten sich auch Schmach und Spott von ihren Landsleuten gefallen lassen. Rührend sind z. B. die Berichte der Evangelisten Paul und Manasse von Otjosazu, wie sie bei Hitze und Kälte, Hunger und Durst von Werst zu Werst zogen und Ansprachen hielten, hier und dort von den Heiden aufgenommen, aber auch oft böse behandelt und weggejagt wurden. Im ganzen haben die Evangelisten auf den 24 Filialen durch ihr Wort, ihren Wandel und ihr Vorbild Tüchtiges geleistet. Unter sehr schwierigen Verhältnissen haben sie eine Anzahl Gemeindlein gesammelt, in denen sie als eine Art Landpastore in hohem Ansehen standen. Sie wurden von den Eingeborenen gleich uns Ovahonge genannt. Ihre

hauptsächlichste Arbeit bestand im Halten der Gottesdienste, des Tauf- und Konfirmandenunterrichts und im Schulunterricht. In den Schulen lernten alt und jung ihren Katechismus und biblische Geschichten, Lesen und Schreiben. Die Ordination hätten wir einigen unter ihnen geben können, die Zeit mahnte jedoch zur Vorsicht. Nicht allein die Augen der Herero, die sehr scharf sehen, sondern auch die so vieler ungläubiger, weltlich gesinnter Weißen sahen auf sie.

In der so vielverzweigten Evangelistenarbeit auf den Filialen lag ein großer Erfolg der Hereromission. Auf den meisten Filialen wurden die früheren Nomaden sesshaft. Jeder neue Ankömmling wollte und mußte auch ein Stück Gartenland haben, und ohne ein solches wollten sie dort nicht wohnen. Sie lernten arbeiten, kleideten sich anständig und bauten sich bessere Häuser. Das Familienleben wurde ein gesittetes. Die Ordnung auf den Filialen, kurz alles, gestaltete sich nach dem Muster der Muttergemeinde. Auf fast allen Filialen entstanden unter der Leitung der Evangelisten Schulhäuser, Kapellen oder Kirchen, welche die Leute mit großem Arbeitsfleiß und eigenem Kostenaufwand selbst bauten. So standen z. B. auf Okatumba, Otjituezu und Omunjereke drei aus Lehmsteinen gebaute Kirchen, die letztere sogar mit Wellblechbedachung. Auf den drei Filialen von Otjofazu und Otjituezu befanden sich auch Glocken bei den Kirchen.

Ich ließ die Evangelisten aber nicht allein zu mir kommen, sondern besuchte sie auch so oft als möglich selbst auf den Filialen. Bei diesen Besuchen gab es immer Ursache genug zu Freude und Dank, bildeten doch diese Orte mit ihren Bewohnern nicht allein einen großen Gegensatz zu den noch heidnischen Werften, sondern sie waren auch Segensstätte für das ganze Volk. Wären diese Erfolge nicht durch den Aufstand zerstört worden, so hätte es wohl in 4—6 Jahren keine größere Hererowerft mehr gegeben, auf die nicht auch durch die Evangelisten Christentum und Kultur hingebracht worden wäre. Der Mangel an tüchtigen Evangelisten ließ es nicht zu, den vielen Bitten von Hererogroßen um solche nachzukommen.



Viertes Kapitel. Erfolg der Arbeit.

„Die Missionare müssen angehalten werden, andere Bahnen in ihrem Bekehrungswerke einzuschlagen, um die Eingeborenen nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich zu Christen zu machen. Wie wenig sie das bis jetzt erreicht haben, darüber belehren uns leider zur Genüge die Blutbäder in

Neu-Guinea und das Glend in Deutsch-Südwestafrika und viele andere Tatsachen.“ — „Bete und arbeite“ war von jeher ein christlicher Grundsatz, und die Missionare, welche den Neger nur zum Gebet und nicht ebensoviele zur Arbeit erziehen, verkennen ihren Beruf und versündigen sich gegen das Christentum usw.“ So schreibt noch heute ein gelehrter Professor als milder Beurteiler der Hereromission, irreführt durch die vielen Berichte optimistischer Theoretiker, die dort eine Zeitlang weilten. Gesezt, Hereroland wäre wirklich ein ackerbaufähiges Land, was es nicht ist, so wären nicht allein die Herero nach unserer Erfahrung ein fleißiges ackerbautreibendes Volk geworden, sondern unsere Vetter, die Engländer, hätten längst aus dem Lande eine zweite Kapkolonie gemacht.

Welche „andere Bahnen“ gemeint sind, ist oft klar und unverhüllt von andern ausgesprochen und geschrieben worden. Nicht das Evangelium, sondern Kultur solle man den Heiden zuerst bringen, so spricht ein Missionsgegner dem andern nach. Sagte uns doch schon im Jahr 1886 ein Professor, Dr. Pechuel-Loesche, was die Meinung derer ist, die uns bessere Bahnen weisen wollen, als seine eigene Meinung: „Die Eingeborenen durch Gewöhnung an Arbeit zu erziehen — darauf wird auch vorwiegend das Augenmerk der Missionare sich richten müssen; erst dann, wenn durch Gewöhnung an Tätigkeit der Wilde bis zu einem gewissen Grade zivilisiert ist — wobei vor allem auf die jüngere Generation eingewirkt werden muß — wird die Lehre des Christentums einen fruchtbaren Boden finden.“ — Nun, die damals uns angerathenen Bahnen für die Missionsarbeit stellen so ziemlich die göttliche Ordnung in der Heidenbekehrung auf den Kopf. Das Evangelium bedarf nirgends der vorhergehenden Zivilisierung der Heiden, um verstanden zu werden; der zivilisierte weiße Namenchrist ist ebenso schwer zu bekehren als der zivilisierte Neger. Die Mission ist nicht von der Kultur abhängig, ihr Ziel ist auch nicht in erster Linie, Kultur zu bringen und die Heiden zu zivilisieren, sie hat auch nicht die Aufgabe, die man ihr aufbürden möchte, die Eingeborenen zu Arbeitern der Weißen zu machen. Aber die Mission ist an sich dennoch die gewaltigste Arbeitserzieherin und Kulturmacht eben deshalb, weil sie den Heiden das Reich Gottes bringt und somit alles übermittelt, was ihnen für Zeit und Ewigkeit nütze und heilsam ist. Wirkliche Erziehung zur Arbeit bringt die Mission, indem sie die Heiden zu neuen Menschen macht. Der Arbeitszwang, den man jetzt so sehr empfiehlt, wird die Herero am wenigsten mit Liebe zur Arbeit erfüllen. Da ich mich schon im Jahre 1902 über die „zivilisatorische Tätigkeit der Rheinischen Mission in Deutsch-Südwestafrika“ mit unsern Gegnern auseinandergesetzt habe, — siehe Missions-Zeitschrift von Prof. D. Warneck, Band 30 1902, S. 122 ff. —, so lassen wir hier die Gegner bei ihren guten Ratschlägen und besehen uns die von uns befolgten Bahnen bezüglich der Bekehrung und des Unterrichts dieser Bekehrten etwas genauer.

„Wie verläuft etwa die Bekehrung eines Herero?“ fragen wir kurz. Aus einem tiefen Sumpf des Heidentums voll greulicher Laster, Sünden und Unsitlichkeit kommen die Leute zu uns. Aus irgend welchen anscheinend äußeren Gründen trennt sich der Taufbewerber von der Sitte und Lebensweise seiner heidnischen Verwandten. So scheint es auf den ersten Blick. Der Missionar jedoch, der die vielen heidnischen Fesseln kennt, die den einzelnen Herero an seinen Stammesgott, Omukuru, binden sowie alle religiösen heidnischen Gebräuche, weiß es, daß es nicht äußere Gründe sein können, die ihm Kraft und Willen geben, mit all diesen unzähligen Bänden zu brechen und sich dem Christentum zuzuwenden. Dieser äußerlich scheinende Bruch mit dem Heidentum ist nicht hoch genug anzuschlagen. Ein solcher Bruch muß tiefere als nur äußere Ursachen haben. Es ist meist die innere Not und die Hoffnung, von ihr befreit zu werden, die den Kommenden trieb, diesen Schritt zu tun. Es ist deshalb auch nicht eine „im Lande eingebürgerte angelebte Phrase“, wenn ein Heide zum Missionar kommt und sagt: Mba urua ouje nouvi uandje, d. h. ich bin der Welt und meiner Sünde müde und bringe sie zu Gott. Es ist ein tiefes, wenn auch noch unbewußtes Gefühl, daß er in seinem Heidentum verloren ist, und deshalb sucht er bei Gottes Wort Rettung. Die meisten kamen mit dem festen Entschluß, Christen zu werden. Die volle Bedeutung dieses Entschlusses wurde ihnen freilich erst nach und nach verständlich, zuerst im Taufunterricht, der Geburtsstätte der Gemeinde, und dann im späteren Leben. Die ersten Anfänge der Bekehrung zeigten sich darin, daß die Taufbewerber zu den Gemeindegästen gingen und diesen ihren Entschluß mitteilten. Diese kamen dann mit ihnen zum Missionar, um den Namen des Taufbewerbers in die Liste eintragen zu lassen. Mädchen und Frauen ließen sich dabei ihre heidnische Haartracht abschneiden und bedeckten ihr Haupt mit einem Kopfstuch. Alle Taufbewerber kamen sofort, ehe sie den Unterricht besuchten. Waren sie nun in den Unterricht aufgenommen, so bauten sie sich auf der eigentlichen Station an. Von da an wurden sie von den Heiden Ovandu vombongo genannt, d. h. Leute der Gemeinde, und durften an der Schlußliturgie des Gottesdienstes teilnehmen. Alle besuchten den Taufunterricht. Dieser dauerte gewöhnlich 2—3 Jahre und wurde das ganze Jahr hindurch mit wöchentlich vier Stunden gehalten. Die, welche noch nicht lesen konnten, lernten lesen. Alle lernten den Katechismus und die biblischen Geschichten, die als Belege den Katechismusstücken passend angegliedert wurden. Der Unterricht war Anschauungsunterricht, d. h. an den Lebensgeschnehnissen der Gläubigen Alten und Neuen Testaments wurde ihnen gezeigt, was der Glaube sei, der rettet und selig macht. Für den, der es nicht selbst erfahren hat, ist es kaum verständlich, welche Geduld, Liebe und Nachsicht wir mit diesen Anfängern täglich haben mußten. Die Leute kamen aus tiefem Heidentum heraus. Ihr Sinnen und Denken hatte sich bis dahin

einzig um irdische Dinge, ihren Ahnenkult, ihre Vieh- und Frauenwirtschaft, gedreht. Die Begriffe Sünde, Gerechtigkeit, Wahrheit, Heiligkeit, Buße, Befehring, Glaube usw. waren ihnen meist fremde Dinge. Der rechte Gottesbegriff und das Gottesbewußtsein war ihnen abhanden gekommen. Ein Gewissen hatten sie nur gegenüber ihren Urahnen, den Ovakuru, und auch diese suchten sie noch zu überlisten. Ein Schuldbewußtsein hatten sie auch nur ihnen gegenüber. Hatte z. B. einer gestohlen, gelogen, das sechste Gebot übertreten und man ermahnte ihn und sagte: „Laß das, Gott wird sonst diese Sünden an dir heimsuchen,“ so war gewöhnlich die Antwort: „Gott zürnt mir nicht um dieser Dinge willen.“ So war es ja auch nach ihrem Gottesbegriff; ihre Ovakuru, Ahnen, hatten solches ja selbst getan! Ihnen auch nur annähernd einen klaren Begriff von Gottes Wesen, seiner Heiligkeit, Gerechtigkeit, Gnade und Liebe beizubringen, ebenso von ihrer Sündhaftigkeit, was Sünde sei und wohin sie führe; ihnen zu zeigen, was Befehring, Rettung, Gnade und Vergebung sei, bereitete uns oft schier unübersteigliche Schwierigkeiten. Das dauerte oft lange, sehr lange, bis sich die Leute in all diese neuen Begriffe hineindachten, sie innerlich verarbeiteten und dann im täglichen Leben zeigten, wieviel sie davon im Unterricht verstanden und sich angeeignet hatten. Aber nicht allein im Unterricht, sondern auch in der Predigt und Katechese sowie auch im täglichen Leben und Umgang mit ihnen wurde ihnen gezeigt, was Buße und Glauben, altes und neues Leben sei. Was eine Mutter für ihr Kind ist, das waren wir für diese jungen Anfänger. Mit dem Auge einer Mutter beobachteten wir das Erwachen und das Wachstum ihres neuen Lebens, ihre Kämpfe mit sich selbst und dem Heidentum und ließen sie erst dann zur Taufe zu, wenn wir uns sagen konnten: „Die Leute kennen jetzt den Weg, den sie als Getaufte zu gehen haben.“ — Was die äußeren Kenntnisse betrifft, so lernten die meisten lesen; sie lernten auch fleißig und erwarben sich während des Unterrichts ein hinreichendes Maß von Kenntnissen in dem Katechismus oder biblischer Geschichte und einer Anzahl von Liedern, die sie auswendig gelernt hatten. Auf äußeres Wissen und Kenntnisse legten wir jedoch weniger Wert als auf die innere Erkenntnis ihres Verderbens und der Erlösung von ihm durch Jesus; ferner, daß sie sich in ihrem Wandel als solche bewiesen, die einen ernstern Kampf gegen das alte heidnische Wesen bei sich aufgenommen hatten. Es gab auch schwach Begabte unter ihnen, mit denen wir Geduld haben mußten, damit sie nicht den Mut verloren. Die Taufbewerber, welche auf den Filialen von den Evangelisten unterrichtet wurden, ließ ich gewöhnlich auf 4—6 Wochen auf die Station kommen, unterrichtete sie dort und lernte sie dabei besser kennen. — Etwa zwei Monate vor der Zeit, wo eine Taufe stattfinden sollte, ging der allgemeine Unterricht zu Ende, und der besondere wurde mit denjenigen fortgesetzt, zu denen die Evangelisten, die Ältesten und ich das Vertrauen hatten,

daß sie getauft werden könnten. Die Tauffeste waren immer erhebende Festtage für die ganze Gemeinde, an denen auch manche Getaufte der Nachbargemeinden teilnahmen. Nach der Taufe wurde der Unterricht fortgesetzt. Das fünfte Hauptstück und eine Anzahl Abendmahlslieder wurden jetzt gelernt, ebenso die aufs heilige Abendmahl bezüglichen Schriftabschnitte im Korintherbrief. Dieser Vorbereitungsunterricht dauerte oft ein halbes Jahr. Eine eigentliche Konfirmation fand nicht statt. Unter Handschlag, Gelübde und Segen im Namen der Gemeinde wurden sie nun zum heiligen Abendmahl zugelassen.

Die Taufe, mochten die Bewerber auch ihre volle Bedeutung noch nicht ganz erkannt haben, war für jeden eine Handlung, die ihn tatsächlich zum Christen und als solchen vor Heiden und Europäern bekannt machte. Damit ist nicht gesagt, daß er nun kein Heidentum mehr in sich hatte. Aber die Ausrottung alles heidnischen Wesens und die Aneignung eines innerlich erfaßten Christentums war nun seine Lebensaufgabe geworden. Diese zu lösen, wurde den meisten, besonders den jungen Christen sehr schwer, ja um so schwerer, weil sie nicht allein in einer heidnischen Umgebung geboren und erwachsen waren und teils noch lebten und auf Schritt und Tritt versucht wurden, sondern nun auch noch mit der an sie herantretenden Kultur und Zivilisation in der Weise, wie sie ihnen von schlechten weißen Elementen nahegebracht wurde, zu kämpfen hatten. Diese bildeten ein Haupthindernis für ihr christliches Wachstum. Man denke nur an das Gift des Branntweins, das ihnen binnen der drei letzten Jahre gebracht wurde, an die Konkubinenwirtschaft so vieler Weißen und so manches andere, welches alle Keime christlichen Lebens in ihnen zu zerrütten, ja zu morden drohte. Im Kampf gegen all dieses zeigten sich viele Christen wohl ebenso schwach als viele der weißen Namenchristen im Lande. Es ist deshalb verkehrt, von solchen jungen Anfängern zu erwarten, daß sie nun auch gleich nach ihrer Taufe wie Christen denken und handeln und in ihrer Umgebung als vollendete Christen auftreten und sich bezeigen sollten. Reife an einer Frucht suchen, deren Reifezeit noch nicht gekommen ist, oder von einem Kinde erwarten, daß es wie ein Mann auftreten solle, ist absurd gedacht. Unsere Getauften befanden sich, wie jede junge Pflanze, nicht in dem Zustand des Gewordenseins, sondern des Werdens und bedurften der ununterbrochenen Belehrung, Belehrung und Erziehung in der Gemeinde, nicht aber der Verziehung und Verderbnis durch Weiße.

Darum sind die Missionare vollständig berechtigt, wenn sie als Anwälte ihrer Getauften auftreten. Sie sind mit ihren Leuten durch jahrelange Arbeit aufs innigste vertraut und kennen ihre schlechten und guten Anlagen; sie allein sind imstande, sie vor den Augen der Missionsgegner in das rechte Licht zu stellen. Und gerade darauf kommt es mir hier an! Es ist zu bekannt, wie sich die Missionsgegner über die Erfolge der Hereromission äußern und behaupten, „sie hätten keine Spur von einem Erfolg der Mission

dort gesehen. Die eingeborenen Christen seien eine schlechte Bande von Heuchlern, eine recht unsaubere Bande.“ „Das Christentum der Herero ist im ganzen nur Schein.“ „Die christlichen Dienstboten seien schlimmer als die Heiden.“ „Eine Christengemeinde gibt es dort (auf Otjozondjupa) nicht, diese sei eine Legende.“ (Aus dem Hereroland II. IV, Kölnische Zeitung 1904, Nr. 297. 330.) Dieses beim Biertisch gehörte und weitergetragene Gerede wurde nachgeschrieben und galt dann als zuverlässiges Zeugnis von Landeskennern, die etwa in drei Monaten sich dort von den Händlern aufgezeichnet hatten, was ihnen gerade gefiel. Die meisten Händler und Ansiedler, denen man solches Urteil nachschreibt, sind aber fast alle ungläubige Weltleute, die sich weniger auf den Missionsstationen als in den Bierkneipen aufhalten. Sie haben als solche kein Verständnis für die Missionsarbeit und sehen nur die Schwächen der Hererochristen, die uns Missionaren ja auch bekannt sind. Ich möchte jedoch hier nur andeuten, daß viele unserer Christen von den schlechten weißen Elementen, mit denen sie als Dienstboten und Arbeiter in Berührung kamen, die Tugenden ihrer Herren, die auf alles andere, nur nicht auf Christentum schließen lassen, angenommen hatten. Faulheit, Eigennutz, Genußsucht, laze Moral, Nachäffung europäischer Sitten, Betrügereien, Unehrllichkeit, Hochmut, unbändiger Stolz, Rachegefühl und Blutdurst sind die Haupteigenschaften, welche die Gegner an den Christen bemerken und dann schreiben und sagen: „All ihr Christentum ist Heuchelei.“ Auffallend ist es mir immer gewesen, daß die Gegner über solche Vergehen der Leute, die uns Missionaren am meisten Not machten, Trunksucht und Unzucht, keine Klage führten. Kein Wunder, denn sie hätten mit solchen Klagen sich gar zu sehr selbst ins Angesicht geschlagen. Gerade jenen Kritikern möchte ich hier zurufen: Ihr stellt an die Hererochristen einen viel höheren Maßstab als an euch selbst.

Trotzdem nun, daß die Hererochristen in ihrer Entwicklung und Ausreifung durch das Heiden- und europäische Namenchristentum so oft geschädigt wurden, waren die Erfolge der Mission dennoch keine geringe. Diese alle hier aufzuzählen, würde nicht allein den Raum dieses Buches, sondern auch meine Kräfte übersteigen. Auf die äußeren Erfolge ist in der Statistik S. 329 schon hingewiesen worden. Die eigentlichen Erfolge liegen jedoch ganz wo anders als in den dort gebrachten Zahlen. Das zertretene, durch blutige Kriege zerfleischt und unterjochte Nomadenvolk wurde nach und nach gesammelt, es erstarrte und wurde unter dem Einfluß der Mission fast zur Hälfte auf den Missionsstationen und Filialen sesshaft. Die Leute lernten den Wert der Zeit kennen, wurden arbeitsam und kleideten sich fast alle anständig. Die früher den Weißen unbekannte Hererosprache mit ihrem gemeinen, unreinen Sinn und Ausdruck wurde erforscht, bearbeitet, christianisiert, mit christlichem Geist und Sinn erfüllt und zur Schriftsprache erhoben. Neben dem Neuen Testament und den Psalmen sind eine ganze Menge Bücher in ihr abgefaßt.

Der Ahnenkultus mit seinen Institutionen, die Ahnenverehrung, das Zauberwesen, der Aberglaube, die Gespensterfurcht verschwanden, und das verloren gegangene Gottesbewußtsein samt der Erkenntnis des einen wahren Gottes wurde Gemeingut des ganzen Volkes. Die Furcht vor den Toten und der Rache der Gespenster machte einer wahrhaften Gottesfurcht Platz. Der Sonntag wurde von den Christen besser als von den meisten Weißen geheiligt; auch viele Heiden feierten den Sonntag.

Die meisten Christen und Taufbewerber lernten lesen und schreiben und hatten ihre Bibel, ihren Katechismus und ihr Gesangbuch lieb und benutzten sie fleißiger als viele Europäer, bei denen meist solche Bücher eine Seltenheit waren. — Das Gewissen wurde geweckt und erstarke, die Leute sündigten nicht mehr so naiv und öffentlich wie früher, wo solches keine Schande war. War auch bei vielen das geistliche Leben noch schwach entwickelt, so verschwanden doch die rohen Sitten und Gebräuche.

Die Polygamie, dieses Bollwerk des Heidentums, samt der *oupanga*, der Weibergemeinschaft, sank dahin und machte einem geordneten Familienleben Raum. In vielen Familien wurden Morgen- und Abendandachten gehalten. Obwohl die Kindererziehung noch viel zu wünschen übrig ließ, schickten die Eltern ihre Kinder wenigstens zur Schule und kleideten sie anständig. Ich hatte eine Anzahl Kinder in der Schule, die regelmäßig, außer in Krankheitsfällen, die Schule besuchten und nie fehlten.

Die Monogamie war allgemein eingeführt, und selbst die Heiden priesen sie. Der Vater-, Mutter- und Geschwisternamen kam wieder zu Ehren. Die schmutzigen heidnischen Sitten und Gebräuche bei Hochzeiten, Beschneidungsfeiern und Begräbnissen waren abgeschafft und an deren Stelle christliche Sitte getreten; selbst Heiden ließen ihre Toten in Särgen begraben. Eine ganze Anzahl Frauen und Mädchen auf allen Stationen lernten bei den Missionarsfrauen waschen, bügeln und nähen und fertigten sich ihre Kleider selbst an, einige sogar auf der Nähmaschine. Ihre Seife kochten sie sich schon früher selbst.

Die Herero waren geborene Geizhälse und hingen an ihrem Vieh, das ihr Gott war. Die Christen jedoch brachten bedeutende Opfer für Kirchen- und Schulbauten sowie für die Gehälter der Lehrer und Evangelisten. Sie gaben auch Gaben für die Missionskasse, z. B. bei Defizits. Auch nach Erfahrungen besonderer Gnadenerweisungen Gottes in Krankheiten brachten sie ihre Opfer. Für die Instandhaltung der Kirchen, Schulen und Kirchhöfe leisteten sie Arbeit ohne Vergütung. Auf Otjosazu bestand eine Kirchen-Großviehherde aus freiwilligen Geschenken von jungen Muttertieren. Aus dieser Herde wurden die Armen, Witwen und Waisen mit Milch versorgt. Drei Teile des Erlöses von den verkauften Tieren floß der Evangelistenkasse zu.

Die Herero, die früher als Erzdiebe bekannt waren, wurden ehrlich. Die Händler und Kaufleute bauten sich am liebsten auf unsern Filialen und Stationen an. Ihre Waren befanden sich da am sichersten. Sie schickten die Christen mit Handelsgütern zu den Heiden hinaus und ließen sie damit handeln. Ja ein Händler im Feld bekennt von seinem schwarzen christlichen Diener: „Wenn ich ins Feld auf Handelsreisen gehe, gebe ich den Schlüssel von meinem Haus und Laden meinem Knecht, und wenn ich zurückkomme, finde ich alles in bester Ordnung; so etwas dürfte ich mit meinem weißen Nachbar nicht wagen.“ Auch wir auf Dijosazu konnten unser Haus, Hof und Eigentum monatelang unsern Leuten schon 1887 anvertrauen. Ein alter Kaufmann Er. bekannte in jenen Jahren wiederholt: „Wenn die Missionare nicht im Lande wären, so wäre es für uns Händler unmöglich, unter dem Volk zu verkehren, und wenn die Getauften nicht auf den Stationen wären, so könnten wir es hier nicht aushalten.“

Obwohl die Herero von vielen Weißen allgemein für Affen und Beeste angesehen und von manchen so behandelt wurden, lernten doch diese früher so wilden Nomaden den Wert des Menschenlebens schätzen. In dem Kriege 1880—90 benahmen sie sich im allgemeinen menschlicher gegen die Nama als diese gegen sie. Fast überall wurden unnötiges Blutvergießen und heidnische Greuel durch den Einfluß der Christen verhindert. Obgleich mehr als ein Herero unschuldigerweise wie ein Wild von schlechten Weißen behandelt und niedergeschossen wurde, so ist es doch Tatsache, daß die Herero bis Ende 1903 nie einen Weißen ermordet hatten. Der Tod der Engländer Christie und Mac Nab hatte andere Ursachen als Mordlust. Ebenso ist schon erwähnt, daß wilde Herero den ihnen fremden Reichskommisar Dr. Göring, als er sich im Jahre 1886 auf einer Reise von Omaruru verirrt hatte und, anderthalb Tag und Nacht dem Verdursten nahe war, im Felde fanden, zum Wasser führten, ihn in ihrer Werst bewirteten und zu seinem Wagen brachten. Ja, noch während des furchtbaren Abschießens der Hererobanden kam es vor, daß ein Soldat sich von seiner Kolonne, die hinter den Herero her war, verirrt und zwei andere Soldaten, die ihn suchten und fanden, auch verirrt, von drei Herero im Felde gefunden, mit Wasser und Dintjes bewirtet und auf den rechten Weg nach Omitare gebracht wurden. Hier aber geschah es, daß eine andere deutsche Kolonne ihnen begegnete und auf sie schoß, so daß einer der drei tot blieb und ein anderer verwundet wurde. Also ein Deutscher durch Deutsche erschossen, dem die Herero das Leben gerettet hatten. Das sind Tatsachen, ebenso wie es Tatsache ist, daß der Älteste von Okahandja, Johannes, dem Bezirksamtmannt Duff und Dr. Maß das Leben rettete. Ebenso bekannt sollte es sein, daß nach dem Telegramm des Gouverneur Leutwein vom 19. Mai 1904 sämtliche weiße Frauen und Kinder, bis auf vier, durch Hererochristen gerettet wurden. Noch vieles andere der Art ließe

sich anführen: doch es sei hiermit genug. Es liegt mir sehr fern, die Herero wegen ihrer Greuel und Mordtaten im Aufstande rein zu waschen. Nein, sie haben sich sehr schwer veründigt und haben ihre Strafe fünfssach dafür erhalten. Von unserer Seite aber sollte man sich doch auch ernstlich fragen: „Was hat dies Volk auf einmal so wild gemacht? Und weshalb haben sie nicht allein die Missionare, sondern auch noch so manche andere Deutsche nicht auf die Mordliste gesetzt?“ Liebe und freundliche Behandlung und Gerechtigkeit macht keinen Wilden zum Aufständischen.

Einer der dunkelsten Schatten im Charakter der Getauften soll der sein, daß sie ihren Missionaren den Aufstand verheimlicht und sich an den Mordtaten mit beteiligt hätten. Letzteres ist nur von einigen und zwar abgefallenen und jungen Getauften bewiesen. Was ersteres betrifft, so ist es tief zu beklagen, daß selbst einige Missionare klagen mußten, „sie hätten fast niemanden mehr, denen sie ihr Vertrauen schenken könnten.“ Wie kam das? Wie war dies möglich? Diese schwerwiegende Frage hat uns oft sehr beschäftigt. Ich erinnere an die schweren Monate August bis Oktober 1888, wo durch unweise Handlungen einiger unserer Missionare, durch den Hausverkauf auf Otjimbingue und Büttners Wiederkehr als Reichskommissar, sowie durch englische Aufwiegeleien die Herero auch beinahe zu allen Missionaren, weil wir Deutsche waren, das Vertrauen verloren hatten. Es ist zu bekannt, in welcher Weise die Herero nun seit den Jahren 1898—1903 bedrückt und behandelt wurden und wie der Gouverneur bemüht war, den vielen Klagen durch die Verordnungen von 1899 und 1903 abzuhelpfen. Die Leute kamen mit all ihren vielen Klagen auch zu uns. Die Missionare, besonders der Präses Diehl und ich, sein Stellvertreter, daneben besonders auch die Missionare Eich, Dannert und Lang erhielten von dem Gouverneur immer wieder das Versprechen, daß den Herero Gerechtigkeit in allem widerfahren solle. Wir konnten auch nichts anderes von unserer deutschen Regierung glauben und versicherten unseren Herero heilig und teuer, daß sie gerecht behandelt werden sollten. Der Gouverneur kam von seiner Reise im April 1903 zurück und erließ im Anfang Oktober 1903 eine neue Kreditverordnung; ebenso sollte endlich die Reservatsfrage im September 1903 zur Entscheidung kommen. Die Herero erhielten aber nicht, was sie erwarteten, und das, was wir ihnen im Namen des Gouverneurs versprochen hatten, erfüllte sich nicht. Da waren wir in ihren Augen Lügner geworden, deutsche Missionare, denen man nicht mehr trauen konnte. Waren doch die Deutschen durch uns ins Land gekommen. An englischen Aufwiegeleien wird es auch nicht gefehlt haben. Nur so und nicht anders kann ich es mir erklären, daß die Herero ihr Vertrauen zu uns verloren, nicht allein aber zu uns, sondern auch zu dem Gouverneur. Er sowohl wie wir standen bei den Herero im Verdacht als solche, die falsches Spiel mit ihnen trieben, denen nicht mehr zu trauen sei. Mich des näheren hierüber zu

verbreiten, ist hier nicht der Ort. Ich bin mir wohl bewußt, daß die Mehrzahl unserer jungen Getauften seit 1898 keineswegs so waren, wie wir sie uns wünschten. Immerhin gab es auch eine Anzahl achtungswerter Christen unter ihnen, die auch im Kriege ihr Christentum nicht verleugnet haben und welche besser waren als manche unter ihnen lebende Weiße. Dieses lasse ich mir nicht nehmen.

Während der Fertigstellung des Buches für den Druck hat sich der traurige Aufstand abgespielt. Sämtliche Hererogemeinden haben sich diesem angeschlossen und sind mit ihrem Volke zersprengt oder vernichtet worden, nur ein kleiner Rest Getaufter ist übrig geblieben. Die noch im Jahre 1903 überall blühenden und hoffnungsvollen Gemeinden haben fürs erste aufgehört zu sein. Die Friedensarbeit hat der blutige Krieg abgelöst. Er hat Hereroland zu einer Wüste gemacht, voll von Menschenleibern und Viehkadavern. Überall begegnen wir den bleichenden Gebeinen der Herero und den Gräbern tapferer deutscher Soldaten. Das Land ist zu einem großen Kirchhof geworden, auf dem Weiße und Schwarze dem großen Tage der Auferstehung und des gerechten Gerichts entgegenruhen.

Dem Leser des Buches wird aber oft die Frage gekommen sein: Warum und weshalb sind auch die Hererochristen und Gemeinden mit in den Aufstand getreten? An dieser Frage stillschweigend und ohne Antwort vorüberzugehen, könnte man mir als Unaufrichtigkeit auslegen. Ich erachte es deshalb als eine Pflicht nicht allein gegen die Hererogemeinden und ihre Missionare, sondern auch gegen die Missionsfreunde in der Heimat, auf diese Frage mit einigen kurzen Andeutungen zu antworten.

Vielleicht aber erwarten auch nicht wenige Leser von mir, etwas Näheres über die Ursachen des Aufstandes selbst zu hören. Hierauf nur dies zur Antwort.

Eine Flut von Zeitungsartikeln und Broschüren ist bisher schon über den Aufstand erschienen. Ich kann nur raten, diese oft einander in nicht geringem Maße widersprechenden Darstellungen mit Vorsicht zu lesen. Nur einige wenige Männer haben sich ein gerechtes, objektives Urteil über den Aufstand und seine Ursachen gewahrt. Auf ihre wahrheitsgetreuen Zeugnisse aber hat die öffentliche Meinung bisher viel zu wenig Wert gelegt noch sie beachtet. Solange das aber nicht geschieht, erachte ich die Zeit noch nicht für gekommen, wo unser empfindliches Zeitalter für eine treue, gerechte Darstellung der Ursachen des Aufstandes Verständnis hat. Immerhin findet der Leser hierüber in der amtlichen Denkschrift des Reichskanzlers Fürsten v. Bülow vom 29. November 1904 reichliches Material, wonach er sich ein eigenes Urteil bilden kann.

Unter all den in dieser Denkschrift aufgeführten Mißständen aber hatten auch unsere Christen und Gemeinden schwer mitzuleiden. Es sei jedoch noch einmal daran erinnert, daß nicht, wie oft fälschlich behauptet worden ist, sich alle Getauften der Rheinischen Mission am Aufstand mitbeteiligt haben. Ein Teil Herero sowie die Bergdamragemeinden in Okombabe und Windhuk und die Bastardgemeinde in Rehoboth sind diesem fern geblieben. Ferner ist zu beachten, daß die getauften Herero kaum 6 Prozent ihres Volkes ausmachten; es ist amtlich festgestellt worden, daß auf 200—300 Heiden 15 Getaufte kamen.

Nach den Mordtagen aber vom 12.—14. Januar 1904 blieb den Getauften, obwohl sich nur wenige von ihnen und niemand von den gereisteren Christen an dem Morden mitbeteiligt hatten, keine andere Wahl, als mit ihrem Volk von den Stationen wegzuflüchten. Sie hätten es zu einem guten Teil sicher nicht getan, wenn sie nicht auf der einen Seite die Rache der Deutschen, auf der anderen Seite die ihrer Stammeshäupter zu fürchten gehabt hätten. Mit ihrer Flucht aber waren sie in den Strudel des Aufstandes mit hineingerissen.

Auf einen Hauptpunkt ist weiter bei der Beurteilung des Verhaltens der Getauften besonderes Gewicht zu legen und mehr, als es bisher oft geschehen ist, daß nämlich die Getauften sich als Herero mit ihrem Land und ihrem Volk, mit dessen Stammesgesetzen und sozialen Einrichtungen, mit dessen Rechtsempfinden, Fühlen und Denken ebenso enge, ja noch enger verbunden fühlten, als viele Deutsche es mit ihrem Vaterlande und Volke sind. Die Herero bildeten sozusagen eine große Stammesfamilie, aus der auch die Getauften sich nicht lösen konnten und mochten. Darum fühlten sie auch die Vergewaltigungen, die das ganze Volk meinte erlitten zu haben, ebenso tief mit. Der Aufstand war auch ihnen eine nationale Sache. Sie glaubten zum Teil mit ihrer Beteiligung an ihm so im Rechte zu sein, daß sie, wie die Tjetjooschen, es nicht verstanden, daß ihre Missionare nicht bei ihnen bleiben wollten.

Es war ferner auch bei der ganzen Behandlung des Volkes kein Unterschied zwischen ihnen und den Heiden gemacht worden. Auch ihnen war alles Garten- und Weideland bis auf minderwertige Streifen verloren gegangen. Ob und inwieweit durch eigene oder durch anderer Schuld, sei hier nicht näher erörtert. Als schließlich die Reservatsfrage, in der sich die Missionare für ihre Christengemeinden bisher so gut wie vergeblich gemüht hatten, zum Austrag gebracht werden sollte, wurde gerade sie ein Anlaß zum Aufstand mit.

Nicht anders war es bei dem letzten gewalttätigen Eintreiben der Schulden von seiten der Händler. Obwohl die Getauften doch längst fast alle auf den Stationen ansässig und durch zu vieles von den Heiden zu

unterscheiden waren, wurde mit ihnen nicht anders als wie mit diesen verfahren, ja gerade sie wurden oft noch unsanfter behandelt als ihre heidnischen Landsleute. Auch fühlten sie mit ihren heidnischen Volksgenossen mit, wenn bei dem Schuldeintreiben selbst vor dem „heiligen“ Stammesvieh nicht Halt gemacht wurde, das kein Herero bei Strafe durch die Ahnen veräußern durfte und das den Leuten zugleich zum Lebensunterhalt unbedingt nötig war.

Wenn man den Bemühungen der Missionare für die sich bildenden Christengemeinden durch Sicherstellung von Reservaten rechtzeitig entgegengekommen wäre, auf denen diese sich durch Viehzucht, Gartenbau usw. ihren sicheren Lebensunterhalt hätten schaffen können, wie man es bei den Bergdamra auf Okombabe getan hat, — ich habe die Frage schon einmal gestellt, — ob dann die Christen mit den Heiden bei dem Aufstand gemeinsame Sache gemacht hätten?

So sind die Gemeinden mit in den Aufstand getreten und haben die ganzen furchtbaren Folgen des Aufstandes mitzutragen bekommen. Wenn aber ihre noch übriggebliebenen Reste sich ganz wieder gesammelt haben, dann werden die Zeugnisse dafür noch reichlicher werden, als sie schon vorliegen, wie in dem Aufstande selbst die Christen sich von den Heiden getrennt gehalten haben, wie nicht nur die Evangelisten als Männer des Wortes sich von den eigentlichen Kämpfen ferngehalten, wie sie zusammen mit den Ältesten ihre Leute treulich mit Gottes Wort versorgt haben, wie mancher Gottesdienst draußen im Kriegsfelde gehalten worden ist, und wie manche der fliehenden, gehekten und vom Hunger fast vergehenden Menschen, wenn sie auf der Flucht alles wegwarfen, um das nackte Leben zu retten, doch eins nicht wegwarfen, ihre Bibel. „Wie konnten wir das?“ wie sie jenem jungen Missionar (Diehl) antworteten, „das war ja unser einziger Trost.“

Der Herr hat seine Sache und sein Volk auch unter den Herero gehabt und hat es noch; darum ist es uns Missionaren und allen rechten Missionsfreunden mit uns gewiß, daß er doch auch unter diesem gleich anscheinend vernichtenden Gericht seine Friedensgedanken über dem Volk hat, wie er sie bei den schweren Gerichten der neunziger Jahre gehabt hat. Darum stehen wir und schauen wartend ihrer Offenbarung entgegen.

Das Hererovolk ist durch den Aufstand wie vernichtet. Von seinen Herden lebte der Handel ausschließlich; auch dieser ist vernichtet. Die Missionsarbeit und deren Kulturerfolge sind mit zerschlagen. Nur wenige Trümmer der schmerzsvollen Arbeit sind übrig geblieben. Von den 7—8000 Herero, die

sich ergeben haben, sind in Swakopmund und auf den andern Stationen schon an 2000 gestorben, und wieviele werden noch sterben? Das Land ist nicht auf friedliche Weise erobert worden, sondern durch viel Blutvergießen in deutschen Besitz übergegangen. Ist das Land wirklich solcher Opfer wert? Werden die Reste der Herero wieder Vertrauen zu den Deutschen gewinnen? Wird die Mission andere Bahnen als die bisherigen einschlagen können? Wir stehen vor einem uns noch unbegreiflichen Gerichte Gottes über dem Lande und seinen Bewohnern. Möchten die kommenden Zeiten Friedenszeiten werden, in welchen die Mission und die Kolonialpolitik, jede in ihrem Bereich, den schwarzen deutschen Untertanen besseres Christentum und bessere christliche Kultur übermitteln!



Namen- und Sachregister.

Aberglaube 131 ff.
 Aaasgeier 40.
 Abkommen der Flüsse 13.
 Abraham Swarboi, Häuptling 272. 183.
 Ackerbau 117. 120.
 Atefte 331. 346.
 Affen 38.
 Ahnen 73. 74.
 Ahnenkultus 75. 95. 168.
 Ahnenvieh 169.
 Alexander, Kapitän 8.
 Alkohol 161. 167.
 Aloe 25.
 Altenanteil 146.
 Amaiib, Station 277.
 Ameisen 11. 45.
 Ameisenbär 38.
 Amphibien 40.
 Anabaum 25.
 Anderson 161—163. 178. 241.
 Anz, Lic. Pfarrer 213. 277.
 Aponda, Salomo, Häuptling 178. 200. 209.
 Arbeit 115 ff. 278. 279. [253. 285 ff.
 Arbeitsgelegenheit 117.
 Arnim, Gräfin 294.
 Assagai 122.
 Auasberge 11.
 Auferstehungsglaube 129. 130.
 Auftand 301.
 Augustineum 135. 245—249.
 Bam, Missionar 227.
 Bandwurm 46.
 Bantu 66 ff. 146 ff.
 Baumann sen., Missionar 273. 310 ff.
 Baumann jun., Missionar 274.
 Baumschlange 40.
 Begräbnis 129.
 Beiderbede, Missionar 246. 280 ff. 308. 325 ff.
 Bekehrung 337 ff.
 Berge 10. 11.
 Bergdamra 149—157. 172. 266. 272—274. 309.
 Bernsmann, Missionar 246. 255. 317 ff.
 Beschneidung 102 ff.
 Betschuanen 172.
 Bienen 44.
 Blattern, schwarze 144.
 Blindschleiche 42.
 Blutrache 142 ff.
 Böhm, Missionar 182. 241.
 Brandberg 9.
 Brinder, Missionar 179 ff. 244 ff. 252 ff. 258.
 Brodmann, Missionar 303 ff.
 Brunnen 14. 121 ff.

Büffel 75.
 Buren 200 ff.
 Buschlaus 47.
 Buschleute 157 ff.
 Butter 113.
 Büttner, Missionar 194. 206. 214. 246.
 Cape Croß 5.
 Chamäleon 43.
 Chinin 126.
 Christian, Häuptling 177.
 Cloete, Missionsgehülfe 240. 252. 266. 272 ff.
 Dannert, Missionar 246. 269. 273 ff. 314 ff.
 Dattelbaum 283.
 Detering, Missionskolonist 326.
 Dickmilch 113.
 Dieptal 13.
 Diebstahl 140 ff.
 Diehl sen., Missionar 246. 257 ff. 264 ff.
 Durchschlag 12.
 Dürre 6. 249.
 Ganda 87. 145.
 Eich, Jr., Missionar 193 ff. 305 ff.
 Eich, W., Missionar 306. 311 ff.
 Eichhörnchen 38.
 Eidechse 43.
 Eigentumsrecht 134 ff.
 Eisenbahn 219. 265.
 Elephant 35. 281.
 Eger, Missionar 327 ff.
 Eiphas, Atefter 299.
 Engländer 200.
 Enten 39.
 Epochenjahre 222 ff.
 Eputiro 14.
 Erbe 145.
 Erbfolge 145 ff. 335 ff.
 Erbschaft 146.
 Erdhund 38.
 Erdnüsse 113.
 Erdschwein 38.
 Eritzen, Händler 185.
 Erongogebirge 10.
 Eule 40.
 Evangelisten 333 ff. 346.
 Fajan 39.
 Fata morgana 17. 18.
 Feigenbaum 283.
 Feldbrunnen 15.
 Felling, Kolonist 241.
 Fetische 78.

Feuer, heiliges 78 ff.
 Fieber siehe Malaria.
 Filialstationen 331 ff.
 Finnische Mission 8.
 Fliegen 46.
 Fluch 130.
 Flüsse 12 ff.
 Frachtpreise 115.
 François, von 179. 198. 210 ff. 277.
 Friede 160—163. 181 ff. 257. 305.
 Frosch 44.
 Fuchs 36.

Gartenbau 48. 115 ff. 267.
 Gaub, Missionsstation 324.
 Gebirge 10.
 Geißerglaube 131.
 Gemeinschaftsverbände 87.
 Gemütsböcke 35.
 Gerberei 123—124.
 Gerichtswesen 140.
 Gertse, Johanna 238.
 Gesellschaftsbügel 39.
 Gespenster 131.
 Getaufte 263 ff. 345 ff.
 Gewissen 65. 66.
 Gideon, Missionsstation 210.
 Giraffe 35. 271.
 Gobabis, Missionsstation 253.
 Göring, Dr. 135. 194 ff. 205—214. 264.
 Gott 72.
 Gottesname 72. 75.
 Götterbaum 75. 77.
 Grabdenkmal 129 ff.
 Grenze 8. 135.
 Gürteltier 43.

Haartracht 104.
 Hälbich, Kaufmann 164. 241. 295.
 Hahn, H., D., Missionar 115. 163 ff. 177 ff.
 202. 227 ff. 241 ff. 260. 292.
 Hammann, Missionar 255. 322.
 Handel, Händler 119. 160—171. 174. 275. 345.
 Harmonium 39.
 Hauptlinge 137. 210.
 Häuserbau 122. 262.
 Heidmann, Missionar 197. 259.
 Heilmittel 127.
 Hendrit Jes 179.
 Herero-Überglaube 131.
 — — Abstammung 53.
 — — Altar 49. 50.
 — — Alter 58. 126.
 — — Arbeit 115 ff.
 — — Beschneidung 102.
 — — Bettelrei 60.
 — — Charakter 58—65.
 — — Dankbarkeit 62.
 — — Ganda 90—93.
 — — Ehe 105. 142.
 — — Ehebruch 141.

Herero-Ehescheidung 110.
 — — Eigentumsrecht 134 ff.
 — — Epochenjahre 222.
 — — Erbrecht 144.
 — — Erteilung 145.
 — — Familienverhältnisse 87. 93.
 — — Farbe 51. 76.
 — — Feuer, heiliges 78. 81.
 — — Frauen 56.
 — — Friede von 1870 173.
 — — Geburt 43—96.
 — — Gottesname 52.
 — — Grab 129.
 — — Häuptlinge 137.
 — — Hausgeräte 112. 123.
 — — Heirat 103—105.
 — — Kommunismus 136.
 — — Krankheiten 126.
 — — Kriege 171—191.
 — — Nahrung 113—115.
 — — Namengebung 95.
 — — Nationalzeichen 55. 104.
 — — Religion 76 ff.
 — — Sitten 93 ff.
 — — Soziale Verhältnisse 134 ff.
 — — Sprichwörter 61 ff.
 — — Speisegejeze 87. 88.
 — — Stämme 87. 92.
 — — Tänze 107. 125.
 — — Tätowierung 56. 105.
 — — Tod 128.
 — — Totenopfer 81.
 — — Undankbarkeit 62.
 — — Verlobung 105.
 — — Viehzucht 118.
 — — Waffen 113.
 — — Wohnsitze 135.
 — — Zahl 52.
 Heuschrecken 47. 151. 288. 303.
 Hörnemann, Missionar 237 ff.
 Hunde 35.
 Hyäne 37.
 Igel 38.
 Insetten 44.
 Irie, Missionar 181. 246. 254. 257 ff. 306.
 Jahreszeiten 224 ff.
 Jambeta, Häuptlingsstochter 260.
 Jan Jonker Afritaner 178 ff. 210. 241. 275.
 Jonker Afritaner 172 ff. 176 ff. 227. 241. 258 ff.
 Josophat, Schullehrer 289. 306 ff. [275.
 Judd, Missionar 186. 294.
 Käfer 46.
 Kaeteuabi, Häuptling 305.
 Kahimemua, Häuptling 178. 209. 253. 290 ff.
 Kahitjine, Häuptling 258.
 Kaiser Wilhelmsberg 10. 177. 267.
 Kajata, Häuptling 212. 321.
 Kaktus 254.
 Kandiritirira, Häuptling 82. 261.

Kambazembi, Häuptling 121. 209. 217. 280.
 Kamef 205. 222 [293. 309 ff.
 Kameldornbaum 258.
 Kamuzandu 234 ff.
 Kanaimba, Häuptling 321.
 Kambjii, Häuptling 280.
 Khandluß 14.
 Karibib, Missionsstation 327 ff.
 Katholische Missionare 268. 277.
 Katjamuaha, Häuptling 172. 176. 182. 319 ff.
 Kaze 38.
 Kinderreichtum 127.
 Kirche 229 ff. 263. 279.
 Kirchbau 278.
 Kirri 123.
 Kleinschmidt, Missionar 4. 177. 227. 241.
 Klima 23.
 Klippbock 38.
 Kolbe, Missionar 334 ff.
 Kolonisten 118. 241 ff.
 Komassgebirge 11.
 Kommunismus 136.
 Konferenz 251.
 Kornelius, Häuptling 273.
 Kremer, Missionar 224 ff.
 Kriege 171—176. 296 ff. 306 ff. 317.
 Kriegsschiffe 200.
 Krönlein, Missionar 181. 259.
 Kronland 274.
 Krüger, John 324 ff.
 Kuddu 35.
 Kuhlmann, Missionar 323 ff.
 Kuhn, Dr. 302.
 Kuisib, Fluß 4.
 Kufuri, Häuptling 146. 280 ff. 291 ff.
 Küste 9.
 Kultur 4. 118. 125.
 Kunene, Fluß 245.
 Kupfermine 161.

Landwirtschaft 118.
 Lang, Missionar 249. 299. 319 ff.
 Leguan 43.
 Leopard 37.
 Leutwein, Oberst, Gouverneur 218—221. 312.
 Lewis, Händler 105 ff. 214.
 Lievenberg 10.
 Livingstone 65.
 Löwe 36. 281.
 Luchs 38.
 Lüderik 204 ff.
 Lungenseuche 114. 303.

Maharero, Oberhäuptling 137. 146. 166—169.
 177 ff. 216. 258 ff. 282.
 —, Samuel 139. 169. 216. 246 ff. 264. 299.
 —, Wilhelm 128. 185 ff. 246 ff. 262. 282.
 Malaria 126. 217. 283. 288. 309. 324.
 Manasse, Häuptling 209. 229.
 Matabelen-Häuptling 222.
 Maulbeerbäume 286 ff.

Mbanderu 179 ff. 253. 283 ff. 299. 301.
 Meier, Missionar 266.
 Meyer, Missionar 255.
 Michael, Häuptling 270.
 Milch 33. 113. 121.
 Milzbrand 114.
 Mineralien 161.
 Mission 227 ff.
 Missionare 330.
 Missionserfolge 116. 335 ff.
 Missionsgegner 336 ff.
 Missionsgehülsen, eingeborene 331 ff.
 Missionskolonie 115. 162. 241.
 Missions-Handelsattengesellschaft 162. 243.
 Missionsmethode 335 ff.
 Missionsstationen 162. 257 ff.
 Monate 224.
 Monogamie 127.
 Mord 142—143.
 Nordfels 258.
 Nochsustage 38.
 Nosquito 48.
 Mundrecht 136.
 Rücken 48. 257.
 Munition 162. 165.
 Mureti, Häuptling 209.

Nachlaß 146.
 Nama 177. 275 ff.
 Namengebung 95.
 Nangoro, Häuptling 239.
 Ndjambi Sarunga 72 ff.
 Neu-Barmen, Missionsstation 229. 241. 252 ff.
 Nise, Oberamtmann 217.
 Niederwelland, Missionar 269. 272.
 Nitodemus, Häuptling 216 ff.
 Nomaden 118.
 Nojob, Fluß 12. 14. 299.

Oindjes 113. 151.
 Otahandja 181 ff. 196. 228. 257 ff.
 Otatango 258.
 Otandjira 283.
 Otastafondara 46.
 Otatjapia 152. 283. 293.
 Otatumba 127. 283. 297.
 Otazeva, Missionsstation 223 f.
 Otomaija 318.
 Otombabe, Missionsstation 266. 271 ff. 345.
 Otongava 306.
 Olpp, Missionar 251. 259.
 Omahete, Sandfeld 11.
 Omaruru, Missionsstation 266 ff.
 Omataoberge 10. 14.
 Omburo, Missionsstation 314—319.
 Omuramba 12.
 Omuveromue 10. 306.
 Ondonga 239.
 Ondrohungu 283.
 Opfer 81 ff.
 Opferaltar 78 ff. 98.

Dyfertorb 113.
 Diona, Filial 182 ff. 254. 258.
 Dtabi 161.
 Dtiangombe 280. 306.
 Dtihaenena, Missionsstation 249. 319—322.
 Dtitango, Missionsstation 161. 188. 229. 241.
 252. 280 ff.
 Dtitune 281.
 Dtiumbingue, Missionsstation 4. 149. 162 ff.
 177. 236. 241 ff.
 Dtiiruze, Filial 196.
 Dtituezu, Filial 186. 321 ff.
 Dtiizeva, Missionsstation 304 ff.
 Dtiombinde 171.
 Dtiomutaru 180. 252.
 Dtiongeama 280.
 Dtiofazu, Missionsstation 127. 188. 280—304.
 Dtiomjati 161. 282.
 Dtiozondjuba, Missionsstation 121. 149. 280.
 306—314.
 Dtiunda 219.
 Dvagherero 51.
 Dvambanderu 50. 52.
 Dvambo 51. 117. 238. 244.
 Dvatimba 51.
 Dviombo, Filial 283. 303.
 Dvitoforero 280.

Palgrave, C., Resident 139. 161 ff. 185. 201 ff.
 Panther 37. [293].
 Papagai 40.
 Paradiesvogel 40.
 Fabian 38.
 Perlhuhn 38. 148.
 Pest 127.
 Pfau 39.
 Pfeilgift 149.
 Pferde 34.
 Pflanzenwelt 25—30.
 Pocken 126.
 Polygamie 109.
 Pontof 112. 129.
 Puffotter 42.

Quellen 15. 258. 307 ff.

Rabe 39.
 Rath, Missionar 230 ff.
 Ratssversammlung 258.
 Raubbögel 39.
 Regenjahre 40.
 Rehoboth, Missionsstation 187. 277. 345.
 Rhinogerös 36.
 Riarua 217. 261. 264. 288.
 Riarua, Josaphat 288.
 Riarua, Aſſa 219.
 Rinderpest 114. 127. 219. 301 ff.
 Rindvieh 33. 34.
 Riesenschlange 40.
 v. Rohden, Missionsinspektor 298.

Rojinen 113.
 Rote Boois 299. 301.
 Ruſt, Miſſionar 210.

Salomo, Evangelist 215.
 Schaar, Miſſionar 273 ff.
 Schafe 34.
 Schafal 37.
 Scheypmann, Miſſionar 230.
 Scheypmannsdorf 230. 273. 329.
 Schildkröte 43.
 Schinz, Dr. 184.
 Schlangen 40—43. 283.
 Schmelen, Miſſionar 227.
 Schmiederei 115.
 Schneiderei 123 ff.
 Schöneberg, Miſſionar 236.
 Schöpfungsjagen 75 ff.
 Schröder, Miſſionar 186. 275 ff.
 Schulen 289.
 Schullehrer 249. 289.
 Schuldopfer 85.
 Schutz, deutſcher 274.
 Schutztruppe 213 ff. 277.
 Schutzverträge 135. 210 ff.
 Segen und Fluch 130.
 Siebe, Miſſionar 277.
 Sklaven 65. 146. 176. 305.
 Sklaverei 137.
 Storpion 47.
 Speiſchlange 42.
 Spellmeier, Miſſionar 252.
 Spiele 125.
 Spitztoppe 9.
 Sprache 66—71. 230 ff.
 Springbock 35.
 Springhaſe 38.
 Spurfuchen 141.
 Stachelſchwein 38.
 Statiſtit 329 ff.
 Steinbock 38.
 Stinktief 38.
 Straußen 36. 283.
 Sündflutſage 76.
 Swatop, Fluß 4. 9. 13.
 Swatopmund 65. 347.

Tabak 115. 120. 152.
 Tänze 125. 155.
 Tarantel 48.
 Tauben 39.
 Taufunterricht 337 ff.
 Taufendfuß 48.
 Tauſchhandel 165.
 Teiche 15. 16.
 Termiten 2. 45. 67.
 Thronfolge 137.
 Tierwelt 32 ff.
 Tjakerani, Häuptling 268.
 Tjetjo, Häuptling 146.
 Tjienda, Häuptling 291.

Tjiharine, Häuptling 215.
Tjitongo, Häuptling 245.
Tjipandeta, Häuptling 245.
Töpferei 124.
Taubis 196.
Tetsefliege 46.
Typhus 126.

Verfassung 137.
Vieh, heiliges 168. 346.
Viehreichthum 33.
Viehzucht 48. 120.
Viehe, S., Missionar 209. 245 ff. 263—269.
Vingava, Häuptling 283.
Verlobung 105.
Vögel 38.
Voigts, Ab., Kaufmann 300.
Vorgeschichte 5.

Wachtel 39.
Wagen 119. 262.
Wagenbauer 115.
Wahrjager 113. 280.
Walfschbai 8. 201 ff. 273. 329.
Wandres, Missionar 277 ff.
Wanze 46.
Wassermangel 149.
Wassermelone 150.
Wasserrechte 134.
Wasserscheide 13.
Wasserverhältnisse 18 ff.
Waterberg 134. 306 ff.
Weber, Missionar 253.
Weiberechte 134 ff.
Weibergemeinschaft 110.

Weinberge 4.
Weinstock 286.
Weizenbau 4. 258 ff. 267.
Weizenernte 118 ff. 243. 283—286 ff.
Wetwitschia 31.
Werft 112. 122.
Werkzeuge 121.
Wespen 44.
Wiedehopf 39.
Wilhelm I., deutscher Kaiser 294.
Wilhelmsfeite 215. [345.
Windhut 183 ff. 205. 215. 267 ff. 275—280.
Witboi, Hendrik, Häuptling 133. 193 ff. 209.
218. 264.
Witboi, Siddo 181.
Witboi, Moses, Häuptling 187 ff. 193.
Wohnsitze 134. 262.
Wölfe 37. 260.
Wüste 12.
Wüstengürtel 9.

Zähnefeilen 104.
Zauberei 130—133.
Zauberer 40. 127. 146.
Zaunkönig 39.
Zebra 35.
Zede 47.
Zeit 115.
Zeitrechnung siehe Epochen.
Zeraua, Häuptling 244. 266 ff.
Zes, Hendrik 253.
Ziegen 34.
Zivilisation 135.
Zwartboi 186.
Zwillinge 97.



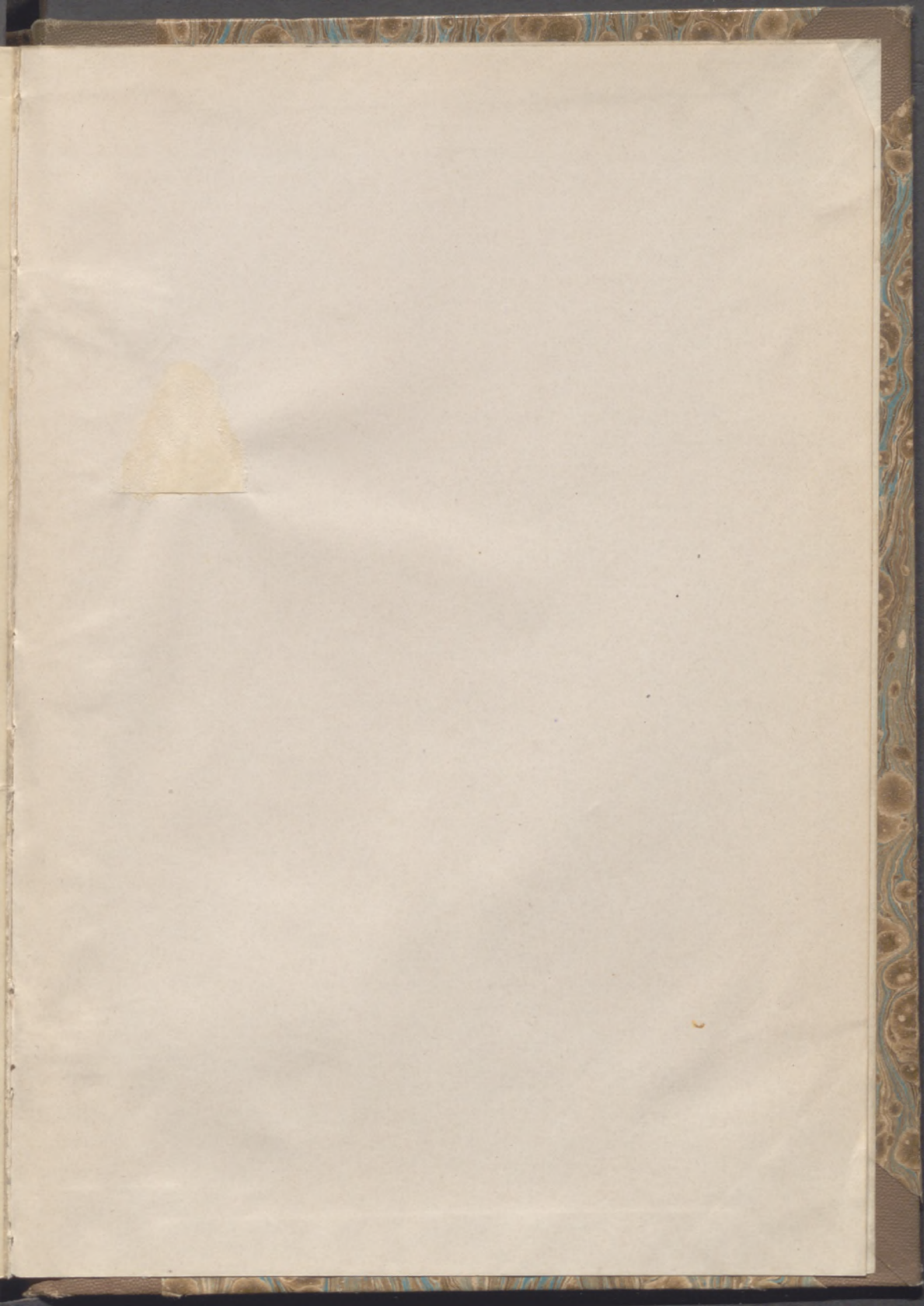
Karte des
Hererolandes
 Maßstab 1:800000
 0 5 10 20 30 40 km
 † Missionsstation † Filial

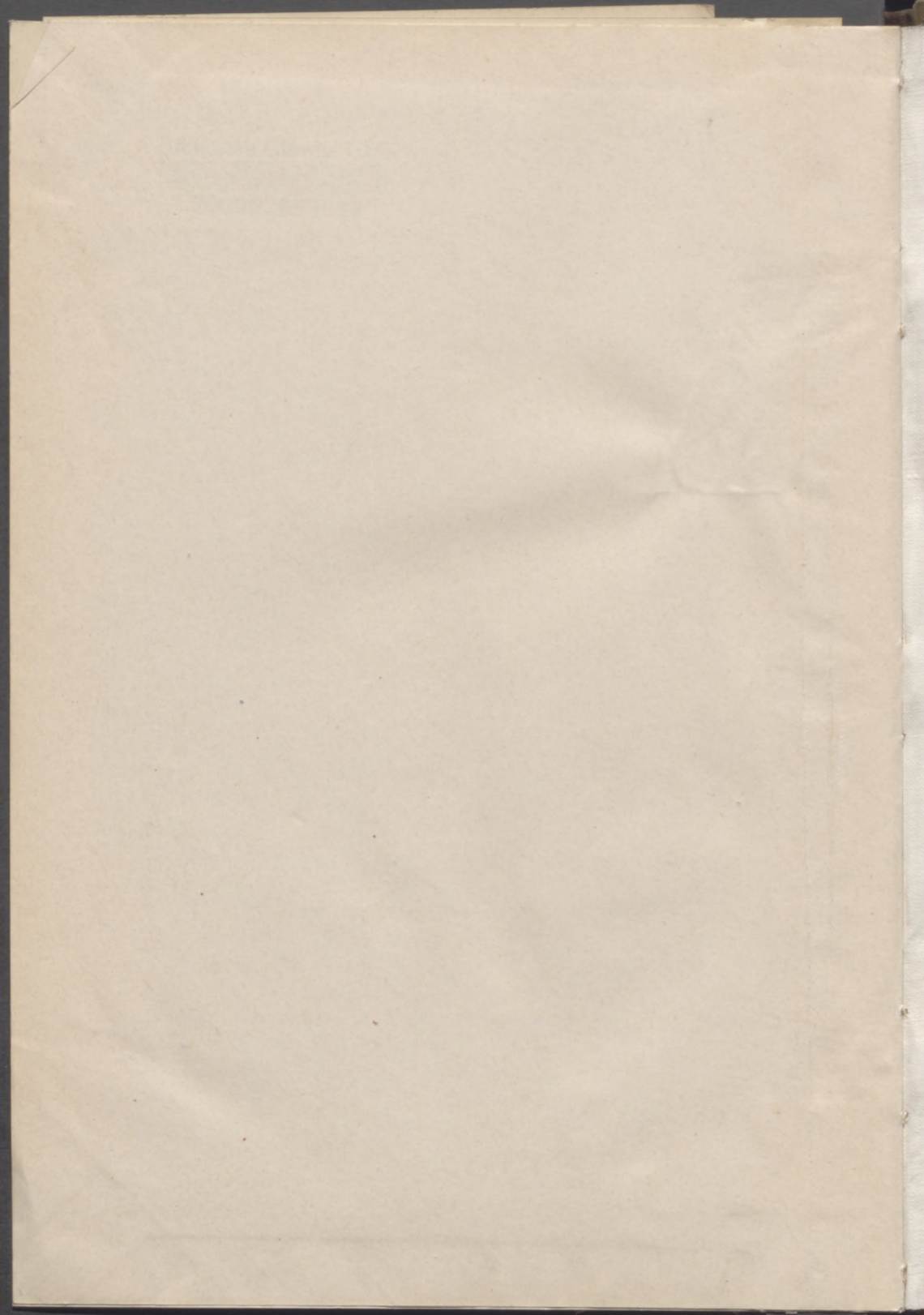


Biblioteka Główna UMK



300052683089





1 Karte 3.6.19.

